Jeanne Darc

in Geschichte, Legende, Dichtung

auf Grund neuerer Forschung

dargestellt von

Richard Mahrenholtz.

Mit 1 Kärtchen.

Leipzig 1890
Rengersche Buchhandlung
Gebhardt & Wilisch.

Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.

Vorwort.

Wennschon die Geschichte Jeanne Darcs auch in Deutschland mehr als einmal erzählt worden ist, so macht die unablässig fortschreitende Forschung französischer Gelehrter und die dadurch herbeigeführte Umgestaltung der alten Tradition eine neue Darstellung wünschenswert. Bei uns hat 1864 der verdienstvolle G. Fr. Eysell eine ausführliche, 744 Seiten umfassende Biographie der Jungfrau von Orleans geschrieben, welche damals eine Zierde deutscher Wissenschaft war, heutzutage aber nicht mehr allen Anforderungen genügen kann. Zudem ist sie zu eingehend und breit, um auf das Interesse weiterer Kreise rechnen zu können, welches der durch Schiller verherrlichten Jungfrau sich naturgemäß und bereitwillig zuwendet. Die populäre Biographie Jeannes, welche H. Semmig 1885 erscheinen ließ, entspricht weder dem Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung, noch zeigt sie Unparteilichkeit, die erste Eigenschaft des Historikers. Hase, Scherr, Sickel und andere haben Johannas Wirken nur gelegentlich, mehr oder minder ausführlich, behandelt.

Die Vorstudien zu dieser auf die Hauptpunkte in Jeannes Leben und Wirken gerichteten, alles unwesentliche Detail bei Seite lassenden Schrift sind vor Jahren begonnen und neuerdings durch längeres Arbeiten auf der Pariser Nationalbibliothek vervollständigt worden. Der Verfasser hat sich bemüht, jede politische oder religiöse Voreingenommenheit fernzuhalten, dem bei einer Persönlichkeit, wie Jeanne Darc, leicht begreiflichen Enthusiasmus keinen Einfluß auf sein Urteil zu gestatten, den Gegnern der Heldin, selbst einem la Tremouille und Bischof Cauchon, gerecht zu werden. Vor allem hat er die Legende und Tradition von der sicher beglaubigten Geschichte zu scheiden gesucht und den Zusammenhang der allgemeinen Verhältnisse mit Johannas persönlichem Wirken festgehalten. Das

Idealbild der Prophetin muß in mancher Hinsicht verblassen und verschwinden, wenn wir von ihr das hinwegnehmen, was andere für sie und neben ihr gethan haben, desto deutlicher und verständlicher wird uns ihre geschichtliche Stellung. Abweichend von den bisherigen deutschen Darstellungen ist die Auffassung Karls VII., doch stützt sie sich auf Forschungen und Urteile namhafter französischer Gelehrter.

Die Frage nach der göttlichen Einwirkung auf Johannas Thaten und Geschicke ist, da sie den Rätseln des Jenseits, nicht der deutlich erkennbaren Wirklichkeit angehört, nur kurz gestreift worden, auch hierin hat sich der Verfasser dem Vorgange französischer Biographen und Quellenforscher angeschlossen. Neben der eigentlichen Geschichte Johannas erschien uns nicht nur ein Überblick der Chroniken des XV. Jahrhunderts, in denen die Jungfrau einen hervorragenden Platz einnimmt, sondern auch der dichterischen Darstellungen Jeannes und der neueren Litteratur durchaus notwendig. Um aber den Raum unserer Schrift möglichst einzuschränken und das Interesse der Nichtfachleute zu berücksichtigen, war eine kurze, knappe Darstellung und eine Beschränkung auf das unbedingt Wichtige geboten. Die Beweise und Citate sind von der Schilderung selbst getrennt, damit die Übersicht nicht verwirrt werde und auch in ihnen ist nur das unumgänglich Notwendige gegeben worden. Von den zahlreichen Quellen haben wir in erster Linie Johannas Selbstzeugnisse und die gesammelten Urkunden berücksichtigt, den mehr oder minder parteiischen Chroniken geringere Beachtung geschenkt.

Denen, die Johanna nur im Lichte der nationalen und kirchlichen Legende oder der dichterischen Verklärung zu schauen vermögen, wird unsere Darstellung kaum zusagen, vielleicht aber wird sie von anderen mit derselben Unbefangenheit aufgenommen, aus der sie hervorgegangen ist.

Dresden, März 1890.

Dr. R. Mahrenholtz.

Einleitung.

Lage Frankreichs um das Jahr 1429.

Den mehr als hundertjährigen Kampf Englands und Frankreichs (1339—1453) hat ein deutscher Dichter als den Streit der Prosa und Poesie bezeichnet, der Geschichtsforscher wird in demselben vielmehr den Gegensatz der mittelalterlichen und modernen Richtung erkennen. Von Anfang an stützten sich die englischen Könige auf die Macht der Städte Britanniens und der belgischen Landschaften und handelten im Einverständnis mit der Volksvertretung, Frankreichs Herrscher sahen in dem ritterlichen Adel in und außerhalb Frankreichs ihre Bundesgenossen. Die Rechtsfrage, ob die männliche Erbfolge in Frankreich die alleinberechtigte sei, oder ob kraft der weiblichen Succession König Eduard III., der Sohn einer französischen Prinzessin, nach dem Aussterben der direkten Nachkommen Philipps des Schönen auch über das Reich der Capetinger herrschen solle, war nur der Vorwand des Kampfes. In Wirklichkeit hatte König Philipp VI. von Frankreich dadurch, daß er die Seemacht Englands zu schädigen, den Handel der Inselbewohner durch Kaperschiffe zu stören suchte, die naheliegendsten Interessen des englischen Bürgertums in die Waffen gerufen, bereitwilligst stellte daher das Parlament zu Westminster dem König Eduard die Kampfesmittel zur Verfügung. In enger Handelsverbindung mit England standen die reichen Städte von Flandern und Brabant, die namentlich für ihre Tuch- und Teppichweberei auf die englische Wollausfuhr angewiesen waren. Sie schlossen Verträge mit König Eduard, die Brüsseler Bürger bewilligten ihm ebenso, wie die deutsche Kaufmannsgilde in London ein Anleihe, und Jakob von Artevelde, der Führer der Genter Volkspartei und „Ruwart" von Flandern, wirkte für sein Interesse. Dagegen standen Flanderns Graf und Adel auf des

französischen Herrschers Seite und König Johann von Böhmen, der über Luxemburg gebot, stellte seine Abenteuerlust und seinen Rittermut in König Philipps Dienst. In Brabant war der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum durch eine volksfreundliche Verfassung ausgeglichen worden, hier wurde Herzog Johann III. Englands Bundesgenosse. Im politischen Interesse beider Gegner lag es, daß sie die inneren Zwistigkeiten in Britannien und Frankreich durch Waffenhilfe zu fördern suchten. So fochten französische Truppen den Streit Englands und Schottlands mit aus und schottische Hilfstruppen leisteten dem französischen Könige tapfere Dienste, dagegen nahm König Eduard sich des rebellischen Johann von Montfort, welcher auf die Bretagne Erbansprüche erhob, an. Von der Nordsee bis zur pyrenäischen Halbinsel rief der englisch-französische Krieg die Gegner Eduards und Philipps auf, keiner von beiden Herrschern machte sich ein Gewissen daraus, offene Rebellion und gewissenlosen Bundesbruch für seine Zwecke zu fördern.

Wie England in dem emporkommenden Bürgertum seine beste Stütze fand, so hatte es auch in den aus dem Volke hervorgehenden Söldnertruppen, besonders in den Bogenschützen, seine tapfersten Streiter. Der mit Bogen und Streitäxten bewaffneten Infanterie gegenüber, sank das mittelalterliche Rittertum bei Crécy (1346) und Poitiers (1356) darnieder, und das Geschick der englischen Führer, welche von der wohlberechneten Terrainausnutzung und strategischen Vorsicht, nicht in blindem Losstürmen und ritterlicher Kühnheit den Erfolg der Schlachten erwarteten, überwand mit geringen Kampfesmitteln die zahlreichen und tapfern Scharen der französischen Lehnsmannen.

Die Not, in welche Frankreich durch den unglücklichen Krieg und die leichtsinnige Verschwendung König Philipps IV. geriet, bewirkte aber ein Emporkommen der ständischen Macht und selbst der rechtlosen Volksklassen, sowie eine Nachahmung der Kampfesweise der Gegner. Schon im November 1355, als König Johann, der unfähigere Nachfolger des unfähigen Philipp, die Stände nach Paris berief, um die Geldmittel zu dem wieder ausgebrochenen Kampfe mit England zu erlangen, wurden ihm sehr weitgehende Beschränkungen seiner Herrschermacht zugemutet. Die hohen und drückenden Abgaben sollten nach der Stände Forderung von allen Privilegierten,

selbst von den Mitgliedern der königlichen Familie, entrichtet werden, die Erhebung durch ständische Beamte geschehen, ein ständischer Ausschuß die Verwaltung der Kriegskasse und die Aushebung der Truppen überwachen, die von König Philipp begonnene Münzverschlechterung sollte beseitigt, willkürliche Steuerauflagen für die verschwenderischen Bedürfnisse des Hofes abgestellt werden. Ja sogar das Recht offenen Widerstandes gegen die königlichen Beamten im Falle widerrechtlicher Erpressungen wurde dem schwerbedrängten König abgetrotzt. Leider zwang die chronische Geldnot zur Beibehaltung der drückendsten Steuern, namentlich der von König Philipp VI. eingeführten Salzsteuer (Gabelle) und Abgabe von allen verkauften Gegenständen, sodaß in den untersten Schichten des Volkes, die unter jener Auflage am schwersten litten, der Zündstoff der Unzufriedenheit zurückblieb. Ein Versuch, die Salz- und Verkaufssteuer durch eine Einkommensteuer zu ersetzen, konnte infolge der ungerechten Verteilung die Not der Armen und Rechtlosen nicht erleichtern. Die Verwirrung wurde noch größer, als in der Schlacht von Poitiers (19. September 1356) König Johann zum Gefangenen des englischen Herrschers wurde und der etwa 20jährige, durch äußere Eigenschaften nicht hervorragende Dauphin Karl an die Spitze des heillos zerrütteten Landes trat. Jetzt war der geeignete Augenblick für die Erhebung der arg geplagten Volksschichten gekommen, deren Forderungen die ständischen Errungenschaften der Jahre 1355 und 1356 zwar begünstigt aber nicht befriedigt hatten. Die Reihen des übermächtigen Adels hatten sich in den Tagen von Crécy und von Poitiers gelichtet, zudem hatte dieser bevorzugte Stand den Ruhm, Beschützer des Landes zu sein, eingebüßt, die königliche Gewalt war durch Johanns Gefangenschaft lahmgelegt, der Bürgerstand haderte mit dem Königtum und seine ehrgeizigsten Mitglieder waren geneigt, die Führung des aufständischen Volkes in die Hand zu nehmen. Die Ständeversammlung im Winter 1356/57 trotzte dem Dauphin Zugeständnisse ab, welche weit über die Errungenschaften des letzten und vorletzten Jahres hinausgingen und das Königtum zum leeren Schattenbilde machten. Aber der Volksaufstand gewann durch diese Nachgiebigkeit neue Nahrung und richtete sich nicht nur gegen das Königtum, sondern auch gegen das mit diesem versöhnte ständische Regiment. Ein gefährlicher Aufruhr in Paris und auf dem flachen

Lande, dessen Leiter ein ehemaliger Parlamentsadvokat, Lecoq, und der Vorsteher der Pariser Kaufmannschaft, Marcel, waren, endete mit der Niederlage der Empörer und dem Tode Marcels, aber er bestimmte den staatsklugen Dauphin, auf der Bahn der volksfreundlichen Regierungsweise fortzuschreiten. Um die inneren Reformen ungestört durchführen zu können, mußte er auch unter den drückendsten Bedingungen Frieden mit dem siegreichen England schließen. König Eduard III. hatte den Besitz des gesamten Frankreich nie ernstlich ins Auge gefaßt, weil er durch die Erregung nationaler Leidenschaften den niedergeworfenen Valois nicht neue Stärke geben wollte, er begnügte sich in dem Frieden von Bretigny (1360) mit einem reichen Anteil an den französischen Provinzen, der ihm jenseits des Kanals eine Stellung gab, wie sie selbst sein glorreicher Vorfahre Heinrich II. nie innegehabt hatte. Von Calais bis in den äußersten Südwesten Frankreichs dehnte sich der britische Erwerb aus, Calais öffnete den englischen Truppen jederzeit den Zugang in den Kronbesitz der französischen Herrscher. König Johann kehrte nun in sein Land zurück und regierte in der alten willkürlichen und volksfeindlichen Weise. Das bei Poitiers zersprengte Ritterheer mußte er durch Söldnerkompagnien ersetzen, die, von der Regierung nicht im Zaum gehalten, zur verheerenden Plage des Volkes wurden, also Frankreich ebensoviel schadeten, wie sie unter Königs Eduard III. und seines Sohnes, des „schwarzen" Prinzen, kraftvoller Leitung dem englischen Heerwesen genützt hatten. Dabei dachte der gewissenlose, in dem leeren Glanze ritterlichen Wesens Behagen findende Fürst noch an einen Kreuzzug zusammen mit seinem alten Feinde König Eduard III. und verpraßte das Mark des erschöpften Landes in Festen und Spielen. Erst sein Tod (1364) konnte seinem Nachfolger Karl V. die Möglichkeit geben, die 1356 begonnenen zweckmäßigen Reformen und volksfreundlichen Maßregeln fortzuführen und ihm verdankte Frankreich sowohl die innere Ordnung, wie die allmähliche Befreiung von dem Übergewichte Englands.

Karls V. nur 16jährige Herrschaft erinnert an die gleichfalls kurze Regierungszeit „des besten der Könige Frankreichs", Heinrich IV. So verschieden auch der lebenslustige, ritterliche Südfranzose von dem kränklichen, unkriegerischen Sohne König Johanns war, so haben sie beide unter ähnlich schwierigen Verhältnissen sich ihr Land

erst erobern müssen und die tödlichen Wunden, welche langjährige Kriege und Parteiungen denselben geschlagen hatten, dann durch weise Staatskunst geheilt. Als Heinrich III., der letzte der Valois, den man in seiner gewissenlosen Leichtfertigkeit seinem Vorfahren Johann vergleichen darf, durch Mörderhand dahingesunken war, standen spanische Truppen als Sieger im Herzen Frankreichs, einheimische Vasallen waren mit ihnen im landesverräterischen Bunde und hatten ihnen die Thore der Städte geöffnet, die Schlüssel der Burgen übergeben. Der Glaubenshaß verstärkte damals noch die politische Zwietracht, als Ketzer sowohl wie als Herrscher bekämpften die Ligisten den Navarresen Heinrich. Das Land war weit und breit verwüstet, die Truppen verwildert, das Vertrauen in die Herrscherdynastie erloschen, materielle Not und sittliche Entartung hatten das Vaterlandsgefühl und die Königstreue in dem Herzen des Volkes erstickt. Der Erbfeind gab den Gegnern des französischen Herrschers Geld und die Waffen in die Hand und beutete dafür die innere Zwietracht zu seinem Vorteile aus. Ähnlich, vielleicht noch schlimmer stand es mit Frankreich im Jahre 1364. Ein Drittel des Landes war im Besitze der Engländer, in den übrigen Teilen hatten eigensüchtige Vasallen dem Könige den Gehorsam aufgekündigt oder ihn doch auf ihren guten Willen angewiesen; der Adel haderte mit ihm, weil Karl V. dem einseitigen Parteiinteresse nicht dienen wollte, aber auch die Bürger waren durch seine Reformen nicht zufriedengestellt, die in blutigem Kampfe niedergeworfenen Bauern von tiefer Rachsucht erfüllt. Die unbezahlten Söldnerscharen, die Hauptstärke des Heeres, plünderten und raubten auch im Frieden ungescheut, keine Autorität war mächtig genug, das Land vor seinen Verteidigern zu beschützen. Das Finanzwesen war zerrüttet, die Steuerkraft des Volkes völlig erschöpft, Gewerbe, Handel und Ackerbau lagen darnieder. In dieser verzweifelten Lage ist Karl V. der Erretter seines Landes und Volkes geworden, wie 230 Jahre später Heinrich IV. Durch kluge Politik, durch den schlau berechneten Wechsel verzeihender Milde und strafender Strenge wußte er die Parteiinteressen dem Wohle des Ganzen zu unterwerfen, durch Sparsamkeit und Ordnung die finanzielle Zerrüttung und materielle Not des Landes zu lindern, die Interessen der Recht- und Schutzlosen zu vertreten, ohne die starre Selbstsucht der Bevor-

rechteten und Mächtigen gegen sich wachzurufen und in glücklichen Kämpfen den Erbfeind fast ganz von dem französischen Boden zu verdrängen. König Eduards III. zunehmende Altersschwäche, des „schwarzen Prinzen" tödliches Siechtum, die Unzufriedenheit des englischen Nationalsinnes mit dem menschen- und geldverzehrenden Krieg in der Fremde, kam ihm bei diesem letzteren Unternehmen ebenso zu statten, wie Heinrich IV. die abnehmende Energie König Philipps II., das erwachende Nationalgefühl Frankreichs und die starken Einbußen Spaniens in dem Kriege gegen die niederländischen Provinzen. Wie Heinrich IV., der in erster Linie Militär war, in Sullys Verwaltungstalent eine wünschenswerte Ergänzung fand, so stand dem unmilitärischen Karl V. sein tapferer Feldherr du Guesclin zur Seite. Beide Herrscher wurden vor der Zeit von ihrer segensreichen Arbeit abgerufen und hinterließen das kaum geordnete Reich unmündigen Nachfolgern und ränkevollen Günstlingen, aber der Dank des Volkes hat beider Andenken jahrhundertelang gepriesen, dem einen den ehrenden Beinamen des Weisen, dem anderen des „besten der Könige Frankreichs" gegeben.

Von der Furcht vor England war das französische Reich ziemlich befreit, als nach dem Tode Karls V. dessen zwölfjähriger Sohn Karl VI. die Regierung unter der Vormundschaft seiner nächsten Verwandten übernahm, denn religiöse und politische Wirren, Parteigegensätze und offene Rebellion führten das Inselreich in den letzten Jahren König Eduards und während der unglücklichen Regierung Richards II. fast in dieselbe Lage, aus der Karl V. Frankreich gerettet hatte. Aber der Hader der Großen, die Leidenschaften der Massen und die geistige Umnachtung des eben zur Mündigkeit gelangten Herrschers machten das 42jährige Regiment Karls VI. zur unheilvollsten Zeit des französischen Reiches, noch ehe Englands wieder erstarkte Königsmacht von neuem den Erbstreit begann.

Der Zwist der nächsten Verwandten Karls VI., der nur äußerlich geschlichtet wurde, und die dadurch hervorgerufene Schwächung der Reichsregierung gaben der 1358 niedergeworfenen demokratischen Partei des Landes neuen Mut. Ähnliche Bewegungen hatten damals das englische Inselland und die reichen Handelsstädte Flanderns erfüllt und in Gent zum entschiedenen Siege geführt, aber in Frankreich scheiterten sie durch die ungezügelte Maßlosigkeit und ungeord-

nete Leitung. Nachdem der Mut der Genter Bürgerscharen in der Schlacht bei Roesebecke (November 1382) dem festgeschlossenen Anprall der französischen Ritter unterlegen war, entging auch Paris, der Ausgangs- und Mittelpunkt des Aufruhres in Frankreich, seinem Schicksale nicht. Grausame Strafgerichte über die Hauptschuldigen, Vernichtung der städtischen Freiheiten, Wiederherstellung der alten Steuern und Mißbräuche und des drückenden Übergewichtes der großen Feudalherren waren die Folge. Aber das Königtum gewann an Macht und Ansehen nichts und wurde zum Spielball der sich befehdenden Parteien. Durch die Unüberlegtheit König Johanns war ein gefährlicher Rival den französischen Herrschern an die Seite getreten, das von ihm nach Aussterben der alten Dynastie neugestiftete Herzogtum Burgund (1363). Das Lehnsverhältnis, in dem der junge Staat zu der französischen Monarchie stand, war für die ehrgeizigen und thatkräftigen Herzöge nur ein Antrieb, mit Hilfe der inneren Zerrüttung Frankreichs sich zur thatsächlichen Unabhängigkeit emporzuringen und die enge Verwandtschaft mit den Valois (Johanns jüngerer Sohn Philipp war der erste Inhaber des neuen Lehens) kein Hindernis ihrer feindlichen Absichten. Philipp von Burgund wußte seine Besitzungen zu erweitern, erwarb 1384 Flandern, er und seine Nachfolger dehnten ihre Macht durch Verträge und Waffengewalt über den größten Teil der heutigen Niederlande aus, machten das reiche Flandern und Brabant zum Schwerpunkt ihrer Herrschaft und entfremdeten sich dem französischen Stammlande mehr und mehr. Während Herzog Philipp, seit dem Tode des Herzogs von Anjou der einflußreichste aller französischen Großen, sich aus Berechnung der volkstümlichen Interessen annahm, traten die Orleans, die nahen Verwandten Karls VI., an die Spitze der Feudalpartei, und der Gegensatz beider Häuser steigerte die Verwirrung und den Parteihader. Als der Burgunderherzog im Jahre 1404 einer ansteckenden Krankheit erlegen war, nahm sein rücksichtslos energischer Sohn, Johann der Unerschrockene, den Kampf gegen die Orleanssche Fraktion mit größerer Heftigkeit wieder auf und ließ den ritterlichen Herzog Ludwig von Orleans in einer dunklen Seitenstraße von Paris ermorden (1407). Seine Macht schützte ihn vor der Rache des französischen Adels und der Strafe des Königs, zumal seine Schuld an der Mordthat nicht unwiderleglich nachzuweisen war, und

er fand in einem bedeutenden Theologen der Pariser Sorbonne, in Jean Petit, sogar einen erwünschten Verteidiger des „Tyrannenmordes“. Mit erstaunlicher Kühnheit suchte dieser spitzfindige Vorläufer jesuitischer Grundsätze in einer Versammlung des hohen Adels die Ermordung des königlichen Verwandten zu rechtfertigen, seine Auffassung fand unter den Rechts- und Gottesgelehrten der Pariser Universität manche Anhänger, bis sie durch die Gegengründe des namhaftesten Vertreters der Sorbonne, Gerson, widerlegt und auf dem Konstanzer Konzil geächtet wurde. Als der Vertrag von Chartres (1409) eine äußerliche Versöhnung zwischen Burgund, König Karl und den Söhnen des ermordeten Ludwig von Orleans herbeigeführt hatte, herrschte Johann fast unumschränkt in Karls VI. Namen. Durch seinen Einfluß wurden der Stadt Paris noch in demselben Jahre die munizipalen Freiheiten und Rechte wiedergegeben. Die Einwohner erlangten das Recht des Waffentragens, der Schöffenwahl, der Bildung einer städtischen Miliz, deren Führer treue Anhänger des burgundischen Interesses waren. Ein Versuch der Adelspartei, sich dieser Miliz zu entledigen, führte zu einem siegreichen Aufruhr und zu einer Demütigung des Königs und der königlichen Prinzen, nach wie vor herrschte der Burgunderherzog in der Hauptstadt. Aber ein gefährlicher Gegner war Johann in dem Grafen Armagnac, dem Anführer einer zügellosen Söldnerbande, entstanden, das Emporkommen der untersten Klassen der Pariser Bevölkerung machte ihm ein ferneres Zusammengehen mit den Aufrührern unmöglich, er überließ die Hauptstadt dem Rachegerichte der Armagnacschen Söldnerscharen. Der Friede zu Arras (1414) brachte zwar eine Versöhnung der hadernden Großen und eine teilweise Amnestie der schuldigen Rebellen, aber der Keim des Hasses wurde auch durch den 1415 ausbrechenden Krieg gegen England nicht erstickt. Nachdem in dem britischen Inselreiche Heinrich IV. die inneren Wirren und Parteiungen durch grausame Härte, wie durch klug berechnete Milde beseitigt und sein kraftvoller Sohn Heinrich V. die letzten Regungen des Widerstandes niedergetreten hatte, war England stark genug, seine Erbansprüche auf Frankreich geltend zu machen. Durch eine hochmütig zurückweisende Antwort des Dauphins gereizt, rückte Heinrich mit einem kleinen, aber trefflichen Heere in die Normandie, das Stammland seiner Vorfahren,

ein, eroberte Harfleur und bereitete dem französischen Adel, der von neuem die Landesverteidigung übernahm, ein zweites Crécy und Poitiers in der Schlacht von Azincourt (25. Oktober 1415). Hier hatten die Truppen Herzog Johanns mit den französischen gestritten, aber das gewaltthätige Regiment, welches sein Gegner Armagnac noch fernerhin in Paris übte, und der unumschränkte Einfluß, mit dem dieser über den geisteskranken König und den noch im Knabenalter stehenden Dauphin (den späteren Karl VII.) schaltete, trieben den Burgunder zum geheimen Bunde mit dem Landesfeinde und zu offener Rebellion gegen Karl VI. Im Einverständnis mit der verbannten Königin Isabeau errichtete er in Troyes eine revolutionäre Nebenregierung; von ihm begünstigt erhob sich die Volkspartei in Paris zu einem neuen Aufstande, wobei Armagnac ums Leben kam und an seinen Anhängern grausame Vergeltung geübt wurde (Juni 1418). Den schlimmsten Ausschreitungen der Volksführer machte Herzog Johanns Energie zwar ein Ende, aber sein Versuch, mit dem Dauphin zusammen Frankreichs Geschicke zu leiten, scheiterte an dem Widerstande der rachsüchtigen Parteigenossen des gefallenen Armagnac, sodaß nach wie vor in dem zwieträchtigen Lande zwei Regierungen, eine burgundische, die im Namen Isabeaus schaltete und die der Armagnacs, welcher der Dauphin Karl den Schein der Rechtmäßigkeit gab, bestanden. Unterdessen hatte König Heinrich V. die Normandie erobert, Rouen eingenommen (Januar 1419) und jedem Friedensanerbieten der königlichen oder der burgundischen Regierung ungemessene Forderungen entgegengestellt. Die Versöhnung des Dauphins mit Burgund wurde erst ins Auge gefaßt, als die siegreichen Engländer bis vor die Mauern von Paris streiften, aber eine Zusammenkunft der beiden Gegner auf der Brücke von Montereau gab den racheschnaubenden Feinden Herzog Johanns die ersehnte Gelegenheit zum hinterlistigen Morde dieses Fürsten (10. September 1419). Ob der Dauphin um diese ebenso verbrecherische wie unkluge That gewußt hat, ist mehr als zweifelhaft, seinem staatsmännischen und versöhnlichen Sinne, der später die Verbrüderung mit Burgund als einziges Rettungsmittel so entschieden ins Werk setzte, würde sie schwer zuzutrauen sein, doch war er damals noch nicht König und ganz in den Händen des Parteihasses.

Der Racheakt gegen Johann von Burgund diente nur den

Plänen Heinrichs V. Der Sohn des Ermordeten, Herzog Philipp der Gute, schloß einen Bund mit England, dessen Ansprüche auf die französische Krone er unbedingt anerkannte. In dem Vertrage von Troyes (Juni 1420) wurde der englische Herrscher von der Königin Isabeau und dem willenlosen Karl VI. zum Regenten von Frankreich und zum Thronfolger ernannt, der Dauphin seiner Rechte beraubt und durch einen Ehebund mit der französischen Prinzessin Katharina der bisherige Erbfeind aufs engste an die Dynastie der Valois gefesselt. Vom Herzog Philipp bewogen, traten die Stadtverwaltung, das Parlament und die Universität von Paris diesem Abkommen bei, auch die Stände schlossen sich demselben an und die Hauptstadt Frankreichs begrüßte mit lautem Jubel den Einzug des fremden Eroberers.

Der politische Fehler, den König Eduards III. Staatsklugheit vermieden hatte, durch die unnatürliche Vereinigung der beiden Königreiche den nationalen Gegensatz der Franzosen und Engländer neu zu beleben, trug schlimme Früchte. Der Dauphin, der sich bisher nur auf die Partei der Armagnacs und deren adlige Genossen stützen konnte, galt jetzt im Norden und namentlich im Süden Frankreichs als der Schutzherr der Unabhängigkeit des Landes. Die Sympathien für England waren selbst in der Normandie, dem Stammlande der britischen Dynastie, erloschen, und auch die südwestlichen Gebiete, in denen einst die Plantagenets als französische Lehensträger geherrscht hatten, standen zu der Sache der Valois. Heinrichs V. Feldherrntalent und kraftvolle Energie machten den Aufständen des königstreuen Volkes durch eine Reihe siegreicher Erfolge ein Ende, nur der Tapferkeit der schottischen Hilfstruppen verdankte der Dauphin den glänzenden Sieg von Beaugé in Anjou (23. März 1421), doch schon am letzten Augusttage d. J. 1422 schied der jugendkräftige Herrscher zu Vincennes plötzlich aus dem Leben und hinterließ die schwierige Leitung zweier Königreiche den Stellvertretern seines einjährigen Sohnes, seinen hadernden Verwandten Herzog Bedford, Herzog Glocester, Graf Warwick und Bischof von Winchester. Den Lobpreisungen, mit welchen englische und außerenglische Geschichtsschreiber das Andenken Heinrichs V. gefeiert haben, vermögen wir uns nicht anzuschließen. Wohl erkennen wir sein glänzendes Feldherrntalent und seine kühne Thatkraft an,

aber politischen Scharfblick und kluge Mäßigung müssen wir ihm ebensosehr absprechen. Statt, wie sein Vorfahre Eduard III., sich nach ruhmvollen Thaten mit dem Teile von Frankreich zu begnügen, der in der Hauptsache früher zu England gehört hatte und auf die Dauer zu behaupten war, strebte er nach dem Traumbilde der Vereinigung zweier Kronen und der Verbrüderung zweier durch Sprache, Sitten und großenteils durch Abstammung geschiedener Nationen. Da er sein Stammland einem unmündigen Kinde und der Parteiregierung eigensüchtiger Großen hinterließ, so war die Kraft Englands durch inneren Zwist geschwächt und die Möglichkeit, fremden Besitz zu behaupten, ruhte auf dem guten Willen des mächtigen Burgunders und einzelner Parteigänger in Frankreich. Die bürgerfreundliche Haltung, welche Herzog Bedford, von Heinrich V. zum Regenten Frankreichs und der Normandie ernannt, unablässig beobachtete und sein Bund mit dem beim französischen Adel und Volke gleich angesehenen Philipp von Burgund, sowie namentlich die drückende Geldnot machten die Lage des 20jährigen Karl VII., der seinem am 21. Oktober gestorbenen Vater nachfolgte, zu einer wenig beneidenswerten. Paris war in den Händen Bedfords, der eine Erhebung zu gunsten des legitimen Königs mit Hilfe der demokratischen Partei unterdrückte, seine Hauptstützen waren dort das Parlament, die Universität und einzelne Zünfte. Von dort aus breitete sich seine Autorität fast über ganz Nordfrankreich bis zur Loire aus, während Karl VII. den Süden für sich hatte, im Norden dagegen nur auf einzelne Festungen und deren nächste Umgebung sich verlassen konnte.

Von den treuesten Anhängern der Valois wurden viele nach Heinrichs V. Erfolgen schwankend. Der Herzog der Bretagne, dessen Bruder Arthur von Richemond mit einer burgundischen Prinzessin vermählt wurde, trat nach längerem Hin- und Herlavieren zwischen England und Frankreich auf die Seite des Landesfeindes, die Grafen von Armagnac und von Foix hielten ihre Entscheidung je nach dem Ausgange des Krieges offen, die Herzogin von Bourbon, deren Gemahl in England gefangen war, und die Gräfin von Nevers, welche den ihrigen bei Azincourt verloren hatte, hatten dem Burgunder-Herzog Neutralität versprochen. So waren die Landschaften der Loire, namentlich die Tourraine, Berry, Poitou, die Stützpunkte des

zu Poitiers gekrönten Karl VII., auch von der Garonne und Languedoc kamen ihm Ritter und Söldner zu Hilfe, in den England gehorchenden Gebieten hielten einzelne mutige Führer noch die Fahnen der Valois aufrecht. Wenn man behauptet hat, daß Karl nur Herrscher des halben Frankreich gewesen sei oder wenn man ihn gar spottweise den König von Bourges genannt hat, so ist das eine arge Übertreibung, denn in der nördlichen Hälfte gehorchten die mächtigen Vasallen überhaupt den französischen Königen nur soweit sie ihre Interessen befriedigt sahen und das Lehensband war so locker, wie im deutschen Reiche. Der Süden dagegen, dessen trotzige Feudalherren durch den blutigen Albigenserkrieg niedergeworfen waren, konnte neben dem Kronlande im Norden, der Isle de France, als sicherer Besitz angesehen werden; zudem war er volkreicher, wohlhabender und fruchtbarer, als die Gebiete nördlich der Loire. Der Verlust der Hauptstadt, die noch keineswegs zum Zentralpunkte des Königreichs geworden war, bedeutete neben dem Besitze der reichen Städte des Südens nicht allzuviel, schwerer wog in den Augen der gläubigen Menge schon die Einbuße von Rheims, der altehrwürdigen Salbungsstätte der Könige Frankreichs. Leider machte sich das Wort eines späteren österreichischen Generals, zum Kriege gehöre zuerst Geld und abermals Geld, schon hier zu ungunsten Karls VII. geltend, denn nicht nur die Söldnerscharen hatte er zu werben und zu lohnen, sondern auch die Treue der Großen mußte er durch reiche Gaben sich erhalten. Die von Karl V. geordnete Finanzwirtschaft Frankreichs war durch seines Nachfolgers Unfähigkeit und Verschwendungssucht gänzlich zerrüttet, auf ein Jahreseinkommen von 2,300,000 Franken konnte Karl VI. nur noch rechnen, und doch hatte sein Hofhalt im Jahre 1413 allein 450,000 Franken, von manchen unbezahlten Schulden abgesehen, verschlungen. Je weiter die Engländer vordrangen, je mehr Vasallen und Kommunen von ihm abfielen, desto mehr verringerte sich natürlich sein Einkommen, zudem mußte er dem notleidenden Volke im Jahre 1418 einen Teil der Steuern erlassen. Die Stände bewilligten ihm manche außerordentliche Beisteuer, doch mußte er ein Krongut nach dem anderen verpfänden. Der Adel gab fast nichts, suchte vielmehr auf Kosten des Landes sich zu bereichern, alles lastete auf dem Bürger- und Bauernstande, zudem zerstörten die Plünderungen

der zuchtlosen Söldner jeden Wohlstand, so daß der Ackerbau stockte, die Dörfer verödeten. Hungersnot und ansteckende Krankheiten wüteten in Stadt und Land, Paris allein büßte in wenigen Monaten durch diese Leiden 100,000 Bewohner ein. Die Teuerung der nötigsten Lebensmittel stieg mit jedem Jahre, die Verschwendung des Hofes, die Bereicherungssucht der Großen, die Unterschlagungen der königlichen Beamten nahmen bei der Unordnung und Verwirrung aller Verhältnisse noch zu. Auch ein kraftvoller Herrscher hätte die Mängel der Finanzverwaltung, die Willkür und Ungleichheit der Steuererhebung nur in einer langen Friedenszeit beseitigen können, im damaligen Frankreich aber schufen die Parteiungen der Vasallen, die Aufstände der Bürger und Bauern, die Räubereien der Söldner, die stets drohenden Angriffe Englands einen fortwährenden Kriegszustand. Unter diesen schwierigen Verhältnissen übernahm der jugendliche Dauphin die Herrschaft, um so milder werden wir die Fehler seiner Regierung beurteilen müssen. Hatten die allgemeinen Mißstände des Landes die Sittlichkeit, Glaubens- und Königstreue des Volkes untergraben, so waren die besonderen Übelstände an Karls VI. Hofe die denkbar schlechteste Schule des zukünftigen Herrschers. Ein geisteskranker Vater, eine unnatürliche, mit dem Landesfeinde gegen den eigenen Sohn verschworene Mutter, eigensüchtige Verwandte, deren mächtigster, Philipp von Burgund, ebenfalls seinen König und sein Stammland verraten hatte, ränkevolle Günstlinge, Unsittlichkeit, Prunk und Verschwendungssucht am Hofe, Zügellosigkeit in dem Heere, wilde Leidenschaft im Volke, fast nirgends Königstreue, Pflichtbewußtsein und Vaterlandsliebe, das waren die Vorbilder und Haupteindrücke, welche Karls scharfer Blick überall antraf. Wie hätte er sich zu einem Herrscher bilden können, der nur das Wohl des Landes im Auge hatte, wie hätte er selbst bei regerem Pflichtbewußtsein die Machtmittel finden sollen, den Übelständen der Regierung und Verwaltung zu steuern. Kaum dem Kindesalter entwachsen, fiel ihm die Sorge des Kampfes gegen England und die landesverräterische Partei, gegen die eigene Mutter und den naheverwandten Burgunderherzog zu, seine bedrängte Lage fesselte ihn an die wilden, rachsüchtigen Anhänger Armagnacs und wies ihn auf den Beistand räuberischer Söldner und verwildeter Lehnsherren hin. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er dem Parteigetriebe gedient und

ein willenloses Werkzeug seiner wechselnden Günstlinge gewesen sei, wie aber hätte der junge, unerfahrene, schlecht erzogene König dieser wankenden, unzuverlässigen Stützen entbehren können? Die Geldnot zwang ihn, jede Forderung der selbstsüchtigen Stände zu bewilligen, die Kriegsnot machte ihn von dem guten Willen der treugebliebenen Großen und der meist unbezahlten, auf Plünderungen und Räubereien angewiesenen Söldner abhängig. Schlimm war es, daß Karl VII. nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Neigung zu Kriegsthaten fehlte, daß ihm anfangs weder ein Feldherr, noch ein Minister zur Seite stand, der sich mit Englands kriegskundigen Führern messen, mit Bedfords schlauer Staatskunst es aufnehmen konnte. Wenn sein jugendlicher Leichtsinn in den Genüssen des Hoflebens die Leiden des Landes und die Bedrängnisse des Krieges zu vergessen suchte, wenn Geliebte, Höflinge und fahrende Sänger ihm näher standen, als seine Ratgeber und Feldherrn, wenn er das Geld, das ihm mehr und mehr dahinschwand (in seinem Schatze befanden sich einstmals nur 12 Franken), für Feste und höfischen Prunk, statt für die Verteidigung des Landes, opferte, so wird das Beispiel, welches die Regierung seines Vaters und die Sinnesart seiner nächsten Umgebung ihm gaben, diese Gewissenlosigkeit milder beurteilen lassen. In der That sind die ersten 5 Jahre seiner Regierung nur eine Günstlingsherrschaft schlimmer Art. Nachdem er sich von den verhaßten Armagnacs befreit hatte, gab er sich dem zum Connetable ernannten und dadurch von England getrennten (1425) Arthur von Richemond hin, ließ sich von diesem einen unwürdigen Günstling, Peter von Giac, dann einen ähnlich gearteten Menschen, Le Camus von Beaulieu, aufdrängen, doch mit dem Jahre 1427, als der vielverkannte la Tremouille durch den Connetable erhoben wurde und bald dessen Einfluß zu überbieten wußte, kam ein zielbewußtes Streben in Karls Regierung. Man hat diesem verdienstvollen Minister es nicht verzeihen wollen, daß er seine Stellung auch zu erwerbsüchtigen, eigennützigen Zwecken mißbrauchte, aber einen Ratgeber, der nur das allgemeine Wohl im Auge hatte, gab es unter den entarteten Großen und Beamten des damaligen Frankreich überhaupt nicht. Bei der Unsicherheit der Verhältnisse dachte jeder an seine Zukunft, denn ungewiß waren die königliche Gunst und sogar die Existenz der königlichen Dynastie. Auch Arthur

von Richemond, den man als das rauhe, aber edlere Gegenstück des schlauen, weltklugen la Tremouille oft gepriesen hat, ließ sich vom niedrigsten Parteiinteresse leiten, machte Karl VII. nicht nur zum willenlosen Werkzeug seines Interesses, sondern ließ den unmächtigen König diese Abhängigkeit auch in drückendster Weise fühlen, und wechselte seine politische Stellung je nach dem Vorteile der Anerbietungen, die ihm von Karl oder von Herzog Bedford gemacht wurden. Seiner Staatsleitung fehlte außerdem der allein zweckmäßige mit zielbewußter Beharrlichkeit durchgeführte Gedanke der Versöhnung Frankreichs und Burgunds, der seit la Tremouilles Emporkommen zum Leitsterne der Politik Karls VII. wurde. Ihm kam es nur auf die Fortdauer des Krieges, sei es als Bundesgenosse oder als Feind Frankreichs an, Kämpfe und Fehden konnten allein seinen Thatendrang und seine Abenteuerlust befriedigen. Sein Sturz war daher im Interesse des Landes, wenn er auch zunächst Karls VII. Gegner um einen rachsüchtigen Vasallen vermehrte und den mächtigen Herzog der Bretagne, des Connetables Bruder, von neuem auf Englands Seite führte.

Der Plan der Aussöhnung Burgunds war von Karl VII., sobald er an die Spitze der Staatsleitung getreten war, ins Auge gefaßt worden. Leider hatte der übermächtige Einfluß der Armagnacschen Partei durch die Ermordung Herzog Johanns den Bund zwischen England und Burgund nur fester geknüpft, aber ein Keim der Zwietracht war schon von Heinrichs V. maßloser Erwerbssucht gelegt worden. Dieser Herrscher, dessen hochfliegende Pläne sich von London bis Jerusalem ausdehnten, hatte seinen Bruder Herzog Glocester mit der Gräfin Jacobäa von Holland und Hennegau vermählt und dadurch die gleichfalls auf diese schönen Besitzungen gerichteten Pläne Philipps von Burgund durchkreuzt. Natürlich wollte der schlau berechnende Fürst nicht Englands Eroberungen in Frankreich fördern, sondern hielt seine Truppenmacht zusammen, um im Notfalle die beiden niederländischen Grafschaften mit Waffengewalt erobern zu können. Hätte Karl VII. es mit seiner königlichen Würde vereinigen können, die Urheber der Ermordung Herzog Johanns Philipps Drohungen zu opfern, so wäre damals schon der Bund mit Burgund geschlossen worden. Bedford wußte dieser ihm unerwünschten Aussöhnung durch klug berechnende Nachgiebigkeit

zuvorzukommen. Nachdem Papst Martin V. die Ehe Glocesters und der holländischen Gräfin für ungültig erklärt hatte, bestimmte er den Herzog zum Verzichte auf seine Gattin und damit auf den niederländischen Erwerb. Doch die Aussicht, mit Hilfe des ihm verwandten Connetable eine Stellung bei Karl VII. zu erlangen, wie sie sein Vater und Großvater Karl VI. gegenüber besessen hatten, war für den ehrgeizigen Burgunder-Herzog zu verlockend, um nicht von neuem mit Frankreich in Verbindung zu treten. Er vermählte seine Schwester mit Karls Vetter, dem Grafen von Clermont, begnügte sich mit einer sehr oberflächlichen Sühne für den Mord seines Vaters, die nur in der Entlassung Duchatels, des Haupturhebers jener Frevelthat, bestand, doch abermals hielt ihn Herzog Bedford fest, indem er ihn mit seinem Bruder Glocester versöhnte und durch Jacobäa ihm die Nachfolge in Holland und Hennegau zusichern ließ. Von dem Sturze des Connetable glaubte überdies Herzog Philipp eine Erneuerung der antiburgundischen Politik Karls VII. befürchten zu müssen, die Erfolge der englischen Waffen in Frankreich ließen ihm das Zusammengehen mit Bedford rätlicher erscheinen, als den Bund mit der geschwächten Macht der Valois, er knüpfte, ebenso wie der Herzog von Bretagne, die alten Bande nur noch fester. Sobald aber la Tremouille den Versöhnungsplan energischer aufnahm und Herzog Philipp nicht unbedingte Willfährigkeit auf Bedfords Seite fand, begannen die Unterhandlungen mit Karl VII. von neuem.

Wie später in dem zerrissenen deutschen Reiche sich erst im Bunde mit dem Lehnsherrn, dann im Gegensatze zu ihm die Macht Brandenburg-Preußens erhob, so haben auch Burgunds Herzöge zuerst durch die Gunst der Valois, dann in offner Auflehnung gegen sie eine unabhängige Machtstellung errungen. Die Ohnmacht der Reichsgewalt sowohl, wie deren willkürliche, Recht und Pflicht vergessende Ausübung haben den einen Staat wie den andern in die Arme des Landesfeindes getrieben, und, wie Brandenburg-Preußen als Verbündeter Schwedens und Frankreichs das lockere Lehens- und Reichsband abschüttelte, so hat Burgund als Englands Waffengenosse sich von den Pflichten, welche ihm das Abhängigkeitsverhältnis und die Stammesverwandtschaft auferlegten, losgesagt. Aber die Zukunft des zerrissenen deutschen Reiches ruhte ebenso sehr auf

dem Emporkommen der brandenburgischen und dem Niedergange der habsburgischen Dynastie, wie Burgunds Erstarkung zum gänzlichen Verderben des zwieträchtigen Königreichs der Valois geführt hätte. Soweit von einem Einheitsbewußtsein und Nationalgefühl in Deutschland nach dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege noch die Rede war, fand es bei dem großen Kurfürsten und seinem genialen Urenkel Schutz und Hort; Burgunds Herrscher dagegen sahen in der inneren Zerrissenheit und äußeren Bedrängnis Frankreichs die sicherste Bürgschaft ihrer emporstrebenden Macht und verloren durch ihre Erwerbungen in den Niederlanden den Zusammenhang mit dem französischen Reiche ebenso, wie ihre habsburgischen Nachkommen sich durch ihr Vorrücken nach dem Osten hin dem deutschen Reichsinteresse entfremdet haben. Berechnende Selbstsucht vermag nur zeitweilige Erfolge zu erringen und da den Herzögen Burgunds, ebenso wie den Habsburgern, nur das Haus- und Familieninteresse maßgebend, jede Rücksicht auf das Allgemeinwohl fremd war, so erlagen sie den nationalen Bestrebungen, die später in Ludwig XI. ihren rücksichtlos energischen Vertreter fanden. Wohl haben sie dem emporstrebenden Bürgertume und der munizipalen Freiheit sich als Schirmherren angetragen, aber nur aus Feindschaft gegen das Königtum und den Feudaladel Frankreichs, nicht aus edler Hingebung oder tiefer Einsicht förderten sie Ideen und Bestrebungen, welchen die Zukunft gehörte; wo es das dynastische Interesse gebot, wie in Belgien, zertraten sie mit schonungsloser Härte die Keime aller Selbständigkeit und Freiheit. Während Brandenburgs einsichtsvollere Herrscher die Städteentwickelung förderten, das Bauerntum entlasteten, den Übermut des Feudaladels in die Schranken wiesen, traten Burgunds Herzöge, wo sie ihrer Neigung folgen konnten, als Schirmherren ritterlicher Hoffart und feudaler Überhebung auf. Darum ist der rasche Rückgang und Untergang dieser reichen und mächtigen Dynastie eine ebenso selbstverschuldete Strafe, wie Brandenburg-Preußens Emporkommen ein selbsterrungener und wohlerworbener Lohn ist. Eine von nationalen Interessen getragene, wenn schon nicht immer auf den Wegen des Rechts wandelnde Staatskunst hat die glänzende, aber der höheren Ideen entbehrende Schöpfung Philipps des Guten niedergeworfen, als Vorfechter des nationalen Einheitsgedankens hat der preußische Staat durch die Überlegenheit

seiner Politik und Militärmacht der von alter Herrlichkeit zehrenden habsburgischen Monarchie die gebietende Machtstellung entrissen. Auf die Höhe seiner schnell errungenen Macht war Herzog Philipp gelangt, als Bedford, durch die inneren Verhältnisse Englands von den französischen Angelegenheiten abgezogen und mit den eigenwilligen britischen Führern häufig im Zwiste, seine Stellung in Frankreich nur mit Burgunds Hilfe behaupten konnte. Denn an eine beträchtliche Erweiterung des fremdländischen Besitzes oder an eine gänzliche Vereinigung Frankreichs und Englands dachte sein maßvoller, klug überlegender Sinn so wenig, wie dieses Wiederaufleben der Ideen Heinrichs V. dem Interesse seines schlau berechnenden burgundischen Bundesgenossen entsprochen hätte. Indem er die Normandie als sichersten Stützpunkt stark mit englischen Truppen besetzte und Paris als zukünftige Krönungsstätte des königlichen Kindes von England in Gewahrsam hielt, überließ er die Besetzung und Verteidigung des übrigen Nordfrankreich dem Burgunder und mied entscheidende Schlachten nach Möglichkeit. Da auch Karl VII. wenig Neigung hatte, seine erschöpften Geld- und Machtmittel dem unsichern Ausgange der Schlachten zu opfern, so löste sich der Krieg von 1422—29 in eine Anzahl von Raub- und Beutezügen, Belagerungen und Verteidigungen auf, selten waren größere Kämpfe, wie die für Karl unglückliche Schlacht von Verneuil (1424). Im ganzen waren die Engländer, dank der burgundischen Hilfe, die Stärkeren, doch fehlte es auch den Franzosen an gelegentlichen Erfolgen, wie die Befreiung von Montargis (1427), nicht. Diese war ein Werk des kriegstüchtigen Bastards Johann von Orleans (später zum Grafen Dunois erhoben), des Halbbruders Herzogs Karl von Orleans, der seit dem Tage von Azincourt in britischer Gefangenschaft schmachtete; ihm und dem tapfern, schnell entschlossenen Lahire, sowie dem rachsüchtigen Mute der gegen die englischen Unterdrücker kämpfenden Schotten verdankte es König Karl VII., daß er sich jenseits der Loire behaupten konnte. Dagegen hatte der brutale, großsprecherische Connetable gar keine Erfolge, wurde vielmehr 1426 von den Engländern gänzlich geschlagen. Eine größere Entschiedenheit kam erst im Sommer 1428 in die Unternehmungen der Engländer, als Bedfords weise Diplomatie die inneren Parteiungen Englands geschlichtet, die streitenden Gegner Glocester und Winchester versöhnt und den mutigen

Salisbury an die Spitze seiner in Frankreich kämpfenden Truppen gestellt hatte. Dessen Streben war auf die Einnahme des wohlbefestigten, tapfer verteidigten Orleans gerichtet, welches die Loirelinie weithin beherrschte und das Eindringen in Südfrankreich hemmte. Zum Glücke für Karl VII. fand dieser entschlossene Gegner schon im Anfange der Belagerung (3. November 1428) seinen Tod und mußte so das von ihm erfolgreich begonnene Unternehmen seinen uneinigen Mitbefehlshabern Talbot, Suffolk und andern überlassen.

Wie Karls VII. Politik, so war auch Bedfords Staatsleitung eine vorzugsweise friedliche und versöhnliche und der Krieg, den sie beide zu führen hatten, nur ein Erbteil ihrer Dynastie und eine Sache der Ehre. Zu einem Vertrage wäre der eine so geneigt gewesen, wie der andere; wohl hätte Karl den Ehrgeiz Englands zufriedengestellt, Bedford sich mit einigen Gebietsabtretungen begnügt, aber der Widerspruch ruhm- und beutesüchtiger Vasallen und die Pflicht gegen sich und sein Haus hinderten den einen, das Widerstreben der in Heinrichs V. Kriegsgedanken lebenden englischen Führer, der Widerstand seiner mitregierenden Verwandten und die Ehrenpflicht gegen das Andenken seines Bruders und gegen den unmündigen König von England hielten den andern zurück. Beide aber erhofften des Krieges Ende und des Friedens Vorteile nur von dem Zusammengehen mit Burgund, um dessen eigennützige Gunst sich daher Bedford so gut, wie Karls Minister la Tremouille bewarb. Im übrigen war die Politik beider eine grundverschiedene. Bedford, der dem gekränkten Nationalgefühle der Franzosen, das sich auch in den Gebieten der englischen Herrschaft regte, möglichst viele Zugeständnisse machen mußte, schirmte die ständischen und städtischen Freiheiten, die Unabhängigkeit der Korporationen und Zünfte, suchte in der Pariser Universität und dem dortigen Parlamente Stützen seiner Autorität und ernannte, um den Unterworfenen den Schein der Selbständigkeit zu lassen, meist nur Landeskinder zu Beamten. Der Zauber der Legitimität und göttlichen Weihe, der des Dauphins Haupt auch vor der Salbung zu Rheims umgab, fehlte dem Kinde von England, das nur von mütterlicher Seite französisches Blut in sich trug. Auch die Krönung in Paris hätte diesen Mangel nicht ersetzen können, ebensowenig hätte eine freie Verfassung nach englischem Muster, zu der in Frankreich alle Vor-

bedingungen fehlten, die Schmach der Fremdherrschaft gelindert. Bedford that daher durch Hinausschiebung der Krönungszeremonie, durch die thunlichste Schonung der französischen Eigenart und durch den Verzicht auf die Eroberung des Südens alles, was die Klugheit gebot. Ebenso handelte aber Karl VII. richtig, wenn er sich auf die großen Vasallen und Söldnerführer stützte, da im Süden die städtischen und ständischen Sonderbestrebungen wenig entwickelt waren, der Adel allein dem Königtum gefährlich werden konnte. Daß ihn nicht Freiheitshaß und Bürgerfeindschaft, sondern nur die Bedrängnis seiner Lage zum Parteigenossen des Feudaladels machte, hat er später, als die Versöhnung mit Burgund und der Rückgang der englischen Macht ihm Zeit zu inneren Reformen ließen, durch sein Vorgehen gegen die Feudalherren und Kompagniechefs und durch seine volksfreundlichen Schutzmaßregeln gezeigt. Ebenso zwang die Notlage ihn auch zu einer Annäherung an das Papsttum. Einst hatten die in Avignon residierenden Päpste die Politik des französischen Königtums gefördert und noch in dem Zwiste mit Eduard III. eifrige Vermittlerdienste geleistet, seitdem aber Rom wieder zum Sitze des Papsttums geworden war, bestand ein Gegensatz zwischen den allerchristlichen Königen und den Schirmherren der Christenheit. Besonders wachsam waren die Valois in der Erhaltung der kirchlichen Vorrechte und Freiheiten des französischen Klerus, namentlich die freie Wahl der Bischöfe und Äbte suchten sie zu schirmen. Selbst Karl VI. hatte 1406 diese Freiheit des Wahlrechtes sicher gestellt und trat als Schirmherr der Landeskirche auf, obwohl er der Beseitigung des Schisma zugestimmt, den letzten der in Avignon widerrechtlich herrschenden Päpste seinem Schicksale preisgegeben und Martin V. als alleinigen Pontifex anerkannt hatte. Karl VII. folgte anfangs dem Beispiele seines Vaters, wie er auch später, von der Furcht vor England teilweise befreit, als Gegner päpstlicher Anmaßung auftrat, als aber Herzog Bedford seine politischen Pläne durch die höchste kirchliche Autorität zu decken suchte und dem Papste thunlichst viele Konzessionen in Nordfrankreich machte, mußte auch Karl VII., um nicht in den Augen der Menge als Schismatiker und Ketzer zu gelten, sich Martin V. mehr annähern. Die Zeiten und Wirren des Schisma hatten die Notwendigkeit des einheitlichen Kirchenregiments fühlbar und die Person des höchsten geistlichen

Würdenträgers zum Gegenstande neuer Ehrfurcht gemacht, mochten auch in dem französischen Klerus die Traditionen der avignonesischen Zeit noch nicht erloschen sein, in der Sorbonne die kühnen Gedanken d'Aillys und Gersons noch Anhänger finden, die Eintracht mit dem Papste gab der legitimen Sache eine neue Stütze. Herzog Bedford mußte sich durch seine Nachgiebigkeit gegen Rom die Sympathien einzelner Kapitel verscherzen, nun so mehr wandten diese sich dem mit Rom versöhnten angestammten König zu.

Wechselseitige, in einzelnen Punkten aber zusammenführende Interessen zwangen somit Bedford, wie Karl, den geistlichen Beistand ebenso in Anspruch zu nehmen, wie sie sich in der Werbung um Burgunds Gnade überboten. Nicht aber das Papsttum, welchem bald in dem Basler Konzil ein neuer, gefährlicher Feind entstand, sollte das entscheidende Wort in dem hundertjährigen Erbstreite sprechen, sondern der Erfolg der Waffen und die Parteinahme Burgunds den endlichen Sieg der angestammten Dynastie herbeiführen.

I. Jeannes Jugend und Berufung.

Das Dorf Domremy, in einem von der Maas durchflossenen Thale nahe den Ausläufern der Vogesen liegend, war zu Jeannes Lebzeiten ein blühender, wohlhabender Ort, in dem der Viehstand trefflich gedieh und dessen reiche Weideplätze auch für das Vieh der Nachbarorte Nahrung boten. Die Gunst der französischen Könige hatte die Einwohner gegen die schlimmsten Härten des Feudalsystems geschützt; mit Selbstgefühl blickten diese daher auf die schwer geknechteten Standesgenossen in deutschen Landen und waren von Dankesgefühl gegen den königlichen Schirmherrn durchdrungen. Hier, an der französisch-deutschen Grenze, entwickelte sich das nationale Bewußtsein am stärksten, der Haß gegen die englischen Eindringlinge und die abtrünnigen Burgunder nahm fast die Form des Fanatismus an, trieb selbst die unmündige Jugend zu blutigen Händeln mit den Knaben des burgundisch gesinnten Nachbarortes Maxey und erfüllte auch Jeannes Herz, noch ehe sie sich als die gottgesandte Retterin Frankreichs ansah. Ein einziger Bewohner Domremys soll nach ihrer Angabe burgunderfreundlich gewesen sein, ihm wünschte sie, daß sein Kopf abgeschlagen würde, wenn es Gott gefiele. Längere Zeit von den Plagen des Krieges verschont, hatte Domremy später von den Burgunder Kriegsknechten zu leiden; das Vieh, der Hauptbesitz der Einwohner, mußte auf eine befestigte Insel gerettet werden, ja im Jahre 1428 hatten die Landleute sich und ihre Habe nach dem festen Neufchateau, einem nahegelegenen Orte, zu flüchten.

Im Jahre 1419 kam ein Teil Domremys, der bisher zu dem französischen Kronlehen der Herzöge von Bar gehört hatte, an das

Herzogtum Lothringen und somit zum deutschen Reiche, aber die politischen Sympathien vereinten die Bewohner beider, durch den Ortsbach nur geschiedenen Teile. Die Souveränität Frankreichs blieb hier, wie sie seit 1302 gewesen war, nur die Burggerichtsbarkeit war jetzt eine verschiedene, indem der lothringische Teil Domremys zu Gondrecourt, der französische zu Vaucouleurs, dem unveräußerlichen Krongute der französischen Herrscher, gewiesen wurde. Das Nachbardorf Greux, in dem die Hauptkirche beider Orte lag, hielt in kirchlicher Hinsicht die alten Beziehungen zu Frankreich aufrecht und der Bund, in welchem der neue lothringische Landesherr des einen Teiles von Domremy mit Burgund stand, verstärkte nur das gemeinsame Gefühl der französischen Nationalität. Nicht Lothringens Herzog, der Vasall des deutschen Reiches, sondern der König Frankreichs galt diesseits, wie jenseits des Dorfbaches als der von Gott berufene Landesherr, in seinen Dienst stellte sich die patriotische und religiöse Gesinnung fast aller Einwohner des zerrissenen Ortes. Schon aus diesem Grunde ist die später zu streifende Frage, ob Jeannes Geburtshaus im französischen oder lothringischen Teile Domremys lag, eine wenig bedeutungsvolle.

Jeannes Vater, Jacques mit Vornamen, war kein ureingesessener Bewohner Domremys, er stammte vielmehr aus Ceffonds in der Champagne, wo er auf freiem, bäuerlichem Besitze 1380 geboren wurde. Vor den Burgundern floh er dann nach Domremy. Seine Gattin, Elisabeth Romée, war aus dem Dorfe Vouthon im Gebiete von Bar gebürtig und gehörte ebenfalls dem freien, aber nicht, wie man geglaubt hat, dem adligen Stande an. Aus der Ehe gingen 5 Kinder hervor, 3 Söhne, Jacques, Jean und Pierre, 2 Töchter, Catherine und Jeanne. Die Brüder treten ab und zu in Johannas Geschichte auf und kamen durch den Adelsstand, in den Karl VII. (Dezember 1429) die Familie Darc erhob, zu sozialer Stellung, wie denn Jean z. B. Prevot zu Vaucouleurs wurde, sind aber nicht von Einfluß auf Jeannes Lebenswerk gewesen. Jacques Darc, der Vater, war ein wohlhabender Grundbesitzer, nahm in Domremy als Doyen des Ortes die nächste obrigkeitliche Stellung nach dem Maire ein und hatte 1427 seine Landsleute in der Stadt Vaucouleurs amtlich zu vertreten. Die einzige Schwester Jeannes ist 1429 als Gattin des Maire von Greux frühzeitig und kinderlos ver-

storben, ihr Gatte ist im Rehabilitationsprozeß als Zeuge für die Ehre Johannas aufgetreten [1].)

Wenn Jacques Darc als Doyen von Domremy mit der Burggerichtsbarkeit in Vaucouleurs, nicht in Gondrecourt zu verhandeln hatte, so kann sein Besitz schwerlich dem Bar-Lothringischen Teile von Domremy angehört haben. Auch die Verfolgungen von seiten der Burgunder, welche die Familie Darc zur Flucht nach Neufchateau zwangen, können doch kaum den einem Bundesgenossen der englisch-burgundischen Macht, dem Herzog von Lothringen, unterworfenen Teil des Ortes betroffen haben. Die französische Gesinnung des Champenois würde allerdings auch unter der fremden Herrschaft nicht erloschen sein, wie denn solche Gefühle gerade durch die Losreißung vom Vaterlande nur gestärkt werden. Aber nicht ohne ganz zwingende Beweise sollte man Jeanne als Lothringerin ansehen und sie in dem damals zu Bar gehörigen Teile Domremys geboren sein lassen, wie das namentlich seit H. Lepages Schriften [2]) die wissenschaftliche Forschung, seit dem Jahre 1871 der französische Chauvinismus [3]), bisweilen gethan hat. Neuerdings glaubte J. Ch. Chapellier in einer gründlichen, auf örtliche Untersuchungen gestützten Abhandlung es als zweifellos hinstellen zu sollen, daß Jeannes Geburtshaus in dem Bar-Lothringischen Teile Domremys gelegen war, aber die obigen Bedenken gegen diese Annahme sind von ihm nicht widerlegt worden. Wir nehmen daher Jeanne Darc nicht als Landsmännin in Anspruch, trotzdem sie unser großer Dichter uns erobert hat, sondern glauben vielmehr, daß Wohnhaus und Besitztum ihrer Eltern auf der zur Champagne gehörigen, französisch gebliebenen Seite ihres Geburtsortes lag. Davon, daß sie den Herzog von Lothringen, mit dem sie doch im Anfange ihrer geschichtlichen Wirksamkeit in Berührung kam, als Landesherren angesehen habe, findet sich keine Notiz bis auf die vieldeutige Aussage vor ihren Richtern zu Rouen (vom 21. Februar 1431), daß sie erst Jeanette genannt, dann nach ihrem Zuge ins Frankenland (postquam in Franciam venit) in Joanna (Jeanne) umgetauft sei.

Sie gehört so auch äußerlich zu Frankreich, mit dem sie die Familienerinnerungen, die national-französische Abstammung des Vaters und wahrscheinlich auch der Mutter, die teilweise gerichtliche Zugehörigkeit Domremys zu Frankreich, die gemeinsame kirch-

liche Verbindung ihres Geburtsortes mit dem französischen Dorfe Greux, der heftige Gegensatz zur burgundisch-englischen Partei, ihre Sprache und ihr Nationalbewußtsein, ihre innige Liebe für die Valois untrennbar vereinen würden, selbst wenn sie auf lothringischem Gebiete geboren wäre.

Wie die Frage ihrer nationalen Angehörigkeit, so ist auch die nach der Schreibweise ihres Namens eine verschieden beantwortete. Wir haben nebeneinander die Schreibweisen D'Arc, d'Arc, D'Ay und Daix, was bei der Verworrenheit der damaligen Orthographie nicht auffallend ist, von diesen sind D'Arc und D'Ay urkundlich beglaubigt. Stände es also mit der Sorgfalt und Genauigkeit der urkundlichen Namensschreibung im 15. Jahrhundert ebenso gut, wie im 19., so müßten wir D'Arc und D'Ay schreiben und der letzteren Schreibweise den Vorzug geben, da sie in dem Adelsbriefe vom Dezember 1429 sich findet, aber die Notare damaliger Zeit nahmen es mit der Orthographie ebenso leicht, wie die Privatpersonen und Geschichtschreiber. Die neueren Forscher schwanken zwischen d'Arc und Darc, und die zwei bedeutendsten sind hierin uneinig, indem J. Quicherat, der Begründer der wissenschaftlichen Erforschung von Johannas Geschichte, sich für d'Arc, der gleichfalls für dieselbe höchst verdienstvolle M. Vallet de Viriville sich für Darc entschieden hat. Den von dem letzteren vorgebrachten Gründen schließen wir uns an, da wir sie für die überzeugenderen halten [4]).

Ihren Geburtstag hat ein altes Herkommen auf den 6. Januar 1412 verlegt, doch ist weder Tag, noch Jahr beglaubigt. Jeanne selbst giebt am 21. Februar 1431 ihren Richtern nur an, daß sie nach ihrer Erinnerung (prout sibi videtur) 19 Jahr sei, und in den andern Angaben schwankt ihr Alter um 11 Jahre, indem die einen sie im Frühlinge 1429 erst 16, andere dagegen 27 Jahr sein lassen. Zu vermuten wäre allerdings, daß die nur vereinzelt vorkommende Zahl XXVII ein Schreibfehler und statt derselben XVII zu lesen sei, aber ohne urkundliche Beglaubigung oder bestimmte Angabe Johannas selbst können wir das Geburtsjahr nicht als ein zweifelloses ansehen. Aus ihren Bildern einen Schluß auf ihr Alter zu ziehen, ist um so mißlicher, als wir kein völlig zuverlässiges Porträt von ihr haben [5]), vielmehr ihre bildlichen Darstellungen ebensogroße Verschiedenheiten zeigen, wie die Angaben der Zeitgenossen über

ihre äußere Erscheinung [6]). Der 6. Januar, ihr angeblicher Geburtstag, war der heilige Dreikönigstag der katholischen Kirche, nahe liegt die Vermutung, daß die rasch sich entwickelnde Johanna-Legende ihren Geburtstag mit dem Dreikönigsfeste zusammenfallen ließ. Wenn schon ein Zeitgenosse, Perceval de Boulainvilliers, in einer brieflichen Schilderung vom 21. Juni 1429 den 6. Januar als Geburtstag ansieht, so kann das wenig beweisen, da der gläubige Kammerherr Karls VII. auch sonst die Erscheinung und Jugend Johannas ins Legendenhafte hineinzieht [7]). Das entschlossene, vor nichts zurückschreckende und in mancher Hinsicht doch zugleich scharf berechnende Wesen der Jungfrau scheint allerdings ein reiferes Alter vorauszusetzen zu lassen, doch gestattet es bei dem Außergewöhnlichen ihrer ganzen Entwickelung keine sichere Folgerung.

Mag sie nun 17 Jahre oder etwas älter gewesen sein, als sie, den Stimmen ihrer Heiligen vertrauend, sich zur Retterin des schwerbedrängten Frankreich aufwarf, jedenfalls waren schon seit Jahren heftige Gemütsregungen in ihr vorgegangen. Wir müssen zwar das Außerordentliche, welches ihre Jugendentwickelung durchzieht, zumeist auf das einschränken, was sie selbst ihren Richtern kundgegeben hat, denn die Berichte der unmittelbaren Zeitgenossen sind schon stark von der Legende berührt und die später im Rehabilitationsprozeß über sie aussagenden Freunde und Verwandte haben nur das Bestreben, sie mit einem ungeschichtlichen Glorienscheine zu umgeben [8]). Im Hause ihrer Eltern wuchs sie bis zum 14. Jahre, wie jedes andre Bauernmädchen auf, ging den häuslichen Verrichtungen nach, ohne dabei, wie die Legende will, Hirtinnendienste zu leisten. Ausdrücklich versichert sie ihren Richtern (22. Februar 1429), daß sie „weder Schafe noch andere Thiere gehütet habe.“ Zwei Tage später schränkt sie diese Aussage dahin ein, daß sie nicht mehr wisse, ob sie schon als Kind die Gemeindeherde gehütet habe, als erwachsenes Mädchen habe sie dagegen das Vieh auf die Weide getrieben, selbst an einen entlegenen Ort. Bei den Widersprüchen und Retizenzen, die ihre Geständnisse den Richtern gegenüber kennzeichnen und die eine Folge ihres wohlbegreiflichen Mißtrauens gegen die letzteren und ihrer klug berechnenden, echt bäuerlichen Schlauheit sind, ist es schwer, Klarheit über diese, wie über andere wichtigere Fragen zu gewinnen; wir glauben aber, Jeanne hat sich in der zweiten Aussage der durch die

Tradition geheiligten, auch für die geistlichen Richter feststehenden Ansicht, daß sie von der friedlichen Herde zu ihrem kriegerischen Werke berufen sei, möglichst anbequemen wollen. Später haben ihre von den Richtern des Rehabilitationsprozesses befragten Landsleute sie wieder zur Hirtin gemacht, ganz im Sinne der einmal feststehenden Legende, doch haben diese nachträglichen Zeugnisse keinen entscheidenden Wert. Höchst wahrscheinlich ist es, daß sie bei der Rettung des Viehstandes von Domremy vor den burgundischen Kriegsknechten sich wacker beteiligt hat, zumal der väterliche Besitz hier mit bedroht war, sonst brauchte der wohlhabende Jacques Darc seine Herde nicht durch die eigene Tochter bewachen zu lassen. Wie über diese angebliche Hirtinnenthätigkeit, so weichen die Äußerungen ihrer Landsleute und Angehörigen über ihr Verhältnis zur Kirche auch von Jeannes Selbstzeugnissen in etwas ab. Sie selbst sagt ihren Richtern, daß sie zwei- bis dreimal gebeichtet und in Neufchateau, wohin sie 1428 vor den Burgundern floh, das Abendmahl empfangen habe, hiernach also zeigt ihre kirchliche Frömmigkeit nichts Außergewöhnliches. Aber ihre Jugendgenossen haben sie 25 Jahre nachher zu einer Frömmlerin und absonderlichen Schwärmerin gemacht, welche die Scherze und Spiele ihrer Altersgenossinnen floh, um in Einsamkeit mit Gott zu reden, die deshalb als „trop dévote" bisweilen verspottet wurde. Jeden Morgen sei sie zur Messe gegangen, beim Vespergeläute auf die Kniee gesunken, und der Küster von Domremy, der so aussagen mußte, wie sein Pfarrer es ihm für die Zwecke des Rehabilitationsprozesses vorschrieb, weiß zu erzählen, daß Jeanne ihn durch Zusicherung eines Trinkgeldes zur strengeren Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten angehalten habe. Auch daß sie jeden Sonnabend die Kapelle der heiligen Jungfrau auf einer Höhe bei Domremy besucht, dort Kerzen angezündet und Blumensträuße niedergelegt habe, scheint erst eine nachträgliche Ausschmückung ihrer nicht über das herkömmlich Gebotene hinausgehenden Kirchlichkeit zu sein.

Was uns an diesem Übermaße äußerer Frömmigkeit bei Johanna zweifeln läßt, ist das Verhältnis, in dem ihr Vater zur Kirche stand. Dessen Geburtsort Ceffonds gehörte zur Abtei Montiérender, deren Mönche in herkömmlicher Weise die Bauern zu drücken und auszubeuten suchten, aber durch die volksfreundlichen französischen Könige

in ihrem Vorhaben nach Kräften gehindert wurden. Darum ist es unwahrscheinlich, daß in der Familie Darc eine allzugroße Hinneigung zu den äußeren kirchlichen Werken herkömmlich gewesen sei und auch Johannas spätere abergläubische Schwärmerei ist eine im tiefsten Innern verschlossene, steht außerhalb des Bannes der Kirche. Ist sie dann auch, wie wir nachzuweisen hoffen, mehr als einmal ein Werkzeug kirchlicher Bestrebungen geworden, so zeigt ihre Frömmigkeit nie etwas außergewöhnlich Devotes, und den Fanatikern, die sich an sie herandrängten, ist sie thunlichst aus dem Wege gegangen. Aber schon vom Vater war ihr ein gesteigerter und leidenschaftlicher Patriotismus vererbt worden, der in jener Zeit den Charakter blindgläubiger Schwärmerei und fast krankhafter Inspiration leicht annahm. In der Umgegend von Ceffonds hatten sich religiös-patriotische Genossenschaften gebildet, die durch übernatürliche Hilfe Frankreichs Rettung von den Landesfeinden erhofften, die nahen Beziehungen Jacques Darcs, den die Burgunder in seiner Heimat und selbst in seinem neuen Wohnsitze bedrängt hatten, zu ihnen sind sehr wahrscheinlich. Wenn freilich ein französischer Gelehrter, G. Dorcet,[8] in Johannas ganzer Thätigkeit nur ein Werk der Frömmlerinnen von Remiremont (Dep. der Vogesen), der schwärmerischen Cornars de St. Marcel und marchands de St. Michel von Langres, also etwas von außen her ihr Eingeflößtes sehen will, so fehlt der überzeugende Nachweis. Aber die patriotisch-visionäre Richtung, die frühzeitig Johannas inneres Leben, ihren Selbstzeugnissen zufolge, durchdringt, war über manche Nachbarorte Ceffonds und Domremys verbreitet und ein naturgemäßer Ausdruck einer gläubigen und vaterlandsliebenden Zeitstimmung, welche die Rettung der Krone und des Landes mehr von den Wundern des Himmels, als von den Gebeten der Kirche erhoffte.

Wie Jeannes kirchliche Frömmigkeit, so ist auch ihr wohlthätiger Sinn von der Legende ausgeschmückt worden. Sie soll nach späteren Zeugnissen ihres Vaters Gut an die Armen verschenkt, diesen ihr eigenes Bett abgetreten haben. Eine himmlische Milde habe ihr ganzes Wesen umlagert, sodaß die Vögel des Feldes Brot aus aus ihrem Schoße genommen, die wilden Tiere ihre Herde verschont hätten, Züge der mythischen Ausschmückung, die auf Grund ihres patriotisch-religiösen Wirkens sich bildeten und in jenem Briefe

Boulainvilliers' den ersten Ausdruck fanden. Die Erziehung, welche ihr im väterlichen Hause zu teil wurde, war höchst mangelhaft und dem damaligen Stande der Volksbildung ganz entsprechend. Sie lernte zwar Spinnen und Nähen, aber nicht Lesen und Schreiben, konnte das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis herbeten, hörte von der heiligen Jungfrau und den Engeln, aber war mit den Dogmen der Kirche und der Geschichte des Christentums nicht vertraut. Im 14. Jahre erst beginnt das außergewöhnliche ihrer Jugendentwickelung. An einem heißen Sommertage, nachdem sie gefastet hatte, vernahm sie von der Dorfkapelle her eine Stimme, vor der sie anfangs furchtsam floh, die sie aber dann als Stimme des Erzengel Michael erkannt zu haben glaubte. Der Michael-Kultus war durch die Huldigung, welche ihm die französischen Könige erwiesen, auch mit einem patriotischen Schimmer umgeben, in der Normandie hatte er seinen Hauptsitz, dort war die nach dem Engel genannte Bergfeste im Juni 1425 tapfer gegen den englischen Angriff verteidigt worden, auch Bewohner von Vaucouleurs hatten dabei mitgeholfen. So war dieser Kultus auch in der nächsten Umgebung von Domremy verbreitet und der Heilige zum Schirmherrn Frankreichs gegen die fremdländischen Räuber erhoben worden. Nach dem Erzengel erschienen ihr auch die heilige Katharina, nach der ihre Schwester getauft war, und die heilige Margareta. Anfangs hatten diese Erscheinungen nur den Charakter veräußerlichter frommer Gedanken, sie mahnten Jeanne zum Besuch der Beichte, zum Gehorsam gegen die Eltern. Bald aber übertrug sich der patriotische Sinn Johannas auch auf die himmlischen Erscheinungen, sie glaubte von ihnen zur Rettung Frankreichs und des Königs berufen zu sein. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht lehnte sie anfangs dieses Gebot ab, da wurden die Mahnungen dringender und bestimmter, sie trugen ihr auf, nach Vaucouleurs zu dem Schloßherrn Baudricourt, der sie dem Könige zuführen werde, zu gehen. Die Legende hat diese Visionen mit einem abergläubisch verehrten Quell in der Umgebung Domremys und mit einer Zauberbuche, dem Spielplatze der Dorfmädchen, in Verbindung gebracht, auch mit einer Kapelle der heiligen Jungfrau von Bermont, mit Stätten, die ursprünglich Sitze des heidnischen Volksaberglaubens gewesen, dann von der christlichen Kirche geweiht waren. Der Quell sollte das Fieber heilen, die

Buche wurde zur Zeit des Maienfestes von der Jugend umtanzt und bekränzt, auch Johanna hat sich an diesen Festen beteiligt, aber seit der Erscheinung der Heiligen sie gemieden. In ihren Prozeßaussagen sucht sie die Beziehung dieser Stätten zu ihren Erscheinungen in Abrede zu stellen, oder doch möglichst einzuschränken, sie giebt zwar zu, daß die heilige Katharina und Margareta mit ihr an jener Quelle geredet haben, aber von deren Erscheinen unter dem Zauberbaum will sie nichts wissen. Vielleicht ließ sie die Furcht, als Zauberin oder Hexe zu gelten, manches verschweigen; bestätigt durch ihr eigenes Zeugnis ist nur die erste Erscheinung des Erzengels im Garten ihres Vaterhauses und die der beiden heiligen Frauen an der Quelle.

Mit diesen Visionen beginnt das Schwärmerisch-Eigenartige in Johannas Wesen sich zu äußern, zuerst in einfach naturgemäßer, dann in außergewöhnlicher Art. Anfangs kniet sie vor den Heiligen mit gefalteten Händen nieder, küßt den Boden, auf dem sie erschienen sind, weint über ihr Verschwinden, bekränzt ihre Bilder in der Dorfkirche, später aber glaubt sie den Geruch der heiligen Frauen wahrzunehmen und sich ihrer Umarmung zu erfreuen.

Ob sie diese Visionen und Mahnungen in stiller Brust verschloß, oder ihren Eltern und Freunden mitteilte, bleibt ungewiß, ihre eigenen Angaben und die der Rehabilitationszeugen lassen aber auf das zweite schließen. Schon zwei Jahre vor ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause träumte ihr Vater, daß seine Tochter mit gewaffnetem Volke davonzöge, er sagte, lieber würde er sie mit eigenen Händen ertränken, als das geschehen lassen, er wollte sie verheiraten und ließ sie streng bewachen. Wie hätte er den Befehl der Heiligen ahnen können, wenn seine Tochter nicht ihm selbst oder anderen davon gesprochen?

Eine alte Weissagung, daß Frankreich durch ein Weib zu Grunde gehen und durch eine Jungfrau von der lothringischen Grenze errettet werden würde, war auch nach Domremy und zu Johanna gedrungen, nach den Verheißungen der Heiligen mußte sie sich für diese Retterin halten und die späteren Aussagen ihrer Landsleute lassen kaum zweifeln, daß sie dieser Meinung Ausdruck gegeben hat. Bestimmter tritt diese auf Isabeau, Karls VII. Mutter, als Verderberin des Landes und dann auf Johanna als dessen Retterin

bezogene Weissagung in der Verkündigung des Zauberer Merlin, eine Jungfrau werde aus einem Eichwalde zur Rettung Frankreichs kommen, hervor. Nun gehörte zu dem Besitze Jacques Darcs auch ein Eichenhain auf einer Höhe von Domremy, aber erst später, als Johanna schon ihr Rettungswerk begonnen hatte, ist diese Prophezeiung zu ihrer Kenntnis gebracht worden.

Die Heiligen haben ihr nicht strenge Verschwiegenheit geboten, aber sie rühmte sich, freiwillig eine solche beobachtet zu haben, wahrscheinlich hat sie doch im Drange ihres Herzens soviel verraten, daß die in ihr Vertrauen Gezogenen das übrige sich ergänzen konnten. Nur so lassen sich die ängstliche Sorge des Vaters und die später gemachten Andeutungen ihrer Landsleute, die sich scheuten, ganz offen zu reden, erklären.

Auch das Gelübde der Ehelosigkeit haben ihr die Heiligen nicht abgenommen, aus freien Stücken will sie sich als jungfräuliche Magd dem ihr aufgetragenen Werke geweiht haben. Das entsprach dem Sinne der Zeit, die Ehelosigkeit als ein frommes Werk pries und die alle dem Dienste des Himmels Geweihten von dem Glücke des Familienlebens ausschloß. Die von den Eltern begünstigte Werbung eines Bauern wies sie daher zurück, auch, als dieser eine Zusage Johannas vorgab und sie vor das erzbischöfliche Gericht in Toul, der kirchlichen Metropole Domremys, lud. Eidlich hat sie dort beschworen, daß sie dem Freier kein Eheversprechen gegeben, den Heiligen darauf die Jungfräulichkeit des Leibes und der Seele gelobt und die Zusage der ewigen Seligkeit von ihnen empfangen. Der hochfahrende Zug, der durch Johannas späteres Wirken bei aller Demut und Bescheidenheit geht, tritt schon in diesem Geständnis hervor. Doch blieb sie in dem Bewußtsein, daß sie zwar von den Heiligen berufen, aber selbst keine Heilige sei, später gesteht sie ihren Richtern, daß sie Sünde gethan und selbst gegen den Willen ihrer himmlischen Beschützerinnen gefrevelt habe.

Wir im 19. Jahrhundert glauben an die Realität der Erscheinungen von Heiligen nicht mehr und Verfasser dieses hält es auch für müßig, aus Johannas Visionen ein schwer zu lösendes psychologisches Problem zu machen. Man mag von einem ungläubigen Rationalismus, der nur begreift, was er mit Augen sieht und mit Händen betastet, sprechen, für uns ist die Erklärung dessen,

was die patriotische und gläubige Jungfrau zu schauen gemeint hat, eine sehr naheliegende. Wie oft mochte ihr Vater von des Königs Bedrängnis und des Landes Not gesprochen haben, wie oft mochten im Kreise der Gemeinde diese Tagesgespräche erörtert sein und wie viele Hoffnungen auf des Himmels Beistand hatten wohl die vaterlandsliebenden, frommen Landsleute dabei kundgegeben. Diese patriotischen Gedanken und der Glaube an eine jenseitige, helfende Macht nahmen in Johannas Sinn eine bestimmte Gestalt an, als die Prophezeiung von der Erretterin aus Lothringens Grenzen zu ihr drang. Ihr energisch-hochstrebendes, vielleicht von frühe her mit einem Zuge selbstverherrlichenden Hochmutes vereintes Wesen, ließ sie sich selbst erst unbestimmt und ahnungsvoll, dann aber in klarem Bewußtsein als die gottverheißene Erlöserin erscheinen und auf die Mittel sinnen, ihr Werk auszuführen. Oft mochte sie den Heiligen ihr Vorhaben in stillem Gebete vertraut haben; in Träumen oder wenn ihre Sinne erregt waren, wie an jenem heißen Tage, wo ihr der Erzengel zuerst erschien, mochten deren zusagende Kundgebungen zu ihr gelangt sein. Das, was bisher ein inneres Zwiegespräch mit den Heiligen gewesen war, erschien ihr nun in äußerer, sichtbarer Gestalt, zunächst nur in unbestimmter Ferne, dann nahe und deutlich wahrnehmbar. Nicht zufällig, daß gerade an einem heißen Fasttage, wo der prüfende Verstand durch zwei verschiedene äußere Einwirkungen, durch die Erschlaffung des Körpers und die Erregung der Sinne, geschwächt war, die erste Erscheinung sich ihr kundgab. Wir glauben, daß alle Visionen und Chimären Jeannes ein Produkt ihrer inneren Kämpfe und Gedanken waren, daß weder fromme Damen, noch patriotisch-religiöse Vereine ihr die Mission, an welcher sie später zu Grunde ging, wie eine wohleinstudierte Rolle vorgeschrieben haben, wir meinen nicht einmal, daß die Franziskaner von Neufchateau, mit denen sie 1428 in Berührung kam, sie in dem bestärkt haben, was seit Jahren ihr fester Entschluß war, und späterhin ihre Wege leiteten.[9]) Ebensowenig, wie an etwas Übernatürliches in Johannas Mission denken wir an etwas Abgekartetes oder Betrügerisches, und verwerfen daher auch die Meinung derjenigen, welche aus dem heiligen Michael und den beiden heiligen Frauen Gaukler gemacht haben, die Johanna berückten und täuschten.[10]) Aus ihrem leidenschaftlichen patriotischen Gefühle hervorgegangen

und von einer schwärmerischen aber durchaus innerlichen Frömmigkeit durchdrungen, tritt die hohe Aufgabe, zu der sie sich berufen wähnte, erst dann in den Dienst von Politik und Kirche, als Johannas Unbekanntschaft mit den Ränken der Welt sie vor einer unbewußten Entheiligung ihres frommen und edlen Werkes nicht schützen konnte.

Der königliche Hauptmann Baudricourt, Herr von Vaucouleurs, der die Stadt mutig gegen den Anprall der Kriegswogen, wie ein Eiland im feindlichen Meere, verteidigt hatte, war eine Hauptstütze des bedrängten Königs. Ein tapfrer Ritter, der das Heil Frankreichs nur auf die Gewalt der Waffen, nicht auf die Hilfe des Himmels stellte, zudem ein schlauer Diplomat, der seit 1425 durch einen Vertrag sich vor der burgundischen und lothringischen Macht gesichert hatte, war er ein Beschützer der französischen Grenzlande im Nordosten. Nur ein Halbfranzose, denn von väterlicher Seite war er Lothringer, hatte er doch seine ganze Treue und Kraft dem Dienste der Valois gewidmet und war bei Hofe hochangesehen. Mit Domremy stand er in naher Verbindung, kannte auch Jeannes Vater und wohl auch deren Oheim Durand Lassart in Burey. Er war der Nächste und Geeignetste, um Johannas Wunsch, vor dem Könige sich als die gottgesandte Retterin kundzugeben, zu erfüllen. Aber wie zu ihm gelangen? Ganz heimlich zu entfliehen, das wagte sie aus Furcht vor dem gestrengen Vater und aus Liebe zu den Jugendfreundinnen in Domremy nicht, da war Oheim Lassart bereit, sich ins Mittel zu schlagen. Infolge des Vorgebens, seine Frau bedürfe als Wöchnerin der Hilfe Jeannes, traten ihm die Darcs ihre Tochter für einige Zeit ab. Im Januar 1429 verließ Johanna Domremy. Schon vorher hatte der Onkel Gelegenheit gefunden, sie zu Baudricourt zu geleiten, aber diese Unterredung, die im Mai 1428 stattfand, führte nicht zum Ziele ihrer Wünsche. Der rauhe Kriegsmann, dem die Versicherung des etwa 16jährigen Mädchens, sie wolle im Auftrage des Herrn ihren Dauphin (denn so nannte sie den König, ehe er mit dem heiligen Öle in Reims gesalbt war) durch die feindlichen Scharen hindurch nach der Stadt des heiligen Remigius führen, wie eitle Chimäre erscheinen mußte, wies Johanna entschieden ab und sagte ihrem Oheim, er möge sie mit tüchtigen Ohrfeigen ihren Eltern zusenden. In ihren Prozeßaussagen hat sie sich

gerühmt, den Hauptmann, den sie vorher nie gesehen hatte, sogleich erkannt zu haben, es wäre dies an sich so wunderbar nicht gewesen, auch wenn der Vater ihr nicht, wie doch wahrscheinlich, den Schloßherrn geschildert hätte. Auch eine zweite Zusammenkunft mit Baudricourt blieb erfolglos. Abergläubisch, wie die Menschen des XV. Jahrhunderts alle waren, ließ der Ritter sie wie eine Besessene durch den Ortspfarrer beschwören und sandte sie dann mit dem sie geleitenden Oheim nach Burey zurück. Schon wollte Johanna mit ihrem Onkel auch ohne Baudricourts Vermittelung nach Chinon an das königliche Hoflager eilen, als in der Seele des Ritters ein für uns unerklärbarer Umschwung vorging. Mag Johannas frommes und kirchliches Benehmen, das Zureden einer Bürgersfrau von Vaucouleurs, mit der sie täglich zur Messe ging und der Glaube, den sie bei den abergläubischen Bewohnern des Ortes fand, ihn in seinem ungünstigen Urteil über die begeisterte Jungfrau irre gemacht haben oder mag er Mitteilungen über Johanna nach Chinon gesandt und von dort die Weisung, ihrem Wunsche zu willfahren, erhalten haben, er schickte sie nach einer dritten Zusammenkunft unter sicherer Begleitung dem Könige zu.

Aus zwei Edelleuten, Jean de Metz und dessen Knappen, Bertrand de Poulengy, dem vom König gesandten Boten Collet de Vienne, zwei Bogenschützen und Jeannes Bruder Pierre bestand diese Eskorte, die beiden Edelleute kauften ihr ein Roß und Männerrüstung für 16 Frank, die ihnen Baudricourt später ersetzte [11]). Vor der gefahrvollen Reise ist Jeanne in Nancy beim Herzoge von Lothringen gewesen, um von diesem Mannschaft unter Führung seines Sohnes zu dem Zuge nach Chinon zu erlangen, dort soll sie die Vermittlerin zwischen dem Herzog und seiner Gemahlin gespielt und Gebete für die Genesung des kranken Fürsten versprochen haben. Nach ihrer eigenen Aussage im Prozesse scheint diese Reise nach Nancy ohne Baudricourts Wissen erfolgt zu sein, wahrscheinlicher ist es, daß der Ritter sie dem ihm wohlbekannten Herzog zusandte, um die Verantwortung für das gewagte Unternehmen auf einen anderen zu schieben. Jeanne will sich dem Herzog gegenüber in ein auffallendes Geheimthun über ihr Vorhaben gehüllt und wenig von ihrer Mission verraten haben, was doch ihrem Zwecke, das in Nancy zu finden, was ihr in Vaucouleurs versagt war, widersprochen hätte.

Ebenso mystisch, wie Baudricourts Benehmen ihr gegenüber, bleiben die Motive, welche sie nach Nancy geführt haben, wenn wir nicht annehmen, daß der Herr von Vaucouleurs den zeitweilig nicht im Kriege mit Frankreich befindlichen Lothringer zum Vermittler zwischen dem König und dem seltsamen Mädchen habe machen wollen.

Durch manche örtliche Hindernisse hindurch, mitten unter den Gefahren, welche von den englischen Truppen drohten, kam der kleine Zug nach 11tägiger Wanderung in Chinon am rechten Ufer der Vienne an. Es bezeichnet Johannas kühnen Muth und festes Gottvertrauen, daß sie ihre verzagten Begleiter anfeuerte und, ungeachtet der von den umherstreifenden englischen Söldnern drohenden Gefahr, in jeder Stadt die Messe hören wollte. Den Kriegsleuten mußte sie daher wie ein gottgesandtes, höheres Wesen erscheinen und von ihnen jeden spöttischen oder unkeuschen Gedanken fernhalten, überdies war Johannas jungfräuliche Ehre durch das engschließende, von ihr nie abgelegte Männergewand und die Nähe ihres Bruders Pierre geschützt.

Unklar bleibt es, wie ihr Vater sich zu dem Abenteuer gestellt hat. Bei der Nähe von Vaucouleurs und Domremy konnten ihm die in der ganzen Stadt Aufsehen erregenden Verhandlungen Jeannes mit Baudricourt nicht verborgen bleiben und die Möglichkeit, die Tochter von dem Oheim wiederzuerlangen, war für ihn eine leichte. Aber wir kennen des alten Darc lebendiges Vaterlandsgefühl und seine eifrige Liebe für den König, diesen Regungen mochte er die Pflicht des Vaters zum Opfer bringen. Seinem Bauernstolze schmeichelte es auch, daß Johanna im nahen Vaucouleurs als Gottgesandte gepriesen wurde, seine väterliche Eitelkeit gefiel sich in dem Gedanken, daß die schlichte Tochter zu etwas Hohem berufen sei. So machte er offenbar keinen Versuch, das Unternehmen derselben zu hindern, scheint vielmehr seinen Sohn Pierre zum Begleiter Johannas bestimmt zu haben. Später sonnte er sich im Glanze der Befreierin Orleans' und Retterin Frankreichs, reiste zu der Feier in Reims, wo die Jungfrau in den königlichen Zuge prangte, und ließ es sich dort auf Kosten der Bürger Wochen lang behaglich sein. Der Konflikt, in den Johannas Mission zu ihrer Tochterpflicht trat, wurde also nicht durch die Hartnäckigkeit des strengen Vaters erschwert, vielmehr dürfen wir annehmen, daß ihre Eltern

und Geschwister, ebenso wie der Oheim im Einverständnis mit ihr waren, als sie in Chinon am 6. März 1429 ihre welthistorische Rolle begann.

II. Chinon und Poitiers.

Mit diesem ersten Akte der tief-tragischen Geschichte Johannas beginnt schon das Schlinggewächs der üppig wuchernden Legende die Gestalt der Heldin zu umranken und die nüchterne Wirklichkeit zu verdunkeln. Im großen und ganzen vermögen wir den Hergang zu erkennen und nicht zum mindesten verdanken wir das wieder Jeannes eigenen Aussagen, aber im einzelnen ist Wahrheit und Dichtung schwer zu sondern. Das eine steht zunächst fest, Karl VII., obwohl er von der Mission Johannas Kunde hatte und wahrscheinlich durch ein Schreiben Baudricourts über sie unterrichtet war, schwankte wochenlang, ehe er sich — aus Politik oder aus Überzeugung — den Zukunftsphantasien der begeisterten Jungfrau hingab. In seiner Umgebung war man geteilt. Tremouille und sein Anhang hofften nach wie vor von einer Versöhnung mit Burgund die Rettung des Landes oder sie dachten an einen Bund mit einer auswärtigen Macht, etwa mit den spanischen Kirchenstaaten, manche Geistliche sahen in der Prophetin eine böse Zauberin und ein Werkzeug der Hölle, manche Juristen fürchteten von ihr eine unerwünschte Verstärkung der geistlichen Einflüsse an Karls Hofe, der vornehme Hofadel hielt es für unwürdig, sich von einem Bauernmädchen den Weg der Rettung zeigen zu lassen. Karl selbst, der von der Diplomatie mehr erhoffte, als von der Kriegsführung, konnte ein Wiederaufflammen des kriegerischen Fanatismus und die Eröffnung eines neuen Kampfes bis zur gänzlichen Vernichtung der einen oder der andern Partei nicht wünschen. Wenn er schließlich nach langem Zögern sich dazu entschloß, das Gutachten der Theologen und Juristen von Poitiers einzuholen und die Jungfrau selbst dorthin zu geleiten, so waren dabei Einflüsse maßgebend, denen sich der machtlose Herrscher nicht entziehen konnte. Einer seiner vornehmsten Vasallen war der Herzog von Alençon, der durch die Engländer aus seinem Herzogtum vertrieben war und nur von einem siegreichen Streite, nicht

von Friedensunterhandlungen die Wiedergewinnung seiner Herrschaft hoffen durfte. Daß er von vornherein die mächtige Einwirkung, welche Johannas zuversichtlicher Mut und himmlische Verheißungen auf die Kriegsleute und das Volk ausüben mußten, in Rechnung zog, darauf deutet das später engere Verhältnis zwischen seiner Hauspolitik und Johannas Mission hin. Wie Alençon die Wiedererlangung seines Herzogtums, so erhoffte Johann von Orleans, der natürliche Bruder des in England gefangenen Herzog Karl von Orleans, nur von einem entschieden und leidenschaftlich geführten Kampfe die Rettung Orleans' und die Wiedereroberung der Besitzungen seines Bruders, auch ihm war die patriotisch-religiöse Begeisterung der Jungfrau zweckdienlich. Anders dachten die übrigen Vasallen, soweit sie noch auf Karls Seite standen, ihnen war eine Wiedererstarkung der königlichen Macht durch kriegerische Erfolge wenig genehm, denn der von England und Burgund schwerbedrängte Herrscher lebte zumeist von ihrem guten Willen. Die einflußreichen Minister und Generäle konnten das Hineingreifen einer angeblichen Gesandtin Gottes in Politik und Kriegführung nimmer dulden, sie haben denn auch später nach Kräften den hochfliegenden Plänen Johannas entgegengewirkt. Dagegen warfen die Anhänger des gestürzten Connetable ihr Auge auf das begeisterte Mädchen von Domremy, in der sie eine mächtigere Fürsprecherin ihrer Interessen zu finden hofften. Eine Stütze hatte Johanna somit an Karls Hofe nur in Alençon, Dunois und den Gegnern Tremouilles, vielleicht war des Königs weibliche Umgebung, die nachher Jeannes sittliche Reinheit durch eine körperliche Untersuchung zu erhärten bereit war, von Anfang an den Verheißungen der Jungfrau zugeneigt.

Die Legende stellt die Sache anders, aber viel unwahrscheinlicher dar, nach ihr hat Johanna sich durch anscheinend übernatürliche Zeichen als Botin Gottes kundgegeben. So habe sie den König inmitten der Hunderte von Rittern und Hofleuten herauserkannt, trotzdem er sich wohlweislich versteckte und Dunois' Rolle zu spielen versuchte. Aber diese verschieden erzählte Hofgeschichte findet sich nur in späteren, mehr oder minder zweifelhaften Quellen, Johanna selbst hat ihren Richtern davon nichts mitgeteilt und im Rehabilitationsprozeß gehen zwei Augenzeugen, Alençon und Magister Gaucourt, darüber hinweg. Allerdings hat sie der Biograph Karls VII.,

Jean Chartier, bestätigt, aber er ist ein fabelsüchtiger, abergläubischer Mann. Ein unmittelbar nach den Vorfällen in Chinon über Johanna berichtender Greffier von la Rochelle, der gleichfalls diese Anekdote auftischt, steht örtlich fern und schöpft daher vielfach aus zweifelhaften Quellen, ist auch sonst weder urteilsfähig, noch sachlich genau. Die nach dem Rehabilitationsprozeß schreibenden Chronisten kommen für diese Frage nicht in Betracht, da sie ihre Berichte erst nach den Aussagen der Zeugen dieses Prozesses anfertigten [12]. Johanna selbst rühmt sich nur, den König erkannt zu haben, ohne daß sie ihn vorher gesehen hatte, darin liegt weder etwas übernatürlich Wunderbares, noch ein beweiskräftiges Zeichen ihrer Mission, das den zweifelnden König zum Glauben an sie hätte führen können. Es ist daher nicht auffallend, daß Johanna ihren Richtern über die Beglaubigung in Chinon und besonders über das Zeichen, welches sie dem König gegeben, nichts Bestimmtes sagen wollte, sie mochte weder lügen, noch den legendenhaften Traditionen, die sich schon vor dem Prozesse gebildet hatten, widersprechen. Natürlich hat sie dem König von der ihr verheißenen Befreiung Orleans' und seiner Salbung zu Reims gesprochen, ihren Auftrag aber kannte Karl schon, ehe sie ihm denselben mitteilte und doch zweifelte er an ihr. Von den Richtern gedrängt, erfand sie dann eine erbauliche Wundergeschichte, in der die Engel des Himmels und der Erzbischof von Reims eine Rolle spielen, gestand aber die Unwahrheit dieser Erzählung ein.

Ebenso wenig beglaubigt, wie die wunderbare Erkennung des Königs, ist die Enthüllung des geheimen Gebetes Karls (in der Allerheiligenkirche zu Loches am 1. November 1428), die nach der Legende den ungläubigen König bekehrt haben soll. Schon die verschiedenartige Form dieser Erzählung erweckt nicht geringere Zweifel, als ihr spätes Datum [13]. Bald soll Karl VII. gebeten haben, die Leiden des Volkes abzuwenden und ihn allein büßen zu lassen, wenn er nicht der eheliche Sohn seines Vaters und der wahre Erbe des Reiches sei, bald die Gnade, ihm ein anständiges Auskommen in der Fremde, sei es in Schottland, sei es in Spanien zu gewähren, von Gott erfleht haben. Der Grundgedanke dieses in drei verschiedene Bitten von einem späteren Geschichtsschreiber zerlegten Gebetes ist der, Gott möge ihn als rechtmäßigen Erben wieder in sein Königreich einsetzen, als unrechtmäßigen Herrscher mehr oder

minder hart strafen, und dieser Grundgedanke ist ein in der Sachlage so begründeter, daß ihn Johanna auch ohne übernatürliche Hilfe hätte erraten können. Aber die ganze Geschichte ist eine spät und schlecht erfundene, von der weder Johanna, noch auch die Rehabilitationszeugen etwas Bestimmtes wissen[14]).

Man hat gemeint, ohne besondere Zeichen und Kundgebungen hätte Karl VII. der Jungfrau nicht geglaubt und ihr sein Heil in die Hände gegeben. Aber hat er dies wirklich gethan? Seine urkundlichen Äußerungen über Johanna[15]) lassen das erste sehr bezweifeln und wenn er die Gottesstreiterin auch zum Kriege ausrüstete und nach Orleans entsandte, so gab er ihr kein Kommando in die Hände, ließ vielmehr seine sachkundigen Feldherrn und seinen Ratgeber Tremouille nach wie vor schalten und bequemte sich Johannas Inspirationen nur so weit, wie es die Heeresführer gut hießen, oder wie es die Rücksicht auf Alençon, Dunois und die abergläubischen Soldaten forderte. So in ihrem Wirken eingeschränkt, konnte die begeisterte Prophetin zwar ihm nützen, indem sie den Mut der Krieger entflammte und die Zuversicht des Volkes neu belebte, aber nicht durch gefährliche Einmischung in die Politik und die Kriegsoperationen schaden. Wie überall, so zeigt sich Karl VII. auch den Verheißungen des Himmels gegenüber als der vorsichtig abwägende, klug berechnende Diplomat. Hätte Karl in der Jungfrau wirklich eine Gottesstreiterin gesehen, so würde er nicht gegen ihren Willen aus politischen Rücksichten von der belagerten Hauptstadt zurückgewichen sein, so hätte er vor allem nichts unversucht gelassen, Johanna aus der burgundischen Gefangenschaft und vor dem Tode zu erretten. Für ihn blieb Johanna ein politisches Werkzeug, dessen übernatürlicher Kraft er eher mißtraute, als traute und das er unbeachtet verderben ließ, als seine Wirkung sich nicht dauernd bewährt hatte.

Wie Karl VII., so urteilten auch jene gelahrten Herren von Poitiers, denen der König die Gottesgesandte zur religiösen Prüfung zuführte. Wir können nicht mehr sondern, was von der Erzählung über diese Prüfung der Geschichte, was der Legende angehört. Gewiß mag Johanna in keckem Vertrauen auf ihre Mission den Bedenken und Fragen ihrer Examinatoren mutig entgegen getreten sein, zu einem festen Glauben an sie hat sie weder den Vorsitzenden,

den Erzbischof von Reims, Frankreichs Kanzler, noch die anderen Rechts- und Gottesgelehrten bekehrt. Ein nachträgliches, aber vielleicht schon vor dem Rouener Prozeß angefertigtes Gutachten der Universität von Poitiers, auf die sich Johanna ihren Richtern gegenüber berief, besagt nur, daß man Johanna als ein frommes, ehrbares Mädchen erfunden habe, deren Dienste der schwerbedrängte König nicht ausschlagen, deren kühne Verheißungen er der göttlichen Lösung anheimstellen möge. Daß das Urteil der Herren von Poitiers diesem Gutachten entsprach, geht eben aus Karls Benehmen Johanna gegenüber hervor. Über die Besorgnis mancher Leute in seiner Umgebung, die Gottesgesandte könne doch nur ein Werkzeng der Hölle sein, beruhigt, gab er der Jungfrau nun Gelegenheit, ihre Versprechungen, Orleans zu entsetzen und den König nach Reims zu führen, zu erfüllen. Das aber scheint seine Absicht schon gewesen zu sein, als er Johanna nach Poitiers geleitete und mehr, als das theologisch-juristische Gutachten oder die physische Untersuchung Johannas, welche nachher seine Schwiegermutter und andere Hofdamen vornahmen, hat ihn dazu der Einfluß Alençons, Dunois' und anderer, die er nicht vor den Kopf stoßen mochte, vor allem aber seine schwerbedrängte Lage bestimmt.

Welche Verheißungen und Versprechungen hat nun die Jungfrau dem Könige als Kundgebungen ihrer Heiligen bezeichnet? War die Vertreibung der Engländer aus Frankreich und die Befreiung des gefangenen Herzog Karl von Orleans ihr Ziel und Gegenstand ihres göttlichen Auftrages, oder nur Orleans' Rettung und die Salbung in Reims? Ihre eigenen Aussagen vor den Richtern scheinen mehr auf das erste, als auf das zweite zu deuten, damals aber war sie schon durch ihre Erfolge und durch die Einwirkung der Alençonschen Kriegspartei weiter geführt, als das ursprünglich in ihren kühnsten Hoffnungen lag, und der Mißerfolg vor Paris und Compiègne, ihre Gefangenschaft und ihre Kerkerleiden hatten, wie das bei religiösen Fanatikern so häufig, sie nur in dem Glauben an ihr Ideal bestärkt. Die Aussagen der Rehabilitationszeugen schwanken betreffs des Inhaltes ihrer Mission, indem die einen sie Reims als das Endziel derselben bezeichnen, die andern sie von der Vertreibung der Engländer und Erlösung des gefangenen Herzogs von Orleans reden lassen. Johanna selbst läßt zwar die heilige

Katharina ihr die letztere verkünden, aber als das ihr persönlich aufgetragene Werk hat sie nur die Befreiung der Stadt Orleans und des Königs Salbung in Reims bezeichnet. Ob sie darum an ihrer Mission irre geworden ist, als sie von den Kriegswogen über dieses Ziel hinaus geführt wurde und an den Mauern von Paris und Compiègne scheiterte, ist sehr zu bezweifeln, da ihre Selbstzeugnisse zwar von gelegentlicher Überschreitung der ihr gegebenen Befehle und von Ungehorsam gegen die Heiligen reden, aber in nichts einen Zweifel an sich selbst und an der göttlichen Führung ihres Handelns verraten. Ursprünglich, das scheint uns sicher, glaubte sie sich nur zur Retterin Orleans' und Führerin nach der Remigiusstadt von den Heiligen ausersehen, nach der Vollbringung dieser beiden Aufgaben und unter der Einwirkung Alençons und Dunois' stieg ihr patriotisches Hoffen höher und leicht mochte sie auch dieses als göttliche Inspiration sich einreden. Die Befreiung des gefangenen Herzogs von Orleans bezeichnet sie ja ausdrücklich als Zusage der Heiligen, daß die Vertreibung der Engländer vom französischen Boden dieser vorgehen mußte, lag in der Natur der Sache. Vorher war kein dauernder Friede mit den Eindringlingen möglich und nur als Friedensbedingung konnte die Auslieferung des als Geißel so wichtigen Herzogs abgetrotzt werden. Graf Dunois spricht als Rehabilitationszeuge davon, daß Johanna nach der Befreiung von Reims zu ihren heimatlichen Triften habe zurückkehren wollen, seine Aussage ist in ältere und neuere Darstellungen von Johannas Geschichte übergegangen, aber wenn sie nur ungern und ohne Zustimmung ihrer Heiligen weiter dem Heere des Königs gefolgt wäre, warum hätte sie gerade zu dem gefährlichen Unternehmen gegen Paris getrieben, nur gezwungen von der Hauptstadt abgelassen und trotz des Mißerfolges auf neue Kriegsthaten gesonnen? Wir meinen, ohne das Bewußtsein einer Übereinstimmung mit dem Willen ihrer Heiligen hätte die gläubige Jungfrau das nicht thun können. Wohl aber hat der ausdrücklich kundgegebene Befehl ihrer himmlischen Beschützerinnen für sie nur bis Reims sich erstreckt, weiter ist sie dann durch ihren patriotischen Mut, durch die Hingabe an Dunois' und Alençons Interessen geführt worden und hat ihr Gewissen abgefunden, auch die ursprünglich ihr nicht befohlenen Thaten auf das Konto der Heiligen mitgesetzt [16]). Zuversichtlich, wie nach Orleans und

Reims, eilte sie daher nach Paris und Compiègne, stets glaubte sie sich im Schutze ihrer Heiligen, auch Kerker und Todesurteil haben sie nur für kurze Zeit an der göttlichen Huld zweifeln lassen.

III. Orleans' Entsatz.

Von Poitiers aus war Johanna nach Chinon zurückgekehrt, von dort ging sie über Tours nach Blois, dem Ausgangspunkte der zur Befreiung von Orleans die Loire entlang ziehenden kleinen Armee. Wie immer war die Geldnot Karls das Haupthindernis der kriegerischen Unternehmungen, selbst die Ausrüstung Jeannes und ihrer nächsten Begleiter stieß auf finanzielle Schwierigkeiten, so daß der Herzog von Alençon sich ins Mittel schlagen mußte. Einfach genug war ihre Ausstattung, sie trug eine schmucklose, eherne Rüstung, nur der Waffenrock war von Purpur und mit Gold durchwirkt, ein Helm schützte im Kampfe ihr Haupt, sonst ging sie unbedeckten Hauptes oder setzte einen flachen Federhut sich auf. Ihr Schwert war aus der Katharinenkirche zu Fierbois nach ihrer Angabe geholt, auch hier fabelt die Legende, daß sie die Waffe und die Stelle, wo dieselbe lag, genau ohne vorherige Besichtigung, gekannt habe, trotzdem selbst die Erbauer der Kirche nichts von jener Reliquie gewußt hätten [17]). Im Prozesse aber gesteht Jeanne ein, daß sie auf ihrer Reise von Vaucouleurs nach Chinon in jener Kirche Messe gehört hat und so doch mit den lokalen Verhältnissen bekannt gewesen ist. Die näherstehenden Zeitgenossen haben dann auch von diesem neuen Wunder nichts gewußt, selbst die Zeugen des Rehabilitationsprozesses, die so vieles zu erzählen wissen, schweigen darüber, nur der Ratschreiber im fernen Rochelle und einige nach dem zweiten Prozesse schreibende Chronisten haben uns in verschiedenartiger Ausschmückung von dieser mysteriösen Waffe berichtet. Die längst in dem Winkel der Kirche versteckte Reliquie war mit Rost überzogen, hatte auf der Klinge fünf Kreuze und die neu angefertigte Scheide war mit Lilien, dem Wahrzeichen der Valois, reich geschmückt. Johannas Fahne wurde nach den Angaben der Jungfrau, die sich auf einen Befehl der heiligen Katharina berief, angefertigt. Auf weißer Leinwand mit seidenen Troddeln thronte der Heiland die

Weltkugel in der Hand, zu seinen Seiten betende Engel, von Lilien umgeben, darunter standen die Worte: Jesus Maria. So beschreibt Jeanne ihren Richtern diese Standarte, aber mehrere Chronisten geben eine abweichende Schilderung [18]). Entweder hat nun die Jungfrau während ihrer kriegerischen Thätigkeit mehrere Fahnen getragen, was sie selbst bestreitet, oder es ist auch hier die legendenhafte Ausschmückung thätig gewesen. Der gottvertrauenden Jungfrau war diese Standarte nicht nur eine Zierde, sondern auch eine Wehr im Kampfe, den Degen wollte sie nicht gebrauchen, um niemand zu töten und noch ihre Richter machte sie glauben, daß sie nie einen Menschen ums Leben gebracht habe. In ihrer Eskorte befanden sich der junge Edelman Jean d'Aulon als Stallmeister, zwei Pagen, zwei Herolde und ein Kaplan, auch ihr Bruder Pierre nahm zum Schutze der Schwester an den Kämpfen teil. Der Kaplan trug während des Marsches die Fahne, Priester gingen in weißem Gewande voran, unter frommen Gesängen bewegte sich der Zug. Die Truppen, welche zum Entsatze Orleans' vorrückten, waren 2000—2500 Mann stark [19]). Wir können wahrnehmen, daß kirchliche und politische Interessen sich schon in dieses erste Unternehmen der Jungfrau einmischten. Alençon, dem an der Befreiung der Hauptstadt seines Schwiegervaters soviel lag, wie Dunois, bestritt die Kosten der Ausrüstung Johannas und ließ seine verzagte Gattin durch das Heldenmädchen trösten, die Priester bezahlten die Scheide ihres Degens und drückten dem Unternehmen das Siegel der Kirche auf. Im besondern ließ es sich Alençon angelegen sein, die Jungfrau und ihre Unternehmungen zu überwachen und nach seinen Interessen zu leiten, ausdrücklich versichert uns Jean Chartier, der französische Reichschronist, der Herzog habe Leute von allen Seiten für den Dienst des Königs geworben, mehr um die Jungfrau zu begleiten, als aus anderem Grunde, in der Hoffnung, daß sie mehr von Gott käme, als wegen weltlichen Vorteiles [20]).

Das Verhalten Johannas dem Heere gegenüber war ein edles und sittliches, auch wenn wir von den Übertreibungen der Legende absehen. Da den wilden Söldnerscharen eine Menge lüderlicher Dirnen folgten, da Fluchen, Schwören und andre Roheiten bei Führern und Soldaten tagtägliche Dinge waren, so wirkte sie nach Kräften auf ein frommeres und sittlicheres Benehmen ein. Energisch

und leidenschaftlich, wie sie war, schlug sie mit ihren Degen wohl auf die Lagerdirnen ein, ward die Stifterin der Soldatenehen und soll sogar einmal haben ausrufen lassen, daß kein Krieger eine Dirne bei sich behalten dürfe. Auch sonst suchte sie anfangs des Krieges Unheil zu mildern, wo sie konnte. Nach den Kämpfen vor Orleans riet sie zur Schonung der fliehenden Engländer, des Feiertages wegen, will auch das Leben der Gefangenen erhalten wissen, aber im Kriege verwilderte auch sie. Unablässig trieb sie zum Kampfe, statt den Erfolg der klugen Unterhandlungen mit den feindlichen Besatzungen abzuwarten, widerstrebte den milden Kapitulationsbedingungen, die Karl VII. der abziehenden Garnison von Troyes zugestanden hatte, ließ einen gefangenen Burgunder, Franquet d'Arras (1431), grausam niedermetzeln. Je mehr die Führer sich ihrem Eigenwillen und ihren hochfliegenden Phantasien widersetzen mußten, desto mehr suchte sie das Vertrauen der abergläubischen Soldaten zu gewinnen, versprach ihnen Avancement und Reichtum und soll nach Dunois' Aussage schon im Anfange gegen die Kommandeure der Entsatzarmee von Orleans mehr als bestimmt aufgetreten sein. Sonst war ihr Wesen ein stilles und zurückhaltendes. Sie sprach wenig, außer wenn man sie zum Reden veranlaßte; die, welche sie in Orleans und anderswo durch täglichen Verkehr kennen gelernt haben, wissen später viel von ihrer Sanftmut und Milde zu rühmen.

In allen kriegerischen Übungen war sie wohlerfahren, so daß sie das Staunen, zuweilen den Unwillen der Soldaten erregte, eine Übertreibung späterer Zeit läßt sie selbst an militärischer Sachkenntnis es mit den Heerführern aufnehmen. Geduldig ertrug sie die Strapazen des Kriegslebens, war unter den ersten im Kampfe, die Feinde herausfordernd, die französischen Truppen anfeuernd; selbst eine gefährliche Wunde, die sie vor Orleans davontrug, schreckte sie nicht. Der Entsatz Orleans', in ihrem Sinne ein heiliger Gottesstreit, ließ ihr nicht einmal zur nächtlichen Ruhe Zeit und Gedanken, eine Nacht ist sie mit den Kriegsleuten im Lager geblieben, aus einer kurzen Ruhe am Tage hat sie die Ahnung eines blutigen Kampfes aufgeschreckt, kaum gönnte sie ihrem erschöpften Körper die nötige Nahrung. Man kann denken, welchen Eindruck das Heldenmädchen auf die unteren Volksklassen ausübte. In Orleans wurde sie von den Bürgern mit Freudenfackeln eingeholt, es

herrschte in der Stadt ein Entzücken, als wenn Gott selbst vom Himmel herabgestiegen wäre, so berichtet ein Chronist als Augenzeuge. Von Orleans bis Paris wurde sie wie im Triumphzug von dem treu-ergebenen Volke geleitet, das Fest in Reims, so sehr sie auch dabei hinter den Großen und Edlen zurücktrat, galt den Bürgern als ihr Werk, wochenlang wurden ihr Vater und Bruder auf Stadtkosten unterhalten. Namentlich die Frauen wetteiferten in fast abergläubischen Huldigungen, in Lagny begehrte man von ihr die Wiederbelebung eines scheintoten Kindes und ihr Gebet wirkte dies scheinbare Wunder, fromme Abenteurer, wie der Mönch Richard und die Nonne Katharina, drängten sich an die Widerstrebende heran. Anders aber, als die leichtgläubige Masse dachten die roheren Kriegsleute, ehe sie auch in diesen Kreisen wenigstens die Niedergestellten für sich einnahm. Manchen erschien sie als Zauberin und Betrügerin, andere nahmen Anstoß an ihrem unweiblichen Wesen, die Feldherrn suchten sie schon während des Zuges nach Orleans über den Kriegsplan zu täuschen und schlossen sie im entscheidenden Augenblicke, vor dem Angriffe auf die stark befestigten Brückentürme, thunlichst vom Kriegsrate aus. Ihr Werk war es wohl, daß Johanna in der Stadt bei einem Beamten des Herzogs von Orleans, Jacques Boucher, wohnte und nicht im Lager bleiben durfte. Feindlicher noch stand ihr Tremouille gegenüber, namentlich, seitdem sie seinem alten Gegner, dem Connetable, Karls VII. Gunst wiederverschaffen wollte; seine Friedenspolitik ward durch den kriegerischen Sinn Johannas gestört, deren Verhältnis zur Alençonschen Kriegspartei seine diplomatischen Berechnungen verdarb. Ein Triumph seiner Staatskunst war es, daß Johanna oder ihre Ratgeber sich dazu verstanden, den Frieden mit Burgund zu fördern. Da er nach wie vor Karl VII. beherrschte, so erklärt sich des letzteren laues Verhalten der Jungfrau gegenüber, die er zwar wiederholt beschenkte und samt ihrer Familie adelte, aber in seinen öffentlichen Kundgebungen nur nebenbei erwähnte. Der Gang der französischen Politik blieb also, wie er war, die kriegerischen Erfolge sollten nur das Mittel zu einem Frieden mit Burgund und günstigen Abmachungen mit England sein und stets durch diplomatische Unterhandlungen mit den feindlichen Festungskommandeuren und geschickte Ausnutzung der nationalen Sympathien in den England unterworfenen

Gebieten vorbereitet werden. Mit Burgund einig, konnte Tremouille an die Wiedereroberung Frankreichs denken, denn die englische Macht hatte in dem Bunde mit Herzog Philipp ihre festeste Stütze; wie richtig er die Sachlage beurteilte, das beweist der Verlauf des Krieges. Ein Glück daher für Frankreich, daß Alençons und Johannas kriegerischer Fanatismus nicht noch mehr störend in Tremouilles Friedenspolitik eingriff, daß Johanna von Orleans bis Paris durch Feldherrn und Diplomaten überwacht und eingeschränkt wurde und schließlich an ihrem Ungestüme und Übermaße zu Grunde ging, ehe sie und ihre Partei zu einer Macht geworden, gegen die selbst der königliche Wille nicht mehr aufkam. Die Erfolge des Jahres 1429 galten dem Volke und Heere damals für ihr und des Himmels Werk, in der That — wir werden darauf im einzelnen hinweisen — sind sie durch die Tüchtigkeit der Heerführer und die Klugheit der Politiker zum größten Teile möglich geworden und haben schließlich mit der Niederlage vor Paris geendet, als Johannas göttliche Eingebungen sich der weltlichen Klugheit eines Tremouille nicht mehr unterwarfen. Mit diesem war auch der Erzbischof von Reims, der Kanzler Frankreichs, durchaus einverstanden und Johannas Gefangennahme bezeichnete er später als eine Strafe ihrer Überhebung (23. Mai 1430).

In ihrer Lage an unser Dresden erinnernd, von der Loire wie dieses von der Elbe durchflossen, in ihren beiden Stadtteilen, der Altstadt und Neustadt, durch zwei Pfeilerbrücken verbunden, und von der Natur ähnlich bevorzugt, wie Elbflorenz, hat die Stadt Orleans heutzutage weder durch ihre Einwohnerzahl, noch durch litterarische, künstlerische und industrielle Bedeutung eine hervorragende Wichtigkeit. In der Geschichte des letzten deutsch-französischen Krieges hat sie ihre militärische Rolle gespielt, aber längst ist die alte Festungsmauer mit den 35 Türmen und sieben Thoren gefallen und neue, zeitgemäße Befestigungen sind nicht an die Stelle der alten, unbrauchbaren getreten. So ist Orleans, wie so viele ehemals bedeutende Provinzialstädte Frankreichs, ein ziemlich stiller, toter Ort, der zwar in seinem Boulevard, seinem Place du Martroi in seiner Rue royale einen großstädtischen Charakter zeigt, dem aber das frisch pulsierende Leben, welches in den Zentralpunkten

des Nordens und Südens strömt, nur spärlich zudringt. Anders im Jahre 1429! Hatte auch Orleans nur den dritten Teil seines heutigen Umfanges, so war es doch durch seine strombeherrschende Lage und starke Befestigung ein Hauptwaffenplatz des mittleren Frankreich und große historische Erinnerungen knüpfen sich schon von Cäsars Zeit her an die Loirestadt. Immer war es ein Hort der nationalen Interessen gewesen. Es war der Ausgangspunkt des letzten Ringens der Gallier gegen Roms überlegene Staats- und Kriegskunst, tapfer hatte es sich gegen Attilas wilde Horde gewehrt, unter Chlodwig wurde dort das erste nationale Konzil gehalten, dann ward es unter Chlodomir der Mittelpunkt eines neuen fränkischen Staates. In seiner Kathedrale, eine der schönsten Frankreichs, wurden oft fränkische Herrscher gesalbt und gekrönt, es ward die Geburtsstätte der Capetinger, der ersten national-französischen Dynastie, und das Grab der entarteten Karolingerherrschaft. Die Universität machte es seit dem 14. Jahrhundert zu einer wichtigen Bildungsstätte, städtische Rechte und Freiheiten gaben ihm schon im 12. Jahrhundert eine politische Bedeutung. Seitdem es unter dem ersten Könige der Valois die Hauptstadt der fast selbständigen Seitenlinie der Herzöge von Orleans geworden, hatte es gegen die siegreich vordringenden Heere Englands einen festen Damm gebildet, auch seitdem Herzog Karl in englischer Gefangenschaft lange, trübe Jahre durchleben mußte. Ringsum von den englisch-burgundischen Plätzen bedroht, hielt es seit 1428 als letztes Bollwerk den Angriffen Salisburys und Talbots Stand. Noch war seine Lage keine verzweifelte, 3000 Miliztruppen und 2000—3000 Söldner verteidigten es seit Oktober 1428 erfolgreich, neue Entsatztruppen und Proviantmittel strömten unablässig auch vor Ankunft Johannas (29. April) hinzu [21]). Aber die fremden Truppen bedrohten die Stadt mit einer Kette fester Kastelle auf beiden Ufern der Loire, und in Orleans selbst konnten die aufopferungsfähigen Bürger kaum für den Unterhalt der Besatzungsmannschaft sorgen. Auf dem rechten Ufer drängte Talbot von den Kastellen St. Loup und St. Laurent, am linken waren die festen Brückentürme, die Tourelles, der Mittelpunkt der englischen Angriffe. Die Vorstädte waren von den Verteidigern bereits niedergebrannt, der Bischof hatte seine Stadt in Stich gelassen. Nachdem eine französische

Proviantkolonne bei Rouvrai St. Denis (12. Februar 1429) teilweis vernichtet oder gefangen genommen war, bot man dem Herzog von Burgund die Übergabe der Stadt an. Aus Rücksicht auf Herzog Bedford wies der schlau berechnende Fürst, dessen Interesse noch mit dem Englands zusammen ging, dies Anerbieten zurück. Uns scheint, daß diese Kapitulation eine voreilige Waffenstreckung gewesen wäre, denn unablässig kamen Munition, Lebensmittel und Truppen den Belagerten zu. Nichts ist irriger, als daß Karl VII. den Entsatz der wichtigen Feste nicht nach Kräften gefördert habe, hat er doch trotz seiner schlechten Finanzlage fast 109,000 Franken (nach heutigem Geldwerte mehr als $^1/_2$ Million) für seine treue Stadt aufgewandt [22]). Seinem Beispiele folgt der Rat von Orleans, während Dunois, der Stellvertreter seines herzoglichen Bruders, nichts that, als daß er die Stadt verteidigte und Zuzug holte.

Mehr als von den Engländern, war Orleans von einer verräterischen Partei bedroht, an deren Spitze ein Klosteroberer stand und die im März, nachdem die Übergabe an Burgund und der von Bedford erbetene Waffenstillstand zurückgewiesen waren, die Feinde durch die durchbrochene Stadtmauer einlassen wollte. Aber nichts entspricht dem Sachverhalte weniger, als daß Orleans' Lage eine verzweifelte gewesen sei. Die Engländer erschöpften sich in vereinzelten Angriffen, ohne daß zwischen dem Kommandanten auf dem rechten Ufer, Talbot, und dem auf dem linken, Glasdale, die notwendige Übereinstimmung herrschte. Ein konzentrischer Belagerungsplan scheint bei der Uneinigkeit der englischen Führer nicht möglich gewesen zu sein, von jedem Kastell aus griff man vereinzelt an und wurde zuletzt vereinzelt überwältigt. Eine Stadt, die ungehindert verproviantiert und mit Truppen verstärkt werden kann, ist kaum eine wirklich belagerte, geschweige denn eine ernstlich gefährdete, die ganze Gefahr existierte nur in den Köpfen der englisch-burgundisch Gesinnten und der eigensüchtigen Geistlichkeit, zu der sich auch der Erzbischof von Reims einfand, um bald aus der ungemütlichen Stadt, in der es nichts zu tafeln und zu pokulieren gab, zu verschwinden. Daß die Rationen trotz des beständigen Proviantzufuhres knapp waren und die Überfüllung an Menschen den Aufenthalt in der engen Stadt nicht gerade zu einem Vergnügen machte, ist natur-

gemäß, aber die Rettung verdankt Orleans nicht der begeisterten Jungfrau und dem Wunder des Himmels, sondern der Zerfahrenheit und Uneinigkeit der englischen Heerführung und der Tüchtigkeit der französischen Führer und Truppen.

Da die meisten Befestigungen und die Hauptmacht der Engländer sich auf dem rechten Ufer der Loire befanden, so gebot die Vorsicht, mit dem Angriff zuerst gegen die Kastelle an der entgegengesetzten Seite vorzugehen. Denn ein Mißerfolg im Anfange würde den durch Johannas himmlische Verheißungen erhöhten Mut der Entsatzarmee unzweifelhaft wieder niedergebeugt haben, Johanna dagegen, im Vertrauen auf ihre Heiligen, wollte den Stier bei den Hörnern packen und sogleich auf die starken Bollwerke des rechten Ufers losgehen, man weihte sie aber, wie auch noch späterhin geschah, nicht in Geheimnisse des Kriegsplanes ein. So wurde sie die wohlerwogene Absicht der französischen Feldherrn erst gewahr, als man vom linken Ufer Orleans' Türme erblickte. Sie soll Dunois, der von Orleans aus dem Entsatzkorps entgegengezogen war, Vorhaltungen gemacht und sich auf die Hilfe des Königs aller Könige, der Orleans auch gegen alle militärischen Vorsichtsmaßregeln retten könne, berufen haben. Ein unberechenbarer Zufall kam ihrer Vermessenheit zu statten, denn der ungünstige Wind hinderte die Schiffe an der Bergfahrt, und später, als der Wind nach Johannas angeblicher Prophezeiung sich wandte, waren sie nicht zahlreich genug, um außer dem Proviant auch die Truppen mitzunehmen, man mußte nun über die Loire zurückgehen und doch am rechten Ufer vorrücken. Johanna selbst setzte mit Dunois und seinen Begleitern, unter denen auch Orleans' Schöffen, über den Fluß nach Orleans. Möglich, daß die vorsichtigen Feldherrn die Schwierigkeit des Entsatzes und die Stärke der auf etwa 10,000 Mann sich belaufenden englischen Besatzung überschätzt haben, jedenfalls thaten sie ihre Pflicht, wenn sie die mit vieler Mühe geworbenen und ausgerüsteten Truppen ihres Königs nicht unvorsichtig aufs Spiel setzen wollten. Man möge doch die Vorstellung aufgeben, daß Johanna in ihrem Dorfe sich mit militärischer Sachkenntnis und strategischem Urteile ausgerüstet habe. Mochte sie auch reiten und die Waffen führen können, was in jener kriegerischen Zeit, wo der Bauer sich oft gegen fremde Raubscharen und bisweilen gegen die

Söldner des französischen Königs beschützen mußte, nichts Auffallendes gewesen wäre, der Heerführer bildet sich nur auf dem Schlachtfelde, er steigt nicht wie Minerva aus Jupiters Haupt und empfängt nicht von den Heiligen seine Schulung. Hätte noch die gottbegeisterte Jungfrau wirklich gezeigt, daß sie mehr vom Kriege verstand, als Karls VII. Kommandanten! Aber, wo sie ihren Kopf durchsetzte, wie vor Paris und Compiègne, ist alles schief gegangen, und die Erfolge von Orleans, Jargeau und Patay sind ohne ihre strategische Mithilfe, zuweilen gegen ihren Willen, durchgeführt worden. Wenn es an Schiffen mangelte, um den Kriegsplan so auszuführen, wie er im Rate der königlichen Feldherrn entworfen war, so war die chronische Geldnot Karls, nicht die fehlende Überlegung der Heerführer Schuld, und die Windrichtung konnte keine militärische Weisheit vorhersehen.

Die schlechte Heeresleitung und mangelnde Einigkeit der englischen Kommandeure, nicht etwa die lähmende Furcht vor der Jungfrau war die Hauptursache, daß man die Schwankungen in dem französischen Kriegsplane nicht ausnutzte, sondern sich in den Kastellen hielt und die heranfahrenden Schiffe so wenig wie den Marsch am Ufer zu hindern suchte. Ein paar Schüsse von St. Loup aus konnten kein ernstliches Hemmnis bereiten. Der fabelsüchtige Chronist Perceval de Cagny will uns zwar glauben machen, daß die englische Besatzung sich ohne Kampf der gefürchteten Jungfrau habe ergeben wollen, wenn sie ihr freien Abzug gegen Lösegeld bewilligt hätte, aber wer wird den braven Soldaten, die sich wackerer benahmen als ihre Führer, und vor Orleans, wie bei Patay so tapfern Widerstand geleistet haben, eine so feige Verzagtheit zutrauen?

Am 29. April, Freitag abends, kam Johanna vor Orleans an; schon für den folgenden Morgen forderte sie den Sturm auf die englischen Kastelle, aber natürlich wollten die Heerführer erst die Ankunft aller Truppen abwarten. Dunois selbst eilte nach Blois zurück, um das Gros der Truppen mit thunlichster Eile herbeizuführen, ein Ausfall aus der Stadt unter Lahires geschickter Leitung deckte seinen und seiner Waffengenossen Abzug. Inzwischen war die ungeduldige Jungfrau wenigstens zu den unblutigen Präliminarien des Kampfes übergegangen. Von der Loirebrücke, die das rechte Ufer mit den Türmen (Tourelles) am linken verband, for-

derte sie Glasdale zur Ergebung auf; wie zu erwarten, wurde sie verspottet und beschimpft. Zum Glück für sie war die Brücke nach dem linken Ufer zu abgebrochen, sie konnte daher von den Geschossen der Feinde nicht getroffen werden. Ebensowenig Erfolg hatten ihre Bemühungen, Talbot zur Ergebung zu bestimmen. Bereits am 22. März, wenn anders ihr Schreiben nicht vordatiert ist, hatte sie die feindlichen Heerführer und Soldaten zur Übergabe aller französischen Festen aufgefordert in prahlerischen Worten, die sie später teilweise ihren Richtern gegenüber in Abrede zu stellen versuchte, die aber durch die fast gleichlautenden Angaben dreier französischer Chroniken, namentlich durch den aus Urkunden schöpfenden Mathieu Thomassin (er schrieb nach 1456 ein Régistre Delphinal) festgestellt sind [23]. Sie nannte sich in der Sommation „chief de guerre", was sie doch nicht war, forderte auf, „die Schlüssel aller guten Städte in Frankreich" ihr, nicht dem Könige zu übergeben, bedrohte die Engländer mit einem Kampfe „Mann gegen Mann", bis zu deren Vertreibung aus ganz Frankreich. Wenn Johanna damals, wie sehr wahrscheinlich, nur an Orleans und Reims gedacht hat, so ist dieses Ultimatum nicht ihr eigenes Werk, sondern ein Ausdruck der von Alençon geleiteten Kriegspartei; der Bauerndirne, welche weder schreiben noch lesen konnte, ließ sich leicht unterschieben, was dem Parteiinteresse entsprach. Da diese zwecklose Schreiberei ohne Beachtung geblieben war, so sandte Johanna im Einverständnis mit den Kommandeuren am Abend des 30. April zwei Herolde an Talbot, um sich eine Antwort auszubitten. Der erzürnte Feldherr behielt den einen Herold als Geißel zurück und sprach davon, ihn lebendig verbrennen zu lassen, erst die Drohung Dunois', mit allen gefangenen Engländern ebenso zu verfahren, bestimmte ihn zur Herausgabe des widerrechtlich zurückbehaltenen Boten. Folgenden Tages (1. Mai) eilte Johanna nochmals auf die Loirebrücke, um Glasdale von neuem zur Ergebung aufzufordern, natürlich waren grobe Schmähungen die Antwort. Diese prahlerischen und sinnlosen Herausforderungen haben natürlich den Beifall derer gefunden, die alles verherrlichen, was die gottgesandte Jungfrau gethan, während die verdienten Abfertigungen, welche sie von den derben Kriegsleuten empfing, als Beweis einer Roheit gelten, hinter der sich die Furcht versteckt habe. Wir wollen, gerechter als die ungeschickten Verteidiger

Johannas, dieses großsprecherische Wesen weniger ihrem mutigen Gottvertrauen, als den Einwirkungen derjenigen zuschreiben, die auf jede Weise den kriegerischen Fanatismus zu entflammen und die Engländer unnötig zu reizen suchten. Was bei den homerischen Helden uns schon als wortreiche Großsprecherei gilt, das Herausfordern des Gegners, ehe man ihm zu Leibe geht, das muß in der Kampfesweise des XV. Jahrhunderts noch abnormer erscheinen. Eigentümlich interessant, aber gedankenlos einfältig ist die Rechtfertigung, welche in jüngster Zeit ein ultramontaner Lobredner Johannas, — Defourny in seiner Broschüre: Jeanne Darc et le droit des gens, Paris 1888, versucht hat. Da die Kirche, so meint er, von jeher Krieg und Blutvergießen verabscheute, mußte Johanna als gehorsame Tochter derselben erst alle friedlichen Mittel zur Beilegung des Streites versuchen und die Feinde von dem ungerechten Kampfe abmahnen, ehe sie selbst zu den Waffen griff. Schade nur, daß im Mittelalter selbst hohe Kirchenfürsten gewappnet in den Streit um ungerechten Erwerb zogen, und den Kriegen, die ihrem weltlichen und geistlichen Vorteil entsprachen, die Weihe Gottes gaben! Und ebenso schade, daß das Recht in dem hundertjährigen Streite zwischen England und Frankreich keineswegs so unbedingt auf seiten der Valois war. Mit dieser Hineintragung moderner Ideen in eine Zeit der Gewaltthätigkeit und Roheit kann man Johanna zu einer Vorkämpferin der kirchlichen Weltfriedensbestrebungen machen, gerade wie man sie zum Werkzeuge der ultramontan-französischen Hetzereien gegen das protestantische Deutschland erkor! [24])

Da Dunois, der am 1. Mai ausgezogen war, um die zurückbleibenden Entsatztruppen herbeizuholen, erst am 4. Mai wiederkehrte, so mußte bis dahin wenigstens Krieg gespielt werden. Zu diesem Zwecke ritt Johanna, der die Ratsherren von Orleans eine prächtige Waffentracht hatten anfertigen lassen, in Begleitung vieler Bürger am 2. Mai aus der Stadt, um die englischen Kastelle am rechten Ufer zu besichtigen, eine Rekognoszierung, die leicht gefährlich werden konnte, wenn die zwieträchtige und energielose englische Kriegsführung sich nicht grundsätzlich auf die Defensive beschränkt hätte. Am 4. Mai erst, nach Dunois' und seiner Streiter Herbeikunft, beginnt der Kampf gegen das Kastell St. Loup und zwar wider Johannas Willen, die einen Ausfall gegen den zu Hilfe

ziehenden englischen Kommandeur Fastolf wünschte. Talbot suchte von St. Laurent aus das gefährdete Bollwerk zu entsetzen, er kam, wie bei dem Mangel eines einheitlichen Zusammenwirkens natürlich war, zu spät. Wacker hat sich Johanna an der Bestürmung St. Loups beteiligt, nachdem der Waffenlärm sie aus der Mittagsruhe geschreckt hatte, immerhin ist diese erste That in dem Kampfe um Orleans ohne ihr Wissen, ja gegen ihren Willen erfolgt. Ob Dunois hinter ihrem Rücken den Befehl zum Sturme gegeben, oder ob die anderen Führer ihm vorgegriffen oder die Truppen ohne Befehl gehandelt haben, wagen wir nicht zu entscheiden, denn auf die Angabe einer Chronik hin können wir unmöglich die sonst gut geführten und wohldisziplinierten französischen Soldaten einer Eigenmächtigkeit beschuldigen. Der 5. Mai war Himmelfahrtstag, die Waffen ruhten, doch wurde in dem französischen Kriegsrate beschlossen, nächsten Tags zum Schein St. Laurent anzugreifen, dadurch die Besatzung der Tourelles auf dem linken Ufer abzuziehen und dann gegen dieses Kastell vorzubrechen. Diesen wohldurchdachten Plan verschwieg man Johanna in der Hauptsache, weil man ihrer weiblichen Schwatzhaftigkeit nicht ein Unternehmen preisgeben wollte, dessen Ausgang vor allem auf der Geheimhaltung beruhte. Wahrscheinlich haben ihr nahestehende Freunde doch die Sache verraten, sie teilte den Herren des Kriegsrates kraft angeblicher göttlicher Erleuchtung mit, was man ihr verbergen wollte und gab dann ihre Zustimmung. Vorher ließ sie noch einmal eine ihrer zwecklosen Aufforderungen an die Verteidiger der Tourelles ergehen, die in roh verletzender Weise zurückgewiesen wurde. Nun verschoben aber die Führer diesen Angriff, wahrscheinlich, weil sie seine Geheimhaltung durch Johannas Mitwissen und die überflüssige Kundgebung an Glasdale gefährdet glaubten und gingen am 6. Mai zum Sturm auf das feste Augustinerkloster am linken Ufer vor. Nach blutigem Kampfe wird das Kloster eingenommen, die von Johanna bearbeiteten Bürger Orleans' bestimmen dann die vorsichtigeren Heerführer, gleich am folgenden Tage den Entscheidungskampf um die Tourelles zu beginnen. Am Abend war das Kastell noch nicht genommen, Dunois ließ zum Rückzug blasen, die kampfesmutigen Anhänger Johannas setzten die Fortführung des Sturmes durch. Ein Ausfall der Miliztruppen, welche den abgebrochenen Brückenbogen mitten

unter den feindlichen Geschossen wiederherstellten, kommt den Belagerern zu Hilfe, nach 13stündigem Kampfe ergeben sich die Tourelles, Glasdale selbst war unter der zusammenbrechenden, brennenden Zugbrücke in der Loire ertrunken. Natürlich war der Verlust auf beiden Seiten ein großer, nur die französische Ruhmredigkeit eines gleichzeitigen Tagebuchschreibers kann uns einzureden suchen, daß die geschützt kämpfenden Engländer 600 Mann, die Franzosen nur wenige Leute verloren hätten. Im Triumphzuge kehren die Krieger mit der am Halse verwundeten Jungfrau in die fast befreite Stadt zurück. Nach der Einnahme der Tourelles räumten die Engländer die noch behaupteten 4 Bollwerke; sie thaten das während der Nacht, die erschöpften Gegner verfolgten sie nicht, angeblich, weil Johanna ihnen am Sonntag den Kampf untersagt hatte.

Wir übergehen mancherlei ruhmredige Anekdoten, welche die Chronikschreiber von Johanna und den Vorgängen während und nach der Entsetzung Orleans' zu erzählen wissen, indem wir Voltaires beherzigenswerten Rath: „Doutez de tout et surtout des anecdotes“ wenigstens in dem letzten Teile befolgen. Es sind das derbe Lagerwitze, wie die Geschichte von dem gefangenen französischen Hauptmann, den Talbot mit seinem eigenen Beichtvater nach Meung sendet, der aber den englischen Mönch auf seinem Rücken nach Orleans bringt, eine angebliche Prophezeiung Johannas, daß sie einen „Goddam“ (Spitzname, den die Franzosen den Engländern gaben) mit zum Maifischessen von den Tourelles heimbringen werde u. s. w. Daß diese letztere Historie von einer schwatzhaften Rehabilitationszeugin erzählt und in die fabelsüchtige Chronique de la Pucelle aufgenommen ist, bestimmt uns nicht, sie für eine beglaubigte Thatsache zu halten; die erstere trägt allzusehr den Stempel des boshaften, die geschlagenen Feinde noch höhnenden gallischen Witzes an sich. In der Hauptquelle für die Geschichte der Belagerung Orleans', jenem obenerwähnten, auf früheren Tagebuchnotizen ruhenden „Journal“ findet sich von beiden nichts.

Wichtig erscheint es uns jedoch, den Anteil Johannas an jenem Siege, der die Reihe der Erfolge Karls VII. im Jahre 1429 eröffnete, genauer festzustellen.

Wir sahen, daß der Angriff auf St. Loup hinter ihrem Rücken geschah, daß der Sturm auf die Tourelles ihr verhehlt und nachdem

sie ihn erfahren, verschoben wurde, und daß sie schließlich nur durch ihren Einfluß auf Bürger und Soldaten eine noch weitere Hinausziehung oder Abbrechung desselben verhinderte. Auch den Heranzug der Truppen Fastolfs scheint ihr Dunois anfangs verschweigen zu wollen, wenn wir des Knappen d'Aulon Aussagen für den Rehabilitationsprozeß folgen. Dieser läßt nämlich die energische Jungfrau den Bastard mit dem Verlust seines Kopfes bedrohen, wenn er ihr die Ankunft des englischen Heerführers verhehle. Sonach steht es fest, daß sie auf den Kriegsplan und die Kriegführung erst am letzten Tage, den 7. Mai, bestimmenden Einfluß gewonnen hat, und daß in der Hauptsache die wohlerfahrenen Heerführer, nicht die mit der Kriegskunst unbekannte Jungfrau alles gemacht haben. Schenkten wir dem wohlunterrichteten Chronisten Jacques le Bouvier allein Glauben, so würde auch ihr Eingreifen in den letzten Entscheidungskampf nicht der geschichtlichen Wirklichkeit angehören, denn Bouvier nennt zwar alle in dem Streite sich hervorthuenden Helden, erwähnt aber von Johanna nur, daß sie einen Herold an Talbot gesandt und zu spät zum Sturm auf St. Loup gekommen sei. Wir halten es aber für sehr glaublich, daß die in ganz Orleans als Erretterin gepriesene Jungfrau zuletzt einen Einfluß gewann, mit dem selbst Dunois und die anderen Heerführer rechnen mußten. Immerhin ist das, was sie gethan hat, nur die Leistung eines mutigen Unteroffiziers, der die Truppen anfeuert, ihnen zum Kampfe voraneilt und der, auf die niederen Soldaten gestützt, selbst die vorsichtigeren Feldherrn mit fortreißt. Daß ohne ihr Eingreifen die Entsetzung von Orleans ganz unterblieben wäre, wie das der Kanzler Frankreichs angeraten haben soll, oder einen anderen Ausgang genommen hätte, ist schwer glaublich, vielleicht würde sogar das 13stündige Ringen um die Brückentürme besser vorbereitet und weniger blutig gewesen sein. Feigheit und Zaudern läßt sich den französischen Führern, auch wo sie der Jungfrau entgegenhandelten, nicht vorwerfen, sie thaten das ihnen zweckmäßig Scheinende mit rascher Energie, wie der Sturm auf St. Loup und auf das Augustinerkloster beweist; wo sie zögerten, müssen wir bestimmende militärische Gründe annehmen. Dagegen läßt sich der den französischen Kommandeuren gemachte Vorwurf in vollem Maße gegen die englischen Befehlshaber wenden. Talbot sieht dem Falle St. Loups thatenlos zu und eilte erst zu spät

zur Hilfe herbei, ebenso läßt er Glasdale in Stich. Fastolf steht zwar in der Nähe Orleans', aber thut nichts, um seinem Waffengefährten zu helfen. Vereinzelung und mangelnde Oberleitung haben den Verlust Orleans' verschuldet und Talbots heimlicher Abzug in der Nachtzeit, ohne zur Verteidigung der letzten vier Bollwerke nur die Hand zu rühren, stimmt gar nicht mit dem Bilde, welches die herkömmliche Geschichtschreibung von dem Helden Albions entworfen hat. Die Niederlage bei Patay wird uns später beweisen, daß Fastolf aus Neid gegen Talbot fast zum Verräter an Englands Sache wurde, aber auch Talbot hat in Orleans seinen Mitbefehlshaber Glasdale verbluten lassen und nichts gethan — als daß er voreilig ausriß. Bei diesen Mißgriffen in der Heeresleitung mußten die an Zahl überlegenen, aber zerstreuten Engländer sehr bald dem konzentrischen Angriffe der schwächeren, doch durch den aufopfernden Mut der Bürger Orleans' unterstützten Feinde erliegen, und es hätte des lähmenden Zaubers, den die als Hexe gefürchtete Jungfrau auf manchen ausgeübt haben mag, nicht zu ihrer Niederlage bedurft. Leugnen wollen wir nicht den gewaltigen, erhebenden Eindruck, den dieses Heldenmädchen auf Volk und Soldaten in Orleans hervorbrachte und durch den sie zuletzt sogar die Führer fortriß, aber ohne Talbots und Fastolfs militärische Fehler und Dunois' energische Kriegführung hätte er nicht ausgereicht, um die bedrängte Loirestadt zu erretten. Den Ruhmestitel der „Jungfrau von Orleans," den ihr die dankbaren Bürger gegeben und auf die Nachwelt vererbt haben, müssen wir ihr mit Recht streitig machen.

IV. Der Siegeszug von Orleans bis Reims.

Zwei Tage nach dem Festjubel, unter dem Orleans' Bürger die Rettung ihrer Stadt durch die gottbegnadete Jungfrau feierten, richtete Karl VII. ein Schreiben an die Einwohner Narbonnes, worin er die tapfere That seiner Kapitäne preist, aber der Jungfrau nur beiläufig gedenkt, sei es nun aus Unglauben, sei es aus Rücksicht auf seine Feldherrn. Ein ähnlicher Bericht ging auch nach der treuergebenen Seestadt la Rochelle ab. Wie aber auch er und seine Ratgeber, la Tremouille und der Kanzler, über Johannas

Mission denken mochten und mit welcher Besorgnis sie auf ihre hochfliegenden Pläne schauten, die Stellung des Heldenmädchens im Heere hob sich seit der Befreiung Orleans'. Denn nun wurde Herzog Alençon, ein stattlicher, aber keineswegs mutiger und kriegstüchtiger Herr, der seit seiner früheren Gefangennahme gern den tapfern englischen Streitern aus dem Wege ging, der Oberkommandeur (Lieutenant-Général), und die aufs engste sich ihm zuneigende Jungfrau erhielt ein besonderes Korps. Wir können nicht zweifeln, daß Alençons Kriegspolitik und Johannas Kriegsmut dieselben Wege gingen; Perceval de Cagny, der langjährige Diener des Alençonschen Hauses, dessen Chronik einen fast offiziellen Stempel trägt, Alençons eigenes Zeugnis im Rehabilitationsprozesse, das vertraute Verhältnis Johannas zu des Herzogs besorgter Gattin und zu dem schönen Herzog selbst, ihr bald offen kundgegebenes Mißtrauen gegen die Friedensverhandlung mit Burgund, ihr fortwährendes Drängen zum unablässigen Kampfe, auch gegen alle militärische Vorsicht, geben Fingerzeige genug. Es war demnach ein Glück, daß Alençon weder als Militär, noch als Politiker bedeutend genug war, um den Einfluß der anderen französischen Heerführer, namentlich des bedächtigeren Marschall Rais und des ebenso klug berechnenden, wie im entscheidenden Augenblicke unverzagten Dunois, sowie des ihm diplomatisch überlegenen la Tremouille zu beseitigen. Nach wie vor leiteten diese Herren Heer und Staat und verhinderten den wagehalsigen Plan einzelner Heißsporne, sofort mit der kleinen, geschwächten Armee gegen das wohlbefestigte und den Engländern noch ergebene Paris vorzugehen, somit die Niederlage des September um vier Monate zu verfrühen und die ganze Kampagne aufs Spiel zu setzen. Der sehr berechtigte Gedanke, von der Loire nach der Normandie, dem Hauptsitze der selbständigen, nicht von Burgunds Gnade abhängigen englischen Macht, zu ziehen, diese wichtige Provinz zu erobern und von dort aus Paris zu bedrohen, nebenbei aber den Frieden mit Herzog Philipp zu machen, wurde in dem ersten Teile durch Alençon und Johanna verhindert, aber man setzte wenigstens durch, daß der nun beschlossene Zug erst die Loire entlang und dann im Halbbogen um Paris herum nach Reims durch Unterhandlungen mit den burgundischen Festungskommandeuren vorbereitet wurde. Für Johanna bedeutete das nur ein kleinliches Zagen und Zögern, der

Herr sei mächtiger, als die englischen Heerführer sagte sie, er werde sie, wie nach Orleans, so auch über feindliche Festungen und Truppen hinweg nach der Remigiusstadt geleiten. Ob der gefahrvolle Zug im Mai schon eben so schnelle und glänzende Erfolge gehabt hätte, wie im Juni und Juli, können wir, denen keine Offenbarungen vom Jenseits kommen, nicht ermessen, jedenfalls wäre er noch blutiger geworden und der Sturm auf die englischen Festungen hätte unzweifelhaft größere Opfer gefordert, die man durch diplomatische Verhandlungen ersparte. Denn, daß der Mut des englischen Fußvolkes trotz der Niederlage vor Orleans und der zwiespältigen Führung nicht gebrochen war, beweisen die Kämpfe von Jargeau und Patay. Sonach thaten wohl die Feldherrn und Diplomaten Karls das den Umständen Entsprechende. Durch Alençon und Johanna zu dem langwierigen, gefahrvollen Zuge an der Loire entlang und auf Reims zu gezwungen, bereiteten sie die Ergebung von Auxerre, Chalons, Troyes, Reims, durch Unterhandlungen vor und mieden unnötiges Blutvergießen, bahnten auch den Friedensschluß mit dem zaudernden Burgund, der Ende August durch einen viermonatlichen Waffenstillstand eingeleitet wurde, an und machten hierbei Johanna selbst zur widerstrebenden Vermittlerin. Schon Ende Juni forderte die Jungfrau den an Englands Geschick zweifelnden Herzog zur Versöhnung mit seinem Lehnsherrn auf, Philipp ließ zwar das Schreiben unbeantwortet, doch schickte er auf Johannas Ersuchen eine Gesandtschaft nach Reims. Am Tage der Salbung (17. Juli) erfolgte ein zweites Schreiben Jeannes, infolgedessen eine 14 tägige Waffenruhe zwischen den hadernden Vettern vereinbart und dann später auf vier Monate ausgedehnt wurde. Am 28. August kam so ein Friedensvertrag zu stande, der von Burgunds Seite schon während des Kampfes vor Paris sehr unaufrichtig gehalten und nach dem Mißerfolge Karls gebrochen wurde. Natürlich ließ sich Philipps eigensüchtige Politik nicht durch Johannas himmlische Verheißungen, sondern durch sehr weltliche Interessen bestimmen; wäre aber, wie die französischen Feldherrn wollten, der wenig aussichtsvolle Zug gegen die Hauptstadt unterblieben, so hätte der Anlaß zu der geheimen Wiederanknüpfung mit der englischen Regierung und zum Friedensbruche für den berechnenden Herzog gefehlt. Denn dieser wollte weder Karl VII. auf Kosten des von ihm sehr abhängigen England allzu-

schnell mächtig werden lassen, noch sein Geschick mit dem einem gefahrvollen Unternehmen sich zuwendenden französischen Heere verbinden. Am liebsten hätte er Paris, wie früher Orleans, seinem Schutze anvertraut gesehen; da er dies von Bedford nicht erlangen konnte, so ließ er sich vom französischen Könige in die bedrohte Stadt als Vermittler senden, knüpfte dort die gelockerten Beziehungen zur englischen Regierung wieder an, statt für Karls Interesse zu wirken und wartete den Erfolg der Belagerung von Paris ab. Als dieselbe für Frankreich unglücklich ausfiel, gebot sein Interesse, noch bei England unter vorteilhaften Bedingungen auszuhalten, er ließ sich daher zum Generallieutenant des König Heinrich am 13. October 1429 ernennen [25]) und stand dann wieder gegen den französischen Herrscher in Waffen. So unzuverlässig und eigennützig nun auch Philipp sich gezeigt hat, so war la Tremouilles Gedanke, im Bunde mit ihm sich den Weg zur Vertreibung der Engländer zu bahnen, doch der richtige, nur hätte seine Friedenspolitik nicht durch Alençons und Johannas Widerstreben und durch den für Philipp wenig erwünschten Angriff auf Paris gekreuzt werden müssen. Der spätere Ausgang des großen englisch-französischen Krieges giebt seiner Staatsklugheit Recht, denn erst seit dem definitiven Frieden mit Burgund verloren die ohnmächtig gewordenen Engländer eine Besitzung nach der andern und mußten ganz Frankreich bis auf Calais räumen. Vorher waren zwar die glänzenden und blendenden Siege an der Loire und das Vordringen bis Paris möglich, aber auch diese wurden durch Philipps zeitweilige Abwendung von England erleichtert, und dauernde Erfolge konnten nicht erzielt werden. Paris, die Isle de France und Normandie sind dann erst durch die Mithilfe Burgunds wiedererobert worden. Daß Johanna übrigens nur auf Karls Befehl und widerwillig sich der Friedens- und Versöhnungspolitik la Tremouilles anschloß und in ihrem Herzen nach wie vor zu Alençons kriegerischen Absichten neigte, geht aus ihrem Schreiben an die durch eine Verschwörung der englischen Partei und durch das Abkommen mit Burgund unsicher gemachten Bewohner von Reims (5. August) hervor. Sie sagt ausdrücklich, sie sei mit dem Vertrage vom Juli nicht einverstanden und würde denselben auch nur „um des Königs Ehre zu wahren" halten, damals also war sie schon ganz zu Alençons Anschauungen zurückgekehrt und trieb

deshalb zu eiligerem Vorrücken gegen Paris, wodurch die eben geknüpfte Freundschaft mit Herzog Philipp wieder gelockert wurde.

Ihr Ansehen im Heere war seit dem Entsatze Orleans' so gestiegen, daß die Unteroffiziere und Soldaten ihr unbedingt folgten, und das Vertrauen auf sie und ihre Heiligen drang jetzt auch in die nähere Umgebung Karls VII. Einen Ausdruck dieser blind vertrauenden Stimmung finden wir in einem Briefe, den zwei Edelleute, Guy und André de Laval, an ihre Mutter und Großmutter am 8. Juni sandten, und der sich auf Augenzeugenschaft stützt, ferner in dem schon mehrfach erwähnten Schreiben des königlichen Kammerherren Perceval de Boulainvilliers vom 21. Juni, das an den neugierig gewordenen Herzog von Mailand gerichtet ist, und in einem nur fragmentarisch erhaltenen anonymen Berichte vom 25. Juni. Der Verfasser des letztern kann sich für seine übertriebene Schilderung von Johannas Wunderthaten auf das Zeugnis des Bischofs von Luçon und zweier königlichen Abgesandten, sowie auf mehr als 200 Augenzeugen berufen. Schade nur, daß in geschichtlichen Dingen die Gewährsmänner, auch wenn sie mit eigenen Augen gesehen haben wollen, nicht gezählt, sondern gewogen werden. Diese Stellung mußte Johannas schon vor der Einnahme Orleans' sehr zuversichtliche und fast gebieterische Haltung noch mehr emporheben. Ihren noch mißtrauischen Genossen imponierte sie wenigstens durch ihr tadelloses sittliches Verhalten. Im Lager schlief sie im Waffenrocke, von ihrem Bruder Pierre und von ältern Frauen umgeben, beleidigende Anträge frivoler Edelmänner wies sie entschieden zurück und der Glaube an ihre Heiligkeit stieg, als ein solcher Edelmann bald nach seinen begehrlichen Zumutungen plötzlich starb. Der Aberglaube der Zeit sah darin eine von der Jungfrau geweissagte Ahndung seines Frevels. Ihre Energie und die Rücksichtnahme des Königs gegen sie wuchsen mit dem Ansehen, welches sie in immer weiteren Kreisen gewann. Damals wohl begann sie bei ihrem Feldherrnstabe (martin) zu schwören und zu prophezeien[26]), damals nannte sie sich selbst Fille de Dieu, damals (im Juni 1429) adelte Karl VII., der sich schlau der Stimmung seines Heeres anpaßte, ihren Waffengefährten Guy de Cailly, Bürger von Orleans, und rühmte in dem offiziellen Schreiben an ihn Johannas hohe Verdienste, wie denn er schon gleich nach dem Entsatze Orleans' die

Jungfrau, mit der er in Tours zusammentraf, öffentlich zum Zeichen der Ehrerbietung geküßt haben soll. Aber auch Johannas bäuerliche Derbheit durchbrach zuweilen die Schranken, welche ihr durch die religiöse Rolle auferlegt waren. In jener Zeit mag sie geprahlt haben, sie werde 3 Söhne bekommen, von denen der eine Papst, der andre Kaiser, der dritte König sein würde, ein ruhmrediger Scherz, den die Tradition schon in die Zeit ihres Aufenthaltes in Vaucouleurs, wo sie noch demütig-bescheiden sich zeigte, zurückverlegt. Dem Herzoge von Alençon und ihrem Stallmeister d'Aulon gegenüber beobachtete sie nicht einmal die im Lagerleben ohnehin schwierige sittliche Decenz. Beide rühmten sich nachher im Rehabilitationsprozeß, die Heilige in einem sehr natürlichen Zustande gesehen zu haben; daraus, daß sie beim Anblick ihres Busens und ihrer Schenkel keine fleischlichen Regungen empfanden, wollten sie auf Johannas außergewöhnliches Wesen schließen. Blieb sonach ihre Sittlichkeit auch eine tadellose, so schwand doch der Schein derselben hie und da, denn auch die Frömmste und Reinste muß entarten, wenn sie täglich mit rohen Kriegern und frivolen Herren zusammenlebt. Den Soldaten gegenüber wahrte sie aber auch das äußere Dekorum, auf dem ihre Achtung einflößende Stellung mit ruhte. Während der Märsche erduldete sie lieber körperliche Beschwerden, ehe sie vom Sattel stieg, daraus entstand dann die abergläubische Legende, daß die heilige Jungfrau auch den physischen Bedingungen des Stoffwechsels und dem was alle mannbaren Mädchen durchmachen müssen, nicht unterworfen gewesen sei. Letztere durch nichts sicher erwiesene und in dieser Verallgemeinerung auch unmögliche Annahme ist dann nicht nur von den Rehabilitationszeugen, sondern auch von neueren Geschichtschreibern leichtgläubig nacherzählt worden.

Wie sehr man aber in des Königs Hauptquartiere und Rate auch auf ein Mädchen, das in dem fast allgemein geglaubten Rufe der Heiligkeit stand, Rücksicht zu nehmen hatte, Krieg und Politik wurden nicht nach ihren Phantasien geleitet. Statt sofort den Zug nach Reims, mitten durch örtliche Hindernisse, befestigte Städte und zum Teil starke Besatzungen hindurch, zu beginnen, bereitete man das gefahrvolle Unternehmen langsam vor. Man blieb 10 Tage in Tours, machte dann in Loches Rast und ging erst am 2. Juni von Chinon aus zu dem weitern Unternehmen vor. Diplo-

matische Erwägungen und Truppenmangel waren zwingende Gründe dieser Zögerung, man konnte weder der Jungfrau täglichem Drängen noch des Erzbischofs Jaques Gelu Rat, der Gottgesandten blindlings zu trauen, allein Rücksicht tragen. Waren doch selbst Jacques Gelu und sein Kollege von der Kölner Universität, Heinrich von Gorkheim, der Vizekanzler dieser Hochschule, keineswegs unbedingt gläubig, wie ihre Gutachten vom Mai, bezw. Juni 1429 kundgeben. Denn diese entscheiden sich, ebenso wie das Gutachten der Universität Poitiers, trotz ihres mehr pfäffisch-kirchlichen Geistes weder für, noch gegen die Jungfrau und stellen Gott den Ausgang der Mission Johannas anheim. Erst ein Speierer Priester hat in einer theologischen Abhandlung vom Juli und mehr noch in seiner „Sibylla francica“ vom September 1429 Johanna den Prophetinnen des alten Bundes und den Heiligen der katholischen Legende, vorbehaltlich der kirchlichen Entscheidung, gleichgestellt. Die höchsten Geistlichen, wie der Erzbischof von Reims und andere verhielten sich sehr skeptisch, und namentlich traten die juristisch gebildeten Männer, die, obwohl meist dem geistlichen Stande angehörig, doch seit Philipp des Schönen Zeiten nicht nur erfolgreiche Gegner römischer Anmaßungen waren, sondern auch in einem gewissen Gegensatz zu dem vom Papste abhängigen Klerus standen, auf die Seite der klugen Politik la Tremouilles. Vielleicht hat das Verhalten vieler Kirchenmänner Johanna zur Vorsicht der abergläubischen Menge gegenüber bestimmt, wie sie denn unwillig wurde, wenn man ihr Hände und Gewand küßte, vor ihrem Pferde sich niederwarf und von ihr übernatürlichen Beistand forderte. Dagegen war sie eine Beschützerin der Armen, mit denen sie ihre Habe und des Königs Geschenke teilte.

Der kurze sechstägige Feldzug, durch den die französische Armee die Engländer aus allen Punkten an der Loire vertrieb, kann in mancher Hinsicht dem Siegeslaufe Napoleons I. im Jahre 1806 verglichen werden, denn auch hier stand die schnelle, einheitliche Kriegführung auf französischer Seite der zaghaften, uneinigen Heerverderbung der feindlichen Kommandeure gegenüber. Die kampflose Übergabe der von den Engländern noch behaupteten Festungen Auxerre, Troyes, Chalons, Reims erinnert ebenso an die feigen Kapitulationen der preußischen Kommandeure nach dem Unglücke von Jena und Auerstädt. Wir sollten uns darum hüten, die fran-

zösischen Feldherrn, welche im Juni 1429 Schlag auf Schlag gegen die schlecht geleiteten, aber tapfer sich verteidigenden englischen Truppen führten, der Feigheit zu beschuldigen, weil sie den Mai über aus Geld- und Truppenmangel nicht zum Angriffe vorrücken konnten, und die Energie im Hauptquartiere Karls VII. allein der begeisterten Jungfrau zuzuschreiben. Da die Engländer vereinzelt und planlos kämpften, so kam auch eine gewisse Ziellosigkeit in die Kriegführung ihrer Gegner, erst mit dem Juli bemerken wir einen regelrecht durchgeführten Operationsplan, dessen Ziel die Remigiusstadt wird. Zuerst griff man den in gefährlicher Stellung zu Jargeau, südöstlich von Orleans, aushaltenden Lord Suffolk an; von dem Oberkommandeur Talbot in Stich gelassen, mußte er (12. Juni) nach tapferster Gegenwehr die befestigte Stadt räumen. Er selbst wurde von einem Knappen gefangen, den er zum Edelmann schlug, weil sein Stolz nur einem gleichgestellten Kriegsmann sich ergeben wollte. 400—500 Engländer blieben tot auf dem Schlachtfelde. Von Jargeau hätte man in östlicher Linie weiter rücken können, wenn nicht an der Loire, zwischen Orleans und Blois, noch feste Plätze in englischen Händen sich befunden hätten. Man mußte sich daher rückwärts wenden und Beaugency belagern. Hier zeigte sich die Wirkung der klugen, die militärischen Erfolge vorbereitenden Diplomatie la Tremouilles. Die Besatzung des Ortes, 600—700 Mann, zog nach kurzem Kampfe ab. Zwar hatte Bedford jenem John Fastolf, der schon Orleans zu retten bestimmt war, nach dem bedrohten Orte gesandt, aber der eigensüchtige, mit Talbot hadernde Führer that nichts zum Entsatze der Festung. Vor Beaugency hatte sich der verbannte Connetable, Arthur von Richemond, beim Heere eingefunden, Johanna bat für ihn um Karls Gnade, doch setzte Tremouille durch, daß er von dem weitern Zuge nach Reims ausgeschlossen wurde. Eine Verstärkung der Kriegspartei im Hauptquartier konnte dem Minister, welcher die friedliche Übergabe der den Weg nach Reims sperrenden Festen erfolgreich vorbereitete, nur Hemmnisse und Widerwärtigkeiten bringen, schon aus politischen Gründen mußte er, von seinem persönlichen Grolle abgesehen, dem alten Gegner jeden Einfluß unmöglich machen. Wie Beaugency sich nur schwach wehrte, so wurde Meung, eine wichtige Position an der Loire oberhalb Beaugencys, ohne Kampf verlassen. Bedford

scheint damals schon die durch Uneinigkeit der englischen Führer und durch feigen Verrat der Kommandeure gefährdete Stellung an der Loire preisgegeben und alles zur Rettung der Normandie, welche er als nächstes Ziel des französischen Angriffs vermuten mußte, gethan zu haben; dorthin beorderte er auch die Besatzung von Beaugency. Nach der Übergabe von Meung war die Loirelinie von den Feinden gesäubert, aber in Patay, nordwestlich von Orleans, hielt Talbot noch Stand, um den Zugang nach der Normandie hin zu wehren, hier entspann sich am 18. Juni ein blutiger Kampf, der durch Fastolfs halben Verrat mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer endete. Mag nun der in der Nähe Patays stehende Fastolf erst auf dem Schlachtfelde angelangt sein, als schon der Kampf für die englische Armee verloren schien und dann, auf die Rettung seines Korps denkend, seine gefährdete Stellung aufgegeben haben, oder mag er in thatenloser Ruhe, wie vor Beaugency und Orleans, anfangs der Bedrängnis seiner Waffengefährten, deren Oberbefehlshaber sein Gegner Talbot war, zugeschaut und erst nach dessen Besiegung eingegriffen haben, jedenfalls verdient seine Haltung den Vorwurf der militärischen Pflichtvergessenheit und streift an offenen Verrat. Herzog Bedford bestrafte ihn auch in schonungsloser Weise, nahm ihn dann aber zu Gnaden an, er konnte den besten Führer seiner Armee nicht entbehren. Bei Patay wurde Talbot selbst gefangen genommen mit 300 Engländern, 2200 blieben auf dem Schlachtfelde. Diese für jene Zeit auffallend großen Verluste erklären sich daraus, daß die durch Johannas religiösen Fanatismus entflammten Franzosen fast keinen Pardon gaben und schonungslos alle niederen Soldaten, die um Gnade flehten, niedermetzelten, indem sie nur der Offiziere sich als Geißeln versicherten. Wohl hat Johanna beim Anblick des Gemetzels von Patay Thränen vergossen und einen zu Tode getroffenen Engländer gepflegt und getröstet, sie sah das Werk ihres patriotisch-religiösen Fanatismus blutig vor Augen, ohne zu ahnen, daß sie die Mitschuldige war. Ihr Grimm gegen alle Engländer, auch wider die, welche nur um Sold, ohne Haß gegen Frankreich, kämpften, zeigt sich bisweilen in derben Scherzworten, die einer begnadeten Jungfrau schlecht anstehen. Vor dem Kampfe von Patay fragte sie den Herzog von Alençon und den Connetable, ob sie gute Sporen

hätten, denn sie würden dieselben zur Verfolgung, d. h. zur Niedermetzelung der Feinde gebrauchen. Man darf solchen Äußerungen gegenüber nicht vergessen, daß die Humanität unsrer Zeit, welche den gezwungen kämpfenden Soldaten von den schuldigen Urhebern des Krieges trennt und das Blutvergießen möglichst einzuschränken sucht, im 15. Jahrhundert auch den Dienern Gottes unbekannt war. Im Sinne ihrer blutigen Zeit mußte Johanna die Vernichtung des Feindes bis auf den letzten Mann, nicht die Schonung der wehrlos Gemachten wünschen, mochte auch ihr weibliches Gefühl beim Anblick der Leichenhaufen bis zu Thränen gerührt werden.

Nach dem Siege von Patay beginnt nun die mutlose Übergabe aller englischen Festungen bis nach Reims zu, zunächst ergab sich ohne Kampf Bonny in der Nähe von Gien. Nach der landläufigen Tradition sind zwar die Festungen nur unter dem Eindrucke des Schreckens gefallen, der vor der gottgesandten Jungfrau herging, aber, wenn wir auch dem abergläubischen Schauer der Zeit Rechnung tragen wollen, so wissen wir doch, daß zu Auxerre, Chalons, Reims eine starke nationalfranzösische Partei bestand, die auf Kapitulation ohne jeden Versuch des Widerstandes drang, daß selbst in Reims trotz der verhältnismäßig großen Zahl der englisch Gesinnten der Kommandeur, Guillaume de Chatillon, zum Abzug gezwungen, und daß auch der Weg von dort nach Paris dem Könige durch ähnliche Vereinbarungen geebnet wurde. Viele Burgunder Räte waren schon für den Frieden mit Karl, Herzog Philipp selbst schwankend und aus Burgundern bestanden zumeist die Besatzungen der französischen Festungen, die noch den Engländern gehorchten. Der nationale Sinn der Franzosen und Burgunder, durch Parteihaß lange niedergehalten, erwachte von neuem, und nicht allein auf Johannas Prophezeiung wird man das zurückführen wollen. Aber auch nach der Grenze der Normandie, dem Hauptsitze der englischen Macht, hin breiteten sich die Verschwörungen gegen den fremden Zwingherrn aus, wie denn Compiègne sich später ohne Kampf Karl VII. ergab und Herzog Bedford selbst Paris verließ, um die gefährdete älteste Besitzung der englischen Könige zu schützen. Nach der Andeutung eines Chronisten [27]) hätte dieser Herzog schon nach der Niederlage von Jargeau die ganze Linie bis nach Reims zu aufgeben und alle Truppen zum Schutze der Normandie konzentrieren

wollen und in der That deutet die mühelose Eroberung so vieler Städte und Festungen darauf hin, daß die Kommandeure im geheimen Einverständnis mit dem obersten Herrn in Frankreich handelten. Paris wußte Bedford sowohl durch den Mut der großenteils englisch gesinnten Bürger als durch das politische Interesse des Herzogs von Burgund, der sich in dem Waffenstillstande vom 28. August ausdrücklich ausbedungen hatte, daß der Angriff auf die Hauptstadt Frankreichs ihn zur Verteidigung derselben berechtige, geschützt, dagegen gab er das übrige Frankreich bis auf die Normandie verloren, weil sein Bundesgenosse nichts für dessen Erhaltung zu thun geneigt war.

War so die Normandie allein von den Engländern noch ernstlich verteidigt, so sprachen militärische und politische Gründe dafür, diesen Erbbesitz zu erobern, damit die Zufuhr und Zurüstung von England aus abzuschneiden oder doch zu erschweren, Paris aber aus Rücksicht auf Burgund unbehelligt zu lassen und von der Normandie aus die Isle de France und das übrige Frankreich zu unterwerfen. Die Salbung in Reims, die für den religiösen Glauben unerläßlich war, weil der in Poitiers gekrönte König ohne diese Zeremonie noch nicht als von Gott geweihter Herrscher galt, wäre dann der Schlußpunkt des Befreiungswerkes gewesen, Paris schließlich abgeschnitten und zur Übergabe gebracht worden. So hätte der Kampf vielleicht ein schnelleres Ende gehabt und auch der Herzog von Burgund schließlich, wie er es sechs Jahre später that, darin gewilligt, Karl VII. als Herrscher von ganz Frankreich anzuerkennen. Aber indem Johanna ihren Plan, zunächst nach Reims, von da gegen Paris zu ziehen mit Alençons Hilfe durchsetzte, gewannen die Engländer Zeit, sich in der Normandie zu verstärken, konnte die Verwirrung im englischen Heerlager wohl für den Zug nach dem Nordosten, aber nicht für die Wiedereroberung des nordwestlichen Hauptsitzes der Feinde benutzt werden, machte man sich den Burgunder von neuem zum Feinde und erlitt vor dem stark befestigten und mutig verteidigten Paris eine Niederlage. Daher war das Zögern des Kriegsrates in Gien, so sehr es auch Johannas Unwillen erregte, wohl berechtigt und der Zug nach Reims hin, der Ende Juni von Gien aus endgültig beschlossen wurde, ein politischer Fehler. Wenn nun doch Festung auf Festung ohne Kampf sich

ergab und unblutige Erfolge erzielt wurden, wie sie in der Kriegsgeschichte fast vereinzelt dastehen, so war das ein Triumph der klugen Staatskunst la Tremouilles, nicht der französischen Waffen und der Verheißungen Johannas. Denn, wie hoch man auch das Wiederaufleben des Nationalsinnes, die Erstärkung des Vertrauens zu Karls Sache, die lähmende Uneinigkeit im englischen Heere, das Mißvergnügen der Burgunder, Dinge, an denen Johanna ein Anteil, wenn auch nicht der entscheidende, gebührt, veranschlagen mag, ohne die Anbahnung des Vertrages mit Burgund und die direkten Unterhandlungen mit den meist burgundischen Festungskommandeuren und den Führern der nationalen Parteien [28]) wären die Waffenstreckungen tapferer Garnisonen in wohlbefestigten Städten auf der ganzen Linie von Auxerre bis Reims nicht denkbar gewesen. Aber hätte man schon im Mai, wie Johanna wollte, nicht einen Monat später, den Zug unternommen, so wäre dieser Umschwung der Parteilage noch nicht vollendet und blutige Stürme und Kämpfe nicht zu vermeiden gewesen, denn noch im Juli stieß man hie und da auf Schwierigkeiten. So in Auxerre, vor dem der König am 1. Juli anlangte, nachdem er am 29. Juni Gien verlassen und die mißmutige Jungfrau, welche 2 Tage lang vom Hofe sich ferngehalten, durch den nun fest beschlossenen Zug nach Reims wieder versöhnt hatte. Die Bürger der Stadt wollten zwar Waffenstillstand und waren auch bereit, Karls Geldmangel durch Lieferung von Proviant zu Hilfe zu kommen, aber Übergabe verweigerten sie aus Furcht vor der englischen Partei und fremden Besatzung. Doch die nationale Richtung in der Stadt und die Feigheit oder Bestechlichkeit des Kommandeurs wirkten, was ein Sturm, den Johanna gewünscht hat, nicht vermocht haben würde: schon folgenden Tages zog Karl in Auxerre ein. Natürlich wurde der Besatzung freier Abzug zugestanden, wie das stets geschehen mußte und Parteihaß hat wegen dieser günstigen Kapitulationsbedingung Karls Minister la Tremouille der Bestechung angeschuldigt. Am 3. und 4. Juli fielen 2 kleinere Festen, St. Florentin und Brinon l'Archevêque, am 5. kam das französische Heer vor Troyes an. Johanna hatte die Einwohner zur Ergebung aufgefordert, doch anfangs schloß die Stadt, in der eine starke Garnison und viele Gegner Karls sich befanden, die Thore. Zum Glück vermied man auch hier den von

Johanna geforderten Sturm, doch traf man die Vorbereitungen dazu. Es kam, wie vor Auxerre; die Besatzung verstand sich zum Abzug, wenn sie mitnehmen dürfe, was sie hatte, am 10. zog Karl in die Stadt ein. Der Vertrag brachte es mit sich, daß auch die französischen Gefangenen in der Feste von den Abrückenden mitgenommen oder von Karl ausgelöst wurden, Johanna war einem Bruche dieses Zugeständnisses nicht abgeneigt, doch löste der geldarme König seine Unterthanen mit Aufbietung der letzten Mittel. Es findet sich die Nachricht, einige Ratgeber hätten den Rückzug an die Loire geraten, da es an Geschütz zur Belagerung der Feste und an Geld zum Unterhalt des Heeres fehle, Johanna habe dagegen die Einnahme von Troyes binnen 3 Tagen prophezeit, doch die Angabe stammt aus einer verdächtigen Quelle und verrät sich als tendenziöse Erfindung im Geiste der Jungfrauen-Legende. Nach der Übergabe Chalons' (14. Juli) stand der Weg nach Reims offen. Auch hier hatte es längere Beratungen gegeben, indem die englisch Gesinnten nichts von Ergebung wissen wollten, aber doch auch die Gefahr einer Belagerung scheuten; darum hatte König Heinrichs Schreiben, das die Einwohner zu mutigem Widerstande ermahnte, keinen Eindruck gemacht und die Aufnahme einer englischen Truppe war verweigert worden. Von Chalons aus kamen zwei Briefe nach Reims, der erste von Haß gegen Karl erfüllt, der zweite voll seines Lobes, doch die kampflose Übergabe der Remigiusstadt scheint schon am 12. Juli beschlossene Sache gewesen zu sein [29]), denn die Debatten im Rate werden von diesem Tage an für drei Wochen unterbrochen. Der burgundische Kommandeur hatte wohl Weisung von Herzog Philipp, mit seiner Schar abzuziehen, denn es sollten ja in Reims die ersten Verhandlungen mit Karl VII. begonnen werden, es war daher schwerlich sein voller Ernst, wenn er die Einwohner zum Widerstande anzutreiben suchte. So wurde Reims kampflos nach dem Abzuge der Besatzung übergeben (16. Juli), am 17. fand die Salbung in der Kathedrale statt. Für Johanna, die den Heiligen der Stadt auch als Patron von Domremy verehrte und deren Verheißungen sich nun erfüllt haben, war dieser Tag ein Ehrentag. Schon in Chalons waren Freunde aus Domremy, auch ihr Vater und ältester Bruder, eingetroffen, sie wohnten dem Festtage des 17. Juli, stolz auf die Wunderthaten Johannas

bei. Der alte Darc und sein Sohn nutzten die Gastfreundschaft der Reimser wochenlang aus und kehrten dann beschenkt in ihr heimatliches Dorf zurück. Daß Jeanne mitten in dem Siegesjubel von Verrat gesprochen, der ihr drohe, mit dem Erzbischofe von Reims ein Gespräch über ihr Ende geführt und die Rückkehr nach Domremy ersehnt habe, sind wohl ausschmückende Züge der Legende, welche lediglich durch die Aussagen der Rehabilitationszeugen und die ihnen gläubig nachbetenden Chronisten überliefert werden; jedenfalls haben diese frommen und besorgten Gedanken sie nicht abgehalten, an irdischem Glanze Freude zu empfinden. Während des Festes stand sie am Altar neben dem Könige, ihre Fahne in der Hand; nicht mit Unrecht haben die Rouener Richter ihr dies als sträflichen Hochmut vorgeworfen und ihre Entgegnung, sie habe die Gefahr geteilt und deshalb an der Ehre teilnehmen müssen, zeigt ein Selbstbewußtsein, das mit den Äußerungen der Verzagtheit nicht stimmt. Übrigens trat sie hinter den Edlen und Geistlichen während der Salbungsfeier zurück, das geht auch aus den sie preisenden Berichten der drei angovinischen Edelleute und der Tournayer Deputation [30]), wie aus andern uns vorliegenden Schilderungen hervor. Karl verzieh den englisch Gesinnten in der Stadt Reims, aber diese wandten sich nicht zum angestammten Könige, nahmen dessen Mißerfolg vor Paris zum Anlaß einer von Bischof Cauchon, dem spätern Vorsitzenden des Rouener Prozesses, geleiteten Verschwörung, die dann entdeckt und mit Verurteilung der Schuldigsten zu ewigem Kerker bestraft wurde [31]). Bis 21. Juli blieb Karl VII. und mit ihm Johanna in Reims, von dort ging man zu dem voreiligen Zuge gegen Paris vor, der, anfangs von ähnlichem Glücke begünstigt wie die Unternehmungen des Juni und Juli, mit einer Niederlage und einem Umschwunge des Kriegsglückes für längere Zeit endete.

Auf dem Höhepunkt ihres Glückes stehend, ist Johanna von Dichtern, wie Alain Chartier und Christine de Pisan, mit einem Strahlenkranze der Verherrlichung umgeben worden und auch Karl VII. hat sich ihr und ihren Angehörigen huldvoll erwiesen. Schon am 26. Juni hatte er ihr 1500 Franken (nach heutigem Werte 7000—8000) für ihre Ausrüstung geschenkt, zu denen er am 26. September noch eine gleiche Summe, trotz des durch Johanna mit-

verschuldeten Unglückes vor Paris, fügte, am 31. Juli gab er den Einwohnern von Greux und Domremy Steuerfreiheit, auch den Vater Jeannes beschenkte er in dieser Zeit mit 60 Franken. Im Dezember endlich wurde die Familie Darc in den Adelstand erhoben und erhielt den Namen de Lys.

So wenig also der kluge Herrscher durch der Jungfrau Verheißungen von dem bewährten Rate seines la Tremouille und seiner Feldherrn sich abwenden ließ, den patriotischen Eifer Johannas mußte er schon aus Rücksicht auf ihre hohen Gönner, wie auf Volk und Heer durch Gnadenbeweise anerkennen, auch, als ihr Einfluß sein Heer zur Niederlage geführt und sich nur widerstrebend dem königlichen Willen gefügt hatte. Wie aber auch die Ruhmesthaten im Juni und Juli 1429 von den Anbetern Johannas zu allen Zeiten allein auf Rechnung ihres Wirkens gesetzt sind, wir müssen auch hier hervorheben, daß die Erfolge großenteils gegen ihren Willen durchgeführt wurden, und daß sie schließlich eher schadete, als nützte. Der zweckmäßige Plan eines Angriffs auf die Normandie wurde zwar ihren Eingebungen geopfert, nur, daß man den Connetable auf eigene Hand dort Einfälle machen ließ, aber der Zug die Loire entlang und auf die Aube und Marne nach Reims zu wurde später unternommen, als sie gefordert hatte und militärisch wie politisch hinreichend vorbereitet. Im Kriegsrate zu Gien handelte man ohne und gegen sie, gewann auch nachher die Festungen von Auxerre bis Reims durch friedliche Unterhandlungen, nicht, wie die Jungfrau in ihrem kriegerischen Mute es wollte, durch Waffengewalt. Man möge auch hier dem tendenziösen Märchen von der Verzagtheit der Heerführer Karls VII. mißtrauen; die, welche den sechstägigen Loirefeldzug in so raschen Schlägen beendeten, haben den gefahrvollen Marsch nach Reims wahrlich nicht aus elender Feigheit verschoben. Unglaublich wäre es, wenn sie mitten im Siegeslaufe vor Troyes zurückweichen, unglaublicher noch, wenn sie am Ende der Ruhmesthaten vor dem fast unverteidigten Reims den Mut verlieren und nur auf Johannas Verheißung hin den Einmarsch hätten wagen wollen. Vielmehr thaten Feldherrn, wie Politiker vollauf ihre Pflicht, die einen, indem sie den widerstandskräftigen Feind mit energischem Schlage darniederwarfen, die andern, indem sie friedliche Bürger und kampfunlustige

Feinde, auch gegen die blutigen Mahnungen der Heiligen Johannas, schonten und unnütze Greuel vermieden. Erst als das prophetische Mädchen ihnen die Leitung von Heer und Staat entriß, mußten sie in den opfervollen und aussichtslosen Sturm auf die Wälle und Mauern von Paris willigen. Wie vor Orleans, so hat Johanna auch an der Loire, Aube, Marne durch ihre himmlischen Verheißungen den Kampfesmut der Franzosen erhöht, die zwieträchtigen Gegner noch mehr niedergedrückt, aber ihr persönliches Eingreifen und ihr vorwiegender Einfluß treten noch mehr zurück, als in den Tagen des 4. bis 7. Mai. Was geschah, ist meist zu einer Zeit, die sie für verspätet hielt und durch andre Mittel, als sie wünschte, geschehen. Die besten Bundesgenossen Frankreichs waren die Uneinigkeit der englischen Heerführer, die Zweideutigkeit des Herzogs Philipp, der Abfall der burgundischen Festungskommandeure und das wiedererstarkende französische Nationalbewußtsein.

V. Der Zug gegen Paris.

Johannas Geschick erfüllt sich nun schnell, nicht weil sie, wie die Legende will, die Stimmen ihrer Heiligen nicht mehr vernahm und ohne himmlischen Auftrag nach Paris ging, sondern weil sie sich immer mehr den ehrgeizigen Plänen der Kriegspartei zuwandte. Im königlichen Hauptquartier scheint nach dem Abzuge von Reims (21. Juli) der alte, gegen die Normandie gerichtete Plan wieder aufgenommen zu sein, darauf deutet der Marsch von Reims nach Soissons, wo der König am 23. Juli anlangte, hin; aber bald trat ein Schwanken ein, indem der Angriff auf Paris durch die Unterhandlungen mit Burgund verschoben, der auf die Normandie aber aufgegeben wurde. Das französische Heer nahm in Chateau-Thierry, wohin es am 29. Juli gelangte, Stellung, also auf der Linie von Reims nach Paris. Wohin Karl kam, unterwarfen sich ihm die Städte, so daß Paris fast isoliert war und von Herzog Bedford verlassen wurde, der alle seine Kraft zur Verteidigung der Normandie konzentrierte. Eine offene Feldschlacht wagte er nicht und zog sich bei Crépy (Valois), wo er sich in Kampfesordnung Karl gegenüber gestellt hatte, ohne Entscheidung zurück. Es fand so ein

fortwährendes Hin- und Herziehen, teils auf der Linie Reims-Compiègne, teils in der Richtung Compiègne-Paris statt, das man nur mit scheinbarem Rechte der Unentschlossenheit der französischen Heerführung zur Last legen darf. Denn gegen den Angriff auf Paris sprach mehr als ein Grund. Die Friedensverhandlungen mit Burgund, bei denen Jean de Ligny aus dem Hause Luxemburg den Vermittler spielte, zogen sich in die Länge, da Herzog Philipp kein Interesse hatte, die Macht Karls noch stärker werden zu lassen und Paris gern unter seinen Einfluß gebracht hätte; zudem herrschte der alte Geldmangel, Paris war stark befestigt, die meist englisch gesinnten Bürger zum tapfern Widerstande entschlossen und die französische Partei der Hauptstadt um so mehr lahmgelegt, als ihre Gegner an Burgund Rückhalt hatten. War nun einmal der Frieden mit Burgund Hauptziel der französischen Politik, so kann es nicht befremden, daß Karl zu diesem Zweck in Compiègne, wohin er von Crépy (Valois) aus gezogen war, 8 Tage blieb, dann nach Senlis vorrückte und schließlich nur bis St. Denis sich wagte, indem er den entschiedenen Herren von der Kriegspartei und der zuversichtlich den Fall der Hauptstadt prophezeienden Jungfrau den Sturm auf Paris (8. September) überließ. Vorher hatte er die friedliche Übergabe der Stadt um so eher in Rechnung ziehen zu sollen geglaubt, als so viele andre Festen sich ihm kampflos ergeben hatten, als Bedford durch seinen Rückzug nach der Normandie seine Anhänger entmutigt hatte. Gingen nun auch sieben Wochen (23. Juli bis 8. September) ohne entscheidende Kämpfe und glänzende Resultate hin, so waren sie doch für Karl nicht verloren. Auf dem Marsche von Chateau-Thierry nach dem Norden zu, hatte er das wichtige Compiègne ohne Schwertstreich eingenommen, dann hatte in der Normandie die nationale Partei ihr Haupt erhoben und Beauvais, wie das nordwestliche davon liegende Aumale dem König überliefert, so daß auch der Stammbesitz der englischen Herschaft in Frankreich bedroht war. Daß Bedford bei Crépy en Valois keinen Kampf gewagt und Paris aufgegeben hatte, waren moralische Erfolge, die indirekt der Wiedergewinnung der Hauptstadt zu gute kommen konnten, vor allem war der viermonatliche Waffenstillstand mit Burgund endlich (28. August) geschlossen worden. Die ganze Linie von Reims bis Compiègne, von da bis Chateau-Thierry und bis zu

dem südwärts gelegenen Provins war ebenso unterworfen, wie die Gegend zwischen Compiègne und Paris, sodaß nur die Hauptstadt und die wichtigsten Festen der Normandie noch Stützpunkte der englischen Macht in Nordfrankreich waren. Nun blieb der Kampf um Paris, das sich durch Herzog Philipps laues Verhalten von neuem ermutigt fühlte, noch übrig und die Vorsicht, wie die zweideutige Stellung Burgunds hätten der durch Schlachten, Märsche und Abgabe von Besatzungstruppen geschwächten Armee Karls eine Verschiebung dieses Angriffes und ein Vorrücken in die zum Teil national gesinnte Normandie geboten, falls man nicht mit den überraschend günstigen Resultaten des Sommerfeldzuges sich überhaupt begnügen wollte. Dringend widerriet der kluge la Tremouille den Sturm auf Paris, der im September so wenig Aussicht bot, wie im Juli oder August. Denn war auch die Hauptstadt jetzt im Osten, Norden und Süden durch Karls Eroberungen des Zuzuges fast ganz beraubt, so konnte es noch vom Westen her durch die Engländer unterstützt und verproviantiert werden. Der Fehler, die Normandie in Feindeshand zu lassen, während man auf die Hauptstadt losging, rächte sich nun.

In Paris war die Entschlossenheit zu mutiger Verteidigung eine große, wennschon man an den Ausgang derselben nicht ohne Besorgnis dachte; beides geht aus zwei Tagebuchaufzeichnungen eines Pariser Gerichtschreibers und eines Mitgliedes der Universität hervor. Wohl gab es heftige Parteikämpfe und die Beratungen des Parlamentes schob man, ganz mit der Sorge für die kriegerischen Vorbereitungen beschäftigt, auf, aber die englische Partei, deren Mittelpunkte Parlament, Universität und das demokratisch gerichtete Bürgertum waren, hatte das Regiment in der Stadt. Wer wollte es damals, wo ein einheitliches Frankreich und eine absolute, straffe Königsherrschaft noch nicht existierten, wo Provinz mit Provinz, Stadt mit Stadt in Eifersucht und Hader lag und jeder nur an Kirchturmsinteressen dachte, den Bürgern von Paris verdenken, daß sie die milde, ihre städtischen Rechte achtende Herrschaft Bedfords der eines erzürnten Monarchen vorzogen oder lieber zu dem fest organisierten Burgund, als zu dem zerrissenen Staate der Valois sich hielten? Zudem war die an Umfang nicht übermäßig ausgedehnte, durch Wälle, Gräben und Mauern stark geschirmte, mit

Proviant und Kriegsmaterial versehene Stadt wohl so lange zu halten, bis der Wintersanbruch die Söldner Karls zum Auseinandergehen bestimmte und die Belagerung überhaupt unmöglich machte. Winterfeldzüge und namentlich Überwinterungen vor belagerten Städten waren damals etwas Ungewöhnliches und am wenigsten einem Heere, das so viele Schlachten und Märsche bestanden und an dem Nötigsten Mangel hatte, zuzumuten. Alle Chancen waren daher für die Belagerten, alles sprach auf Karls Seite gegen den Angriff. Überdies machte ihn die Einnahme von Paris, welches nur eine größere Stadt, wie viele andre, aber nicht der Zentralpunkt Frankreichs war, noch nicht zum Herrn von Frankreich, auch später hat er nach der Eroberung der Hauptstadt noch viele Jahre kämpfen müssen, ehe er die Engländer aus dem Norden und Süden vertrieb. Und damals war es mit Burgund einig, jetzt war der mächtige Herzog sein zweideutiger Bundesgenosse, ja um Paris willen sein Gegner. Es war daher politisch wie militärisch unklug, einer Stadt wegen, deren Besitz nichts Entscheidendes bedeutete, und in welcher die Mehrzahl der Bewohner nur widerwillig dem angestammten Könige gehorcht hätte, sich mit Burgund zu überwerfen und den schließlichen Erfolg der ganzen Kampagne aufs Spiel zu setzen.

Aber solche Gründe galten nichts für Alençon und Johanna, deren Kriegsmut sich wieder dem Parteiinteresse des „schönen Herzogs" zu Diensten gab. Anfangs war das Glück ihr günstig, sie drang nach Einnahme der Außenwerke und des ersten Stadtgrabens bis an die Porte St. Honoré (bei der jetzigen Rue Richelieu) vor. Von der Chapelle aus (westlich von dem heutigen la Villette) bis dorthin war ihr Siegeslauf nicht unterbrochen worden, hier hemmte ein tiefer Wassergraben das weitere Vordringen; sie selbst wurde verwundet, man mußte sie trotz ihres Widerstrebens zurückführen und den Kampf einstellen. Daß eine Wiederaufnahme des mißlungenen Angriffs bessern Erfolg gehabt hätte, ist im Sinne von Johannas Meinung bis in die neueste Zeit wiederholt worden, es ist aber um so unwahrscheinlicher, als der Glaube an die Verheißungen der Jungfrau im Heere stark erschüttert, der Mut der Belagerten dagegen gehoben war. Und wäre man durch die Porte St. Honoré oder von einer andern Seite eingedrungen, so hätte der Kampf in

dem engen Straßengewirr der Stadt, die Abwehr von den hohen Giebelhäusern aus unendlich viel Blut gekostet und im günstigsten Falle doch nicht die Entscheidung des Streites gebracht. Karl VII. handelte wieder im militärischen, wie politischen Sinne richtig, wenn er trotz Alençons und andrer Kapitäne Zureden [32]) den Rückzug nach St. Denis gebot, auf la Tremouilles Abmahnen die kriegsmutige Jungfrau dem Herzog nicht zu unvorsichtigen Kämpfen überließ. Nachdem er die festen Plätze in Isle de France und Valois durch Einlegung von Besatzungen sich für einen zweiten Zug gegen Paris gesichert, auch mehrere Edelleute als Gouverneure in den eroberten Gebieten zurück gelassen und den Waffenstillstand mit Burgund bis Ostern 1430 verlängert hatte, beschloß er mit seinen geschwächten, notleidenden und entmutigten Truppen den Rückzug an die Loire. Mißmutig folgte ihm Johanna, in der Kathedrale zu St. Denis hing sie Harnisch und Schwert, die ihr nicht den Sieg gebracht hatten, auf [33]). Ohne Zweifel ist der unglückliche Angriff mit ihr Werk gewesen, gesteht sie doch im Rouener Prozesse zu, daß sie ohne den Befehl der Heiligen auf Ersuchen der französischen Edelleute, d. h. Alençons und seiner Parteigenossen, an dem Sturm auf Paris teilgenommen habe. Daß an einem hohen Festtag das blutige Unternehmen begann, hat für sie kein Unrecht bedeutet, so sehr hatte sich ihre religiöse Anschauung seit dem Anfange ihrer Kriegsthätigkeit, wo sie den Kampf am Himmelfahrtstag und selbst die Verfolgung der Feinde am Sonntag widerriet, verwirrt. Mit dem Zauber, den die gottgesandte Jungfrau auf Soldaten und Unteroffiziere ausübte, war es ebenso vorbei, wie mit dem Einflusse Alençons im Hauptquartier.

VI. Johannas letzte Thaten und Gefangennahme.

In Bourges, wo Karl VII. nach dem Rückzuge von Paris Ende September eintraf, blieb Johanna thatenlos etliche Wochen, aber ihr kriegerischer Mut ertrug die Ruhe nicht lange. Obwohl der von Alençon geforderte Angriff auf die Normandie, jener dreimal beschlossene und dreimal aufgegebene Kriegsplan, jetzt für das

mutlos gewordene, zerrüttete Heer, das in wilder Flucht von Paris fortgeeilt war, und nicht einmal die Gefallenen kirchlich bestattete, sondern verbrannte [34]), unmöglich wurde, so beschloß man doch, während der Winterszeit die noch Burgund gehorchenden Städte in der Loiregegend zu unterwerfen. Natürlich eilte Johanna, die in Bourges von ihrer Wunde genesen war und in kirchlichen Übungen ihren Glauben an die Heiligen und an ihre eigene Mission gestärkt hatte, auf den Kampfplatz. Durch königliche Gnade war sie noch vor der Erhebung in den Adelsstand zu einer wohlhabenden und angesehenen Persönlichkeit des Heeres geworden, wenn auch der Glaube an ihre höhere Sendung unter Führern und Soldaten jetzt gesunken und in heftigen, durch Fluchen und Scheltworte sich äußernden Unwillen übergegangen war. In Orleans besaß sie ein eigenes Haus, sie hatte in Krieg und Frieden ihren kleinen Hofstaat, so einfach und bescheiden sie auch sonst auftrat. Alençon und Dunois' Gunst und die Zuneigung mancher Geistlichen, die sich gerade in den letzten Monden ihres öffentlichen Wirkens enger an sie schlossen, hielt der Abneigung la Tremouilles, des Erzbischofs von Reims und andrer Herren die Wage. Ein besonderes Korps stand dem Namen nach unter ihrer Leitung; es wurde, wie Johanna selbst ein Werkzeug der Kriegspolitik. Noch fürchteten die englischen Soldaten sich vor der „Hexe", mußte doch König Heinrich VI. noch am 3. Mai 1430 ein Strafdekret gegen die Kapitäne und Soldaten, welche aus Furcht vor ihr den Kriegsdienst weigerten, erlassen und sogar am 12. Dezember 1430, als Johanna längst unschädlich gemacht war, die nach England flüchtenden Unterthanen seiner französischen Gebiete bedrohen [35]). So hatte sie noch einige militärische Erfolge, aber sie waren die letzten Sonnenstrahlen ihres Glückes. Im November nimmt sie nach anfänglich unglücklichem Kampfe St. Pierre le Moustier, aber die Belagerung von la Charité mußte nach hartnäckigem Ringen aufgegeben werden, so sehr auch Johanna auf Fortsetzung derselben bestand. Als sie im April 1430 auch vor Pont l'Evêque gescheitert war, büßte sie ihr Ansehen im Heere völlig ein, auch ohne ihre Gefangennahme bei Compiègne wäre ihr Zauber gebrochen worden. Phantastische Schwärmer und Schwärmerinnen fanden jetzt bei der Vereinsamten und Mißmutigen ein offeneres Ohr, als früher. Die herbgeprüfte Nonne Christine von

Pisan prophezeite von ihrem abgelegenen Kloster aus Johanna als Befreierin des heiligen Landes, als Ausrotterin aller Ketzerei in der christlichen Kirche; ihr Almosenpfleger Jean Pasquerel ließ sie einen fanatischen Brief an die abtrünnigen Hussiten richten und diese zur Aufgabe ihrer kirchenschänderischen Greuel und zur Rückkehr in den Schoß der heiligen Kirche auffordern (23. März 1430 [36]). In diesem Schreiben mischt sich ihr religiöser Fanatismus mit einem wohlberechneten Gegensatz zur englischen Politik. Der Kardinal von Winchester nämlich, der Oheim König Heinrichs, hatte ein gegen die Hussiten geworbenes Kreuzheer für den Krieg in Frankreich verwandt, je lauer der englische Kirchenfürst die Sache des Katholizismus nahm, desto eifriger wollte Johanna sich als Beschützerin und Vorkämpferin der gemeinsamen kirchlichen Interessen zeigen. Wundererzählungen gingen über sie in Umlauf. Zu den früher auftauchenden Märchen, daß sie Geschosse unverletzt auffangen, Tote erwecken, durch Auflegung ihrer Hände Rosenkränze weihen könne, kam jetzt noch die Legende, daß zwei weiße Tauben unablässig auf ihren Schultern weilten [37]) und anderes. Eine kleine, fanatische Partei, die nach wie vor das Heil Frankreichs von dem Jenseits erhoffte, auch als das Kriegsglück schon sich wieder von Karl VII. gewandt hatte, klammerte sich an die gottgesandte Jungfrau, deren Stern bereits im Erlöschen war. Indem Johanna so ihre eigenmächtige, politische Rolle weiter spielte, forderte sie ohne königliche Autorisation noch in zwei Briefen (16. und 28. März) die Reimser zu mutigem Widerstande auf. Der Zwist mit dem Könige, welcher sich mehr von la Tremouille und dem Kanzler, als von Johanna leiten ließ, brach Ende März 1430 offen aus. Am 28. dieses Monats verließ sie den Hof ohne Abschied und eilte nach Lagny. Aber Religion und Königstreue waren in ihrem Sinne so unzertrennlich verbunden, daß sie von jetzt ab an ihrer Mission irre wurde. Vor Melun, das sie Ostern 1430 gegen einen Angriff der Engländer beschirmte, weissagten ihre „Stimmen", daß sie noch vor Johannis in englische Gefangenschaft geraten werde, sie erflehte einen schnellen Tod und einen Sitz im Paradiese. Diese selbstpeinigenden Gedanken wiederholten sich fast täglich, sie verschwieg dieselben vor jedermann und suchte in unablässigen Kämpfen Zerstreuung, ja vielleicht den Tod. Der Herzog von Burgund, seit Ablauf des Waffenstillstandes wieder

offener Verbündeter Englands, belagerte im Mai 1430 Compiègne, das seit 9 Monaten in Karls VII. Besitze war, Johanna eilte zur Rettung der Stadt herbei. In ihrer hastigen Ungeduld stürmte sie mit ihrer kleinen Schar den andern voran, fand sich von einem englischen Korps abgeschnitten und nachdem sie sich durchgeschlagen, den Zutritt in die Stadt versperrt. Der vorsichtige Befehlshaber von Compiègne, Guillaume Flavy, hatte das Fallgitter der Zugbrücke niedergezogen, um das Eindringen der siegreichen Feinde zugleich mit den fliehenden Franzosen zu hindern. So abgesperrt, wurde Johanna von einem pikardischen Bogenschützen rücklings vom Pferde gerissen und als Gefangene von dem Bastard von Vendome ergriffen, der sie Jean von Ligny, seinem Dienstherrn, überlassen mußte (23. Mai). Die Anhänger Johannas erhoben gegen Flavy eine Anklage auf Pflichtversäumnis, die jedoch mit Freisprechung endete. Die Beschuldigung des absichtlichen Verrates der Jungfrau taucht erst einige Jahre nach dem Rehabilitationsprozeß in einer wertlosen Chronik auf, Johannas Prophezeiung dieses Verrates ist eine noch später erfundene, unglaubwürdige Annahme [38]).

Wie die Johanna-Legende vielfach Nachbildung der evangelischen Erzählung von Christo ist, wie man den Erzbischof von Reims und die ihm anhängenden Geistlichen zu einer Art Pharisäer, Jean von Ligny, der seine Gefangene um 10,000 Franken an Bischof Cauchon verhandelte, zum Judas Ischariot gemacht hat, so läßt man Johanna auch durch schnöden Verrat in die Hände ihrer Feinde fallen. Es hat dieses Märchen genau so viel Wert, wie die erbaulichen Wunder, welche man der Jungfrau zuschreibt, die himmlischen Zeichen, durch die sie noch auf dem Scheiterhaufen als Gottgesandte beglaubigt sein soll, oder das Histörchen, daß nicht sie selbst, sondern eine Puppe verbrannt sei, welches an die noch von den Templern geglaubte Legende der nur scheinbaren Kreuzigung Christi erinnert. Wer also mehr oder minder der Johanna-Legende huldigt, möge bedenken, daß sie den Charakter einer berechneten Umdichtung evangelischer und kirchlicher Überlieferung, ja in gewissem Sinne den der Blasphemie hat.

Noch am Tage der Gefangennehmung Johannas ließ Herzog Philipp sie in sein Lager rufen, dort fand eine Unterredung zwischen beiden statt, der Monstrelet, der burgundische Chronist, beiwohnte.

Unmittelbar darauf verkündete der Burgunderherzog den Einwohnern von St. Quentin das glückliche Ereignis, an dem gleichen Tage (23. Mai) schrieb der Kanzler Frankreichs an die Einwohner von Reims und bezeichnete Johannas Mißgeschick als Strafe ihres Hochmutes. Beiden Schreiben liegt der Gedanke zu Grunde, daß man eine offenbare Befriedigung empfinde, der für Freund und Feind gefährlichen Jungfrau entledigt zu sein. Boshafte Schadenfreude spricht nur aus der Schilderung, welche ein Brabanter Stadtschreiber über das Ereignis aus unmittelbaren Nachrichten entwarf [39]). Ähnlich, wie Frankreichs Kanzler, mochte auch Frankreichs König denken, hat er doch, nach Johannas Andeutung in ihren Prozeßaussagen zu schließen, nie an die höhere Mission der Jungfrau geglaubt und war diese doch in offenem Zorn von ihm geschieden. Die Erfolge des Jahres 1429 konnte er unmöglich allein auf Rechnung Johannas setzen, der wesentliche Anteil seiner Feldherrn und Minister war ihm am besten bekannt, wohl aber wußte er, daß die Jungfrau und der „schöne Herzog" die Hauptschuld an dem verunglückten Angriffe auf Paris trugen. Was er daher der Jungfrau an Dank schuldete, glaubte er durch die Gnadenbezeugungen im vergangenen Jahre gesühnt zu haben, er hielt sich also durch die Dankespflicht nicht gebunden, viel für die Befreiung der Gefangenen zu thun. Ohnehin konnte er nichts Wesentliches thun. In Jean de Lignys Schlössern Beaurevoir und Beaulieu war sie ebenso sicher bewahrt, wie später im festen Rouen; sollte Karl VII., dessen Truppen seit der Niederlage vor Paris wieder mehr als eine Schlappe erlitten hatten und noch erlitten, von neuem einen unüberlegten Angriff wagen? Übrigens hat Dunois von Louviers in der Normandie aus ein Unternehmen gemacht (März 1431), das vielleicht mit des Königs Genehmigung die Befreiung Johannas bezwecken sollte. Für ein Lösegeld, wie der königliche Schatz es aufbringen konnte, hätten weder Burgunder, noch Engländer die willkommene Beute ausgeliefert, Repressalien an englischen Kriegsgefangenen, die man Karl zugemutet hat, würden nur eine zwecklose Grausamkeit gewesen sein und gleiche Brutalitäten von englischer Seite veranlaßt haben. Wohl konnte der König von dem ungesetzlichen Rouener Gerichtshof an den Papst und das eben sich versammelnde Baseler Konzil zu gunsten Johannas appellieren, aber um seiner hohen Stellung wegen durfte er sich nicht der Gefahr aus-

setzen, als Mitschuldiger einer Betrügerin und Ketzerin bei vielen Abergläubischen zu gelten, zumal er selbst über Johanna kaum anders dachte, als die juristisch gebildeten Vertreter der Pariser Universität und des Rouener Tribunals [40]). Im übrigen kann man nicht sagen, daß mit Johannas Gefangennahme ein entschiedener Umschwung des Kriegsglückes eingetreten sei. Wohl erlitt die französische Armee im Sommer 1430 und 1431 Verluste und wenig entscheidende Niederlagen, aber sie waren nur die Nachwehen der Katastrophe vor Paris und auch Johanna hatte ja den Sieg nicht immer an ihre Fahne zu fesseln gewußt. Den Angriff auf das feste Louviers wagten die Engländer lange Zeit nicht, wozu sie militärische Gründe und nicht, wie die Legende will, die Furcht vor Johannas Entweichen bestimmt haben werden.

Die Engländer und englisch Gesinnten versuchten natürlich, Johanna in ihre Gewalt zu bekommen, sie als Betrügerin verurteilen zu lassen und somit König Karl zu diskreditieren. Man suchte auf Jean de Ligny, von dem man befürchten mußte, daß er seine Beute gegen hohes Lösegeld an Frankreich zurückgebe, durch den Herzog von Burgund, seinen Lehensherrn zu wirken. Herzog Philipp gebrauchte für die geplante Erwerbung Hollands Englands freundliche Gesinnung sehr dringend, auch war für die niederländischen Kaufleute der Handel mit England unentbehrlich. Zwingende politische Gründe, also nicht Feigheit oder Roheit, bestimmten den schlauen Diplomaten, die Jungfrau ihren Feinden nicht vorzuenthalten. Hat man daher geschmackloser und unwürdiger Weise ihn mit Pilatus verglichen, so liegt die Berechtigung hierzu wenigstens in den unabweisbaren Rücksichten, welche den Römer, wie den Burgunder zu Werkzeugen des Glaubens und Parteihasses gemacht haben. Am 26. Mai forderte der Generalvikar der Glaubensinquisition Frankreichs von ihm die Auslieferung Johannas an Bischof Cauchon, den man zum Vorsitzenden des Gerichtes über die Jungfrau auserſehen hatte, als verdächtiger Zauberin. Am 14. Juli wandte sich Cauchon selbst an Herzog Philipp, wie an Jean de Ligny, dem letztern 10,000 Franken (heute 50,000—60,000) Lösegeld versprechend, in seinem Sinne wirkte auch die dem englischen Regimente zuneigende Pariser Universität und sandte zwei Briefe an Philipp, einen an dessen Lehensmann. Die erstaunlich hohe Summe bestimmte den geldbedürftigen Ritter, seine Gefangene zwar nicht direkt an die Eng-

länder, aber an seinen burgundischen Lehnsherrn auszuliefern, (Oktober 1430), dessen Gunst er zur Erwerbung von Ligny und St. Pol und zur Übervorteilung seines ältern Bruders brauchte. Vergebens hatte die von Beaulieu (Picardie) nach Beaurevoir bei Cambrai gebrachte Johanna sich hier durch einen gewagten Sprung gegen den Willen ihrer Heiligen zu befreien gesucht, sie blieb zwar halbtot in der Tiefe liegen, genaß aber unter der Pflege der Gattin Jeans. Als Grund ihres Ungehorsams giebt sie an, sie habe für die Bewohner von Compiègne von der Grausamkeit der Engländer gefürchtet und deshalb zu Hilfe eilen wollen. In der That erlebte sie noch Compiègnes Rettung, die sie vom Erzengel Michael ihr verkündet glaubte (1. November). Sie fand übrigens in Beaurevoir an der Gemahlin Jeans de Ligny, die ihren Gatten fußfällig beschwor, Johanna nicht auszuliefern, eine aufrichtige Beschützerin, wie später in Rouen an der Herzogin von Bedford. Philipp von Burgund führte die ihm überlassene Johanna nach Arras, dann in einen Turm an der Küste der Nordsee und lieferte sie erst anfangs Dezember an England ab. Man hat geglaubt, er habe Johanna vor der Inquisition bewahren oder für hohen Gewinn an Karl ausliefern wollen, erst der Ärger über den Entsatz Compiègnes und die Gefahr eines von den Engländern angestellten Volksaufstandes in Flandern habe ihn willfährig gemacht, indessen, da erst am 21. November König Heinrich VI. zur Autorisation des Prozesses von der Pariser Universität angegangen wurde und am 3. Januar 1431 diese Genehmigung erfolgte, so lieferte Herzog Philipp seine Gefangene rechtzeitig genug aus. Rücksichten der Milde und Humanität trauen wir dem berechnenden Diplomaten, der rücksichtslos that, was sein Vorteil gebot, nicht zu, und sein Hausinteresse trieb ihn zunächst auf Englands Seite. So trat erst im Januar 1431 der von Bischof Cauchon und dem übrigens sich zurückhaltenden Vertreter der Inquisition, Namens Lemaître, geleitete Gerichtshof in Rouen mit Genehmigung des englischen Staatsrates und des Kapitels zusammen. Ausdrücklich hatte der Staatsrat sich die Zurückgabe Johannas ausbedungen, wenn sie nicht überwiesen werde, darum hielt man die Gefangene im weltlichen, von englischen Soldaten überwachten, nicht im geistlichen Gewahrsam, wie man das einst den Templern gegenüber aus ähnlichen Gründen gethan hatte [41]).

VII. Prozeß und Tod.

Es waren sehr verschiedene, unter sich nicht einmal ganz einige Behörden und Persönlichkeiten, welche Johannas Prozeß in die Hand nahmen. Das unmittelbarste Interesse an der gerichtlichen Verurteilung der Beschützerin König Karls hatte natürlich die englische Regierung, aber doch sehen wir sie in dem ganzen Prozesse hinter Bischof Cauchon und seinen geistlichen Genossen zurücktreten. Herzog Bedford war während der mehr als dreimonatlichen Verhandlungen in Rouen nicht zugegen, und von dem englischen Befehlshaber daselbst, Graf Warwick, erfahren wir nur, daß er Johanna gegen die Roheiten ihrer Wächter energisch geschützt und die Angeklagte vor einem Selbstmord, ehe sie noch verurteilt war, behütet hat. Ebenso hat die Herzogin von Bedford sich der unglücklichen Johanna mit echt weiblichem Mitgefühle angenommen. Sie ließ ihre sittliche Unbescholtenheit, gegen welche sich in Rouen Verdächtigungen hervorgewagt zu haben scheinen, durch eine neue Untersuchung feststellen, wollte sie zur Ablegung des von den geistlichen Richtern mit Berufung auf eine alttestamentliche Stelle (Deut. 22,5) schwer verpönten Männergewandes bestimmen und ließ ihr auch eine weibliche Tracht durch einen Kleiderkünstler überreichen. Daß der letztere sich hierbei etwas aufdringlich benahm und deshalb von der schnell entschlossenen Jungfrau mit heftigen Maulschellen bedacht wurde, trug natürlich dazu bei, die wohlwollende Teilnahme der Herzogin abzukühlen, sie überließ die eigenwillig Widerstrebende, der auch die Richter erst nach Monaten und dann nur für kurze Zeit das Weibergewand aufnötigten, ihrem Schicksale.

Anders, als Graf Warwick und die Herzogin von Bedford, benahmen sich Kardinal Winchester, der Vertreter der englischen Geistlichkeit, und manche englische Offiziere, die natürlich gegen die Todfeindin ihres Vaterlandes den bittersten Haß empfanden, auch

in Johanna wohl eine böse Zauberin und ein Werkzeug der Hölle sahen. Freilich beruht das, was wir von ihrem Verhalten wissen, nur auf den spätern Aussagen der nicht immer von bewußter und unbewußter Täuschung freien Rehabilitationszeugen. Nach ihnen hat Kardinal Winchester dem Bischof Cauchon die zu große Milde gegen die Angeklagte vorgehalten, haben englische Offiziere diesen Vorsitzenden des Prozesses bedroht, nachdem er die Angeklagte endlich zum Widerruf gebracht hatte, ihm sogar Begünstigung der Ketzerei vorgeworfen und die Ratgeber Johannas, welche sie durch die Ermahnung, ihre Offenbarungen und Erscheinungen abzuschwören oder durch den Vorschlag, an Papst und Konzil zu appellieren, retten wollten, eingeschüchtert. Auch ein englischer Rechtsgelehrter habe sich Cauchon gegenüber wider die Zulassung Johannas zum Widerrufe ausgesprochen, worauf der Bischof ihm erwiderte, er müsse das Seelenheil, nicht das Verderben der Angeklagten suchen. Damit steht aber in Widerspruch, daß Kardinal Winchester doch mit dem Widerrufe der Jungfrau sich einverstanden erklärte und sogar Thränen über Johannas Tod vergossen haben soll, was Rehabilitationszeugen auch von andern Engländern versichern. An eine nachträgliche Reue dieser Herren, denen ähnliche Greuel doch nichts Ungewöhnliches waren, vermögen wir ebensowenig zu glauben, wie an die Gewissensregungen des Scharfrichters, der gefürchtet haben soll, daß Gott ihm seine Mitwirkung an der grausen That nie vergeben werde, oder an den Ausruf eines Engländers, eine Heilige sei zu Rouen verbrannt worden. Vielmehr müssen wir solche Reuebezeugungen, die mehr an die Humanität unsrer Zeit, als an die fanatische Brutalität des XV. Jahrhunderts erinnern, auf Rechnung der verherrlichenden und ausschmückenden Legende setzen, unter deren Einfluß viele Rehabilitationszeugen nur allzusehr standen.

Eine andre Frage ist aber die, ob die englischen Machthaber den Tod Johannas oder die Abschwörung ihrer Offenbarungen und Erscheinungen, somit also das Geständnis, daß Karl VII. durch das Blendwerk einer exaltierten Jungfrau berückt worden sei, wünschten? Im Interesse der englischen Politik lag nur das letztere. Denn die Jungfrau, wenn sie bei ihren ursprünglichen Aussagen über die Heiligenerscheinungen und die ihr von Gott befohlene Mission beharrte, blieb für den Aberglauben der Zeit, auch nach dem Feuer-

tode und trotz der gerichtlichen Verurteilung, eine Botin Gottes und Karl VII. ein durch göttlichen Ratschluß erretteter Fürst. Ja es mußte bei dem Widerrufe selbst der Schein des Zwanges möglichst vermieden werden, falls er Eindruck auf die römische Kirche und die Fürsten der Christenheit machen sollte, daher handelten die Richter nur im Interesse Englands, wenn sie wiederholte Versuche, sei es durch Güte, sei es durch Drohung, machten, Johanna zur Abschwörung zu bestimmen, dabei aber die Anwendung der Folter, des gewöhnlichen Zwangsmittels, vermieden. So erklärt sich auch die Sorge Warwicks, Johanna möge vor ihrem Widerrufe im Kerker sterben und dessen Bemühen, die Verzweifelnde vor einem Selbstmorde zu behüten. In Rouen sollte dem Namen nach Johanna, in Wirklichkeit König Karl gerichtet und entehrt werden, alles lag für die kühl berechnende Politik Bedfords und Winchesters an dem Widerrufe, nichts an der Verurteilung und Verbrennung der Nichtgeständigen. Möglich ist es allerdings, daß manche Fanatiker im englischen Heere vor allem den Tod Johannas als Racheakt wünschten und sicher, daß sie mit der Rückfälligen kurzen Prozeß machen wollten, aber Bedford und Winchester konnte an der Verbrennung der Jungfrau nichts gelegen sein, vielmehr wäre ein abermaliger Widerruf Johannas, der sie vor dem Tode freilich nicht hätte behüten können, ihnen hocherwünscht gewesen. Ihrem Einflusse haben wir es wohl in erster Linie zuzuschreiben, daß man nachträglich in die Prozeßakten ein notariell beglaubigtes Geständnis Johannas aufnahm, worin sie von neuem ihre Offenbarungen und Erscheinungen widerrief und Reue über ihre kriegerische Mission kundgab; ohne dieses Zeugnis konnte die Verbrennung der Jungfrau ihrem Zwecke nichts nützen. Mag man nun von der Echtheit dieses zweiten angeblichen Widerrufes denken, was man will, denn die Weigerung der Notare, denselben zu beglaubigen, läßt das Aktenstück in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen, so zeigt sich darin doch deutlich, wohin das englische Interesse zielte. Hätte also Johanna nicht den ersten Widerruf gebrochen, von neuem ihre Heiligenerscheinungen kundgegeben und die Männergewandung wieder genommen, wäre sie somit nicht rückfällig geworden, so hätte man sich begnügt, die Feindin Englands in dem bisherigen sichern Gewahrsam zu halten und ihr erpreßtes Geständnis gegen König Karl und für die Sache

Englands auszunutzen. Nach dem Rückfalle war die Angeklagte dem Todesurteil verfallen, die weltliche Gewalt hatte nach gerichtlichem Herkommen nichts weiter zu thun, als die Rückfällige dem Scharfrichter zu überliefern.

Dasselbe Interesse hatten auch Bischof Cauchon, die englisch gesinnten Beisitzer des Prozesses und die Pariser Universität, sie alle mußten auf die gerichtliche Verurteilung und mehr noch auf den Widerruf der Angeklagten, nicht auf den Tod der Nichtgeständigen hinwirken. In dem Kardinal Winchester und in einigen besonders fanatischen Gemütern mag bisweilen religiöser Haß die politische Berechnung überwältigt haben, so daß sie Cauchon Vorwürfe für seine ganz dem englischen Interesse entsprechende Führung des Prozesses machten, zuletzt haben auch sie bedauern müssen, daß man Johanna wohl morden, aber nicht als Betrügerin entehren konnte. Trotz dieses vorwiegenden Gesichtspunktes gingen aber die besonderen Interessen der englischen Regierung und der Rouener Richter keineswegs Hand in Hand, und sehr unwahrscheinlich ist es daher, daß der Zwang der weltlichen Macht den Bischof Cauchon und die ihm am engsten verbundenen Geistlichen zu einer völlig parteiischen Leitung des Prozesses, zur Fälschung der Protokolle, zur Beeinflussung der andern Richter, zur Unterschiebung einer dem aktenmäßigen Wortlaut nicht entsprechenden Abschwörungsformel und zur Täuschung der um ein Gutachten ersuchten Pariser Universität getrieben habe.

In den letzten Dezennien des 14. Jahrhunderts zu Reims geboren, hatte Pierre Cauchon in Paris Theologie studiert, war 1403 Rektor der dortigen Universität geworden und spielte dann in der Zeit des Schisma eine hervorragende Rolle. Ein entschiedener Gegner Roms, hielt er an dem nationalfranzösischen Papsttum in Avignon fest und suchte durch energisches Eintreten für die kirchliche Reform sowohl die Stellung der Kirche in den Augen der Weltlichen zu heben, als auch der verderblichen Allgewalt der Kurie entgegenzuwirken. In politischer Hinsicht schloß er sich der burgundischen Partei in Frankreich an und verteidigte auf dem Konstanzer Konzil sogar den Mord, welchen Johann der Unerschrockene an Herzog Ludwig von Orleans begangen hatte. Dieses enge Verhältnis zu den burgundischen Herzögen machte ihn zum Partei-

gänger Englands, seitdem der Racheakt an Johann von Burgund dessen Sohn Philipp zur Bundesgenossenschaft mit den britischen Königen geführt hatte. Doch brachte es ihn in ein feindliches Verhältnis zu dem Kanzler der Pariser Universität, dem berühmten Gerson, welcher jene Mordthat Johanns scharf bekämpft hatte, und damit zur Universität selbst; er blieb ferner auch nach der Beseitigung des Schisma und der Abdankung des Papstes in Avignon noch Schismatiker und Feind Roms. Als solcher konnte er an Bedfords romfreundlicher Haltung so wenig Gefallen finden, wie an Karls VII. Nachgiebigkeit gegen Rom, und wenn er noch ferner zu England hielt, so leitete ihn der Gedanke, daß den Selbständigkeitsgelüsten des schismatischen französischen Klerus weniger Widerstand von Herzog Bedfords Seite, als von dem zur Herrschaft Frankreichs wieder gelangenden König Karl begegnen würde, zudem war für den Anhänger Burgunds nur auf englischer Seite Raum. Diese Parteistellung kostete ihm sein Bistum Beauvais, seine Anhänger wurden dort verfolgt, doch Herzog Bedford hatte ihm zur Entschädigung eine englische Ratsstelle in Rouen gegeben. Dorthin waren Bedford und Winchester gegangen, nachdem sie Paris dem Herzog von Burgund, dem englischen Generallieutenant, überlassen hatten; auch König Heinrich VI. war Ende Juli 1430 dort eingetroffen und blieb bis 20. November daselbst, um dann Rouen mit Paris zu vertauschen. In dieser Zeit (Oktober 1429 bis November 1430) suchte nun Cauchon bei Bedford, wie bei dem unmündigen englischen Könige für seine ehrgeizigen Zwecke zu wirken. Der Erzbischofsitz von Rouen war 1430 vakant geworden, indem das Rouener Kapitel den zum Kardinal ernannten bisherigen Inhaber nicht mehr anerkannte und Bedford gegenüber seinen Willen durchsetzte, trotzdem manche seiner Mitglieder wegen ihrer angeblichen nationalen Gesinnung entfernt und durch Parteigänger Englands ersetzt waren. Durch Bedfords Einfluß erhielt schließlich der Rouener Erzbischof Besançon, Bedford selbst wurde Kanonikus in Rouen und bahnte in seiner wohlberechneten Milde sich den Weg zur Versöhnung mit dem widerspenstigen Kapitel. Von ihm hoffte Cauchon den vakanten erzbischöflichen Sitz in Rouen zu erhalten, aber er verrechnete sich, noch am 13. Januar 1431, an welchem Tage Bedford Rouen verließ, war die geistliche Würde unbesetzt. So

konnte denn Cauchon am 9. Januar 1431 den Prozeß gegen Johanna nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Rouener Kapitels beginnen, mußte auch Nicolas Loiseleur sowie Jean de la Fontaine als Vertreter desselben unter die Zahl der Beisitzer aufnehmen. Man kann sich denken, daß Bischof Cauchon nicht von allzufreundschaftlichen Gefühlen gegen die englische Regierung bewegt war, als er den Prozeß zu leiten begann. Aber auch Loiseleur und die andern sonst noch zum Prozeß herangezogenen Rouener Geistlichen waren der erzbischöflichen Frage wegen Gegner Bedfords, auch sie dienten den Zwecken der englischen Politik nur, soweit ihr eigenes Interesse das forderte. Geschickt hatte Cauchon es vermieden, Paris zum Schauplatze des Prozesses zu machen, denn er fürchtete sowohl die dort vorhandenen nationalen Sympathien, wie auch die Abneigung der Anhänger und Freunde des am 12. Juli 1429 verstorbenen Gerson. Doch behielt die Universität, welche am 21. November vergebens Cauchon aufgefordert hatte, den Prozeß in der französischen Hauptstadt zu führen, immerhin einigen Einfluß auf die Verhandlungen, sie deputierte Thomas de Courcelles, ihr angesehenstes Mitglied, nach Rouen und scheint auch eine Vorlegung der Prozeßakten sich ausbedungen zu haben, wenigstens sieht man nicht recht, aus welchem andern Grunde Cauchon die zwölf Angeklageartikel gegen Johanna nach Paris gesandt habe. Cauchon verdankte seinen Vorsitz dem Einflusse Bedfords, der ihn für das verlorene Bistum und das nicht erhaltene Erzbistum versöhnen, auch auf den treuen Parteigänger Burgunds Rücksicht nehmen mußte und dem englischen Rate in Rouen, der halb aus Geistlichen, halb aus Laien bestand. Sein Vorwand, Johanna sei in seiner Diözese Beauvais gefangen genommen, er daher ihr geistlicher Richter, würde natürlich auf die englische Regierung keinen Eindruck gemacht haben, auch wenn er der Wirklichkeit entsprochen hätte. Neben ihm hatten Jean Lemaître, Vizeinquisitor und Stellvertreter des Großinquisitors für Frankreich, Graverend, Thomas de Courcelles, Vertreter der Pariser Universität, der gerichtliche Ankläger Joseph d'Estivet, der Untersuchungsrichter Jean de la Fontaine und Nicolas Loiseleur als Deputierter des Rouener Kapitels den Haupteinfluß, dagegen waren die Gerichtsschreiber Guillaume Colles und Manchon, sowie Jean Massieu, der etwa die Stellung eines Gerichtsvollstreckers inne hatte, wenig bedeutungs-

voll. Von den sonstigen Beisitzern, deren Zahl zwischen 38 und 53 schwankte, kommt später noch Jean Beaupère, Magister der Theologie, welcher vom 22. Februar 1431 an das Verhör leitete, zu hervorragenderer Bedeutung. Die Einwirkung der Inquisition bei diesem Prozeß ist eine verhältnismäßig geringe, weil es sich hier weniger um die Reinheit des Glaubens und das Interesse der Kirche, als um die Zwecke der Gegner Karls VII. handelte und weil die Inquisition überhaupt nicht rechtlich anerkannt war, sondern nur bei politisch-religiösen Prozessen als beratende und mitwirkende Behörde herangezogen wurde, wie z. B. schon beim Templerprozeß geschehen war.

Diese Hauptteilnehmer waren unter sich so wenig einig und ein ausschlaggebender Einfluß Cauchons so wenig vorhanden, daß an eine abgekartete, auf Johannas Verurteilung berechnete Prozeßführung gar nicht zu denken ist. Cauchon handelte nach politischen Motiven und wollte Johanna selbst, wie Karl VII. durch den Widerruf der Angeklagten ächten; die ihm zur Seite sitzenden Dominikaner, Lemaître und andere hatten aber das Glaubensinteresse vor allem im Auge, und suchten nur in diesem Sinne den Widerruf zu erzwingen, während Courcelles selbst vor Anwendung der Folter nicht zurückscheute. Es gab aber auch Beisitzer, die Johannas Freisprechung erzielen wollten, namentlich Ysambert de la Pierre und Jean de la Fontaine, die ihr später den Gedanken einer Appellation an Papst und Konzil einflößten, und Martin Ladvenu, der ihr wohlmeinende Ratschläge gab. Auch die Gerichtsschreiber lebten mit Cauchon in Zwist wegen der Abfassung der Protokolle, manche Beisitzer zogen sich, unzufrieden mit seiner Prozeßleitung, von den Verhandlungen zurück. Es bestand also zwischen dem Vorsitzenden und den Beisitzern nur das eine gemeinsame Interesse, daß sie Johannas Widerruf und somit deren Rettung vom Feuertode wollten. Cauchon aber hielt eine schlau berechnete Milde im Verein mit scharfer und selbst spitzfindiger Inquirierung der Angeklagten für zweckdienlich, andere hielten diese Art der Untersuchung für eine Härte gegen das einfache, unerfahrene Landmädchen, während Courcelles und zwei seiner Genossen, in der Angeklagten nur eine Ketzerin sehend, nicht allein rücksichtslose Untersuchung, sondern auch den Zwang der Tortur forderten[42].

Eigentümlich ist es, daß verschiedene der Hauptteilnehmer an der Prozeßleitung, obwohl sie Johanna zur Ketzerin machen wollten [43]), doch selbst Ketzer nach römischem Begriffe waren. Denn außer Cauchon und Courcelles waren noch Jean Beaupère, Guillaume Erard, Nicolas Midi offene Gegner des Papstes und Schismatiker nach Beilegung des Schisma, manche andere werden ebensowenig ihre früheren nationalfranzösischen Bestrebungen dem Dienste des römischen Bischofs unterworfen haben. Die Universität Paris war noch von Gersons kühnem und freiem Geiste erfüllt, hielt an dem Grundsatze fest, daß das Konzil über dem Papste stehe und wünschte ebenso eine sittliche und religiöse Reform des Klerus, wie eine Beschränkung der Allgewalt der Kurie. Wer nun in dem vielgeschmähten Schisma nur den Gegensatz der nationalkirchlichen Richtung gegen die antinationale des römischen Papsttums sieht, der von der französischen Geistlichkeit wohl verstanden und im Bunde mit dem energischen Königtum Frankreichs geltend gemacht wurde, wer ebenfalls die Unterjochung der kirchlichen Gewalten unter die päpstliche Souveränität und das gewissenlose, käufliche Treiben der damaligen römischen Kurie für die Krebsschäden der Kirche hält, wird in diesen Männern die mutigen Vorkämpfer religiöser Freiheit, nicht fanatisch-beschränkte Ketzerrichter erblicken. Aber Schismatiker pflegen gegen Abweichungen von der hergebrachten Glaubensnorm und religiösen Denkweise nicht minder unbarmherzig zu sein, als die römischen Orthodoxen, weil sie vor allem den Schein meiden müssen, daß sie nicht nur gegen das Papsttum, sondern auch gegen die katholische Kirche sich auflehnen. Daher war es eine naturgemäße Konsequenz, daß die französischen Schismatiker gegen eine exaltierte Schwärmerin vorgingen, die gegen den „katholischen Glauben" zu sündigen und außerhalb desselben zu stehen schien. Die Heiligenerscheinungen und Offenbarungen der Jungfrau waren an sich noch kein Grund, diese als Ketzerin zu erklären, denn wie oft hatte die Kirche ähnliche Personen zu Heiligen erhoben und die ganze Christenheit ihnen abergläubische Verehrung gewidmet! Doch in Rouen mischten sich politische Rücksichten in die rein kirchlichen Gesichtspunkte, im Sinne der englisch-burgundischen Parteirichtung mußten Johannas Visionen als Gaukelspiel gebrandmarkt, die Jungfrau zur Betrügerin gemacht werden. Neben dem ursprünglichen Vorwurfe des praeter et con-

tra fidem catholicam“ tritt dann im Verlaufe des Prozesses die Anklage wegen der „fictae revelationes et apparitiones“ als entscheidendes Moment auf, nicht der Ketzerin allein, sondern mehr noch der Betrügerin wird der Prozeß auf Tod und Leben gemacht. Ein Recht, über Johanna als Richter zu sitzen hatte niemand, denn entweder war sie als Kriegsgefangene in lebenslänglichem Gewahrsam zu halten oder gegen Lösegeld freizugeben, oder sie war als Ketzerin in erster Instanz dem Urteile des Erzbischofs von Reims, des Metropoliten der französischen Kirche, in zweiter dem des Papstes zu überliefern. Was ging die Pariser Universität, das Rouener Kapitel, den Bischof von Beauvais eine Ketzerin an, die zur Diözese Toul gehörte, was hatte die Inquisition, welche in Frankreich nicht einmal rechtlich anerkannt war, sich um sie zu bekümmern? In der That hat auch der Vizeinquisitor Lemaître Bedenken gegen seine Kompetenz erhoben, in einem Prozeß der Diözese Beauvais, der auf fremdem Gebiete in Rouen mit Genehmigung des dortigen Kapitels geführt werde, mitzuwirken und sich trotz des Auftrages seines Vorgesetzten ziemlich passiv verhalten. Aber wieder hemmten politische und persönliche Bedenken den Lauf des Rechtes. Der Erzbischof von Reims, als Anhänger und Ratgeber Karls VII., würde natürlich die Angeklagte freigesprochen haben, auch der Papst hätte schwerlich den allerchristlichen König durch die Verurteilung seiner Beschützerin sich zu entfremden gewagt. Sollte einmal in Rouen nicht nur Johanna, sondern vor allem Karl VII. gerichtet werden, so mußte die Jungfrau ihren zuständigen Richtern entzogen werden. Doch erbot man sich im Verlaufe des Prozesses, wenigstens das Zeugnis des Erzbischofs von Reims einzuholen, was Johanna selbst vereitelte, indem sie auf dem persönlichen Erscheinen dieses Kirchenfürsten, das in einer feindlichen Stadt doch unmöglich war, bestand. Auch das Zeugnis einiger nationalgesinnter französischer Kleriker und der Kirche von Poitiers schlug man der Angeklagten als Entlastungsmittel vor, sie lehnte auch dies mit der Forderung ab, das Gericht solle zur Hälfte aus Anhängern Karls, zur Hälfte aus dessen Gegner bestehen. Ihre Berufung auf das Urteil der Universität von Poitiers blieb unberücksichtigt, weil sie eine mündliche Befragung dieser Geistlichen und Juristen verlangte, die selbstredend für die Rouener Richter große Schwierigkeiten und Be-

denken gehabt hätte. Unter diesen Umständen konnten die Verhandlungen in Rouen weder parteilos, noch rechtlich kompetent sein und die spätere Aufhebung des Verdammungsurteiles war eine durchaus gerechtfertigte; anders stellt sich die Frage, ob der Gang des Prozesses selbst von dem gerichtlichen Herkommen abweichend gewesen ist. Wir müssen dies verneinen, wenn wir die für Ketzerprozesse geltenden Bestimmungen in Rücksicht ziehen. Man hat den Richtern zum Vorwurf gemacht, daß sie zwar Erkundigungen über Johanna einzogen, aber keine Zeugen zitierten, doch war das Zeugenverhör bei Ketzerprozessen ein geheimes. Nach dem später erschienenen Malleus maleficorum kann der Inquisitor zur Verfolgung der Häresie auch ohne Zeugenbefragung vorgehen, wenn sein Ohr von der öffentlichen Stimme getroffen wird; nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieser willkürliche Rechtsgrundsatz schon im Jahre 1430, also 54 Jahre vorher, bestanden hat [44]). Die öffentliche Vermehrung der Zeugen hätte die ungünstig über Johanna Aussagenden der Rache König Karls preisgegeben und vielleicht ihre Angaben beeinflußt, schon aus diesem Grunde war eine Zitation derselben für die Rouener Richter unmöglich. Wie weit sich diese Befragungen erstreckt haben und ob sie ohne politische Parteirücksicht vorgenommen sind, ist aus den Prozeßakten nicht zu ersehen, jedenfalls aber fanden sich unter den Vernommenen auch böswillige Gegner Johannas, wie denn einer ihren Brief an den schismatisch gesinnten Grafen Armagnac auslieferte und dadurch ihre katholisch-rechtgläubige Gesinnung in Zweifel stellte. In der Natur der Sache liegt es, daß gegen die von der Inquisition Angeklagte sich der Aberglaube der Zeit in einem für sie mißgünstigen Sinne regte, daß ihre Feinde sich hervordrängten, ihre Freunde sich zurückhielten oder nicht offen aussprachen; unwahrscheinlich ist es daher, daß das Vorverhör, wie später beim Rehabilitationsprozeß, fast nur entlastende Momente geliefert hat. Die Richter handelten daher keineswegs unkorrekt, wenn sie auf diese Zeugnisse wenig Wert legten und sich auf Grund der eigenen Aussagen Johannas ein Urteil bildeten. Auch die Versagung eines Advokaten hat man als Beweis für die Parteilichkeit der Richter geltend gemacht, doch war die Wahl desselben nach bestehendem Rechte ganz in die Hände des Gerichtshofes gegeben und eine gewisse Vergünstigung für die Angeklagte liegt schon darin,

daß man ihr die Auswahl eines Verteidigers unter den Teilnehmern der Prozeßverhandlung, die doch keineswegs alle ihre unbedingten Gegner waren, zugestand. Wenn Johanna einen Advokaten ablehnte, weil sie sich auf den Rat ihrer Heiligen mehr, als auf menschliche Weisheit verließ, welcher Vorwurf kann ihre Richter treffen? Man versagte ihr keineswegs geistliche Ratgeber und wählte hierbei diejenigen, welche zur Milde gegen die Angeklagte neigten, wie jenen Ysambert de la Pierre, der ihr die Berufung an das Baseler Konzil als Rettungsmittel eingab. Möglich, daß dieser und andre Berater Johannas von Cauchon und den Engländern bedroht sind, wenn schon wir für diese Thatsache nur die Zeugnisse der betreffenden Geistlichen, die im Rehabilitationsprozeß ihrer Teilnahme an den Rouener Verhandlungen den Schein einer ausschließlich Johanna-freundlichen Richtung geben wollten, haben. Immerhin hat es der Angeklagten an juristischen Ratschlägen, ja an offener Aufmunterung und Unterstützung während ihres Verhöres nicht gefehlt [45]). Daß andrerseits ein Spion sich mit Cauchons Wissen zu ihr eingeschlichen habe und geheim versteckte Schreiber ihre Aussagen gefälscht hätten, wird im Rehabilitationsprozeß fast nur von dem Notar Manchon behauptet und steht mit den Angaben, welche andere Rehabilitationszeugen über die Prozeßführung machen, nicht in Einklang. Zudem sind Manchons Aussagen über diesen angeblichen Spion von denen andrer Zeugen (Boisguillaume) abweichend und mit sich selbst nicht übereinstimmend [46]). Wollten wir auch diese Spionage für beglaubigte Thatsache ansehen, so entspräche sie doch dem Herkommen der Inquisitionsprozesse, wie denn auch gegen die ketzerischen Albigenser ein ähnliches Trugspiel angewandt ist [47]). Die Fälschung der Prozeßaussagen Johannas werden wir auf das vereinzelte Zeugnis Manchons, der im Rehabilitationsprozeß sich augenscheinlich auf Kosten des verstorbenen Cauchon selbst zu rehabilitieren sucht, nicht für erwiesen halten.

Ebenso müssen wir der herkömmlichen Ansicht widersprechen, daß das Verhör Johannas in einer Weise geführt sei, die von der bei Ketzerprozessen üblichen abwich. Man darf eben nicht vergessen, daß die Richter in Rouen nicht nur unter dem Banne des mittelalterlichen Aberglaubens standen, sondern auch von dem barbarischen Kirchenrecht und den ebenso brutalen Prozeßformen jener Zeit ab-

hängig waren. Unter diesem Gesichtspunkte werden die an Johanna gerichteten Fragen, welche für uns den Eindruck des Schikanösen und absichtlich Verwirrenden machen, erst verständlich. So forderte man von ihr genaue Beschreibungen der Heiligen, welche ihr erschienen waren, um festzustellen, ob dieselben Ähnlichkeit mit den bildlichen Darstellungen in den Kirchen hätten. Gewiß that die Angeklagte das Richtige, wenn sie hierauf mehrfach ausweichend und ungenau antwortete, aber für die Richter mußte an speziellen Schilderungen gelegen sein, auf deren Grund sie erst über die „fictae revelationes et apparitiones“ sich entscheiden konnten. Immerhin sagte Johanna genug, um ihre Richter in dieser Meinung zu bestärken, sie gab doch zu, daß sie die heilige Katharina und Margareta umarmt und deren guten Geruch wahrgenommen habe, daß die ihr erschienenen Heiligen mit denen im Paradiese identisch seien, und andere. Auch die Frage, warum sie zur Beichte gegangen, wenn sie ihres Heiles sicher zu sein glaube, lag den Richtern ebenso nahe, wie Johannas Antwort, sie meine, daß niemand sein Gewissen rein halten könne, zwar klug ausweichend, aber keineswegs befriedigend war. Ähnlich sind die andern Befragungen, z. B. ob sie im Zustande der Gnade sei, ob sie die Siegeshoffnung auf ihre Fahne oder auf ihre eigene Person gesetzt, ob sie den Soldaten versprochen habe, die Geschosse der Feinde abzulenken, ob die heilige Katharina und Margareta die Engländer haßten und die Franzosen liebten, ob sie selbst den Mord Johanns von Burgund billige u. s. w. Alle diese Fragen ergaben sich aus der Natur des religiös-politischen Prozesses von selbst, man kann in ihnen nicht ausschließlich arglistige Versuche sehen, der Angeklagten Fallen zu stellen. Von großer Schlauheit zeigen Johannas Antworten, fast möchten wir die Ratschläge ihres Beichtvaters und der anderen geistlichen Seelsorger, die ihre Rettung, nicht ihr Verderben anstrebten, darin erkennen. So sagte sie, wenn sie nicht in der Gnade Gottes wäre, wolle sie Gott bitten, sie darin zu versetzen, wäre sie darin, sie zu erhalten, daß sie die Siegeshoffnung auf Gott allein gesetzt habe, daß sie ihren Mitstreitern nur Furchtlosigkeit angeraten, aber nicht die Geschosse abzuwenden versprochen habe, denn sie selbst und viele zu ihrer Seite seien verwundet worden, daß sie nicht wisse, ob die beiden heiligen Frauen die Seelen der Engländer hassen, daß die

Mordthat an Johann ein großes Unglück für Frankreich gewesen, sie selbst aber zur Rettung König Karls und zur Vertreibung der Engländer von Gott gesandt sei. Wohl mag einer von den Beisitzern nach dem andern mit diesen Fragen auf Johanna eingestürmt sein, so daß sie gebeten hat, es möchten nicht alle zu gleicher Zeit sprechen, andrerseits sind ihr doch aber Ruhepausen bewilligt worden und den Eindruck der Überstürzung oder Erschöpfung machen ihre wohlerwogenen, schlau berechneten Antworten keineswegs. Man hat gegen die Prozeßakten den Vorwurf der Einseitigkeit, ja der Fälschung erhoben und Cauchon beschuldigt, daß er die Notare verhindert habe, das für die Angeklagte Günstige aufzunehmen. Aber auch die spätern Aussagen der im Rehabilitationsprozeß vernommenen Teilhaber des ersten Prozesses geben dafür keinen genügenden Anhalt. Es kommen für diese Frage die Zeugnisse des Notars Manchon und des Rouener Kanonikus Massieu in Betracht, aber das erstere ist keineswegs bestimmt und unzweideutig, zudem die Wahrheitsliebe des Zeugen nicht über jedes Bedenken erhaben: Massieu ist sogar ein sittlich zweifelhafter, disziplinarisch gemaßregelter Geistlicher, dessen Aussagen mit Vorsicht und Vorbehalt aufzunehmen sind [48]). Diesen beiden gegenüber bekundet Thomas de Courcelles, in dessen Interesse es doch lag, sein gehässiges Verhalten gegen Johanna durch ungünstige Aussage über Cauchon wieder gut zu machen, daß die Angeklagte sich über die Art des Verhöres nicht beklagt habe. Andre Zeugen des Rehabilitationsprozesses, z. B. Nicolas Faquel, ein höherer Geistlicher, und Andreas Macquerie, Archidiakonus in Rouen, bestreiten, daß Cauchon irgend welchen parteiischen Einfluß auf das Verhör und die Protokollabfassung geübt habe. Diese Zeugnisse fallen umsomehr ins Gewicht, als der Vorsitzende des ersten Prozesses selbst von seinen ihn überlebenden Verwandten aus Furcht vor dem Johanna freundlichen Papst Kalixt III. und vor König Karl VII. preisgegeben wurde und der Zweck des von der Kirche und dem Königtum autorisierten Rehabilitationsprozesses nicht nur auf Johannas Freisprechung, sondern auch auf Cauchons Verdammung hinzielte.

Wir haben von den Prozeßakten allerdings großenteils nur Courcelles lateinische Übertragung, die in fünf Kopien angefertigt wurde und in dreien erhalten ist, aber ein Vergleich derselben mit

den teilweis noch vorhandenen französischen Aufzeichungen der Notare zeigt keine wesentlichen Verschiedenheiten [49]). Die Fälschung der letztern kann aber auf Manchons unbestimmtes Zeugnis hin nimmermehr als Thatsache angesehen werden, wir dürfen also annehmen, daß die Aussagen Johannas und der Gang des Verhöres in der Hauptsache richtig wiedergegeben sind.

Der Eindruck, den der objektiv Urteilende von Johannas Benehmen im Prozeß auf Grund dieser Akten sich bilden muß, ist ein geteilter. Einmal bewundern wir ihren unerschütterlichen Mut und ihre unverzagte Hoffnung auf Gott und die Heiligen und erkennen mit Wärme ihre Hingebung an König Karl an, über den sie nähere Aussagen mit besonderer Hartnäckigkeit verweigerte, andrerseits aber befremdet uns ihre übertriebene Widerspenstigkeit auch in Dingen, die mit dem Glauben an ihre göttliche Berufung nichts zu thun hatten. So verweigerte sie die Wiederholung des am 21. Februar geleisteten Eides, der nur das „quoad processum", nicht ihre „revelationes" betraf und gab auch bei gleichgültigen Fragen halbe und unbestimmte Antworten. Nicht einmal ihr Alter giebt sie genau an, über ihre Thätigkeit im väterlichen Hause macht sie widersprechende Aussagen, über die Frage ihres Hasses gegen die Burgunder geht sie in wenig aufrichtiger Weise hinweg. Auch an Ableugnungen und Erfindungen fehlt es in ihren Aussagen nicht. So will sie von dem Briefe an Graf Armagnac nichts wissen, trotzdem ihr der Inhalt desselben schwerlich unbekannt oder entfallen sein konnte, auch ihr Schreiben an die Engländer bestreitet sie in einzelnen wohlbeglaubigten Wendungen. Dann erfindet sie eine erbauliche Geschichte von ihrer Beglaubigung in Chinon, wobei sie nicht nur den höchsten Prälaten Frankreichs, sondern auch die Engel des Himmels mit freiester Phantasiebildung agieren läßt, um dieses Märchen alsbald zu widerrufen. Auch sonst kann ihren Ausreden nicht immer Glauben geschenkt werden. So war sie von den Richtern aufgefordert worden, sich der „ecclesia militans" zu unterwerfen und hatte eine halbe Zusage, die ihre Offenbarungen und Erscheinungen in der Hauptsache ausschloß, gegeben. Dieser Begriff mochte in seinem Gegensatz zur „ecclesia triumphans" dem Verständnis des ungebildeten Bauernmädchens fern liegen, auch hatten die Richter sie im Unklaren gelassen, ob ihre Unterwerfung unter Papst und

Geistlichkeit oder unter den Rouener Gerichtshof gefordert wurde, aber ihre geistlichen Berater haben sie sicherlich darüber aufgeklärt, daß es sich um die letztere handelte. Demzufolge muß ihre spätere Aussage, sie habe nur eine Appellation an Papst und Konzil im Sinne gehabt, als eine nicht aufrichtige Wendung angesehen werden.

Auch der Inhalt der Abschwörungsformel kann ihr nicht so unverständlich gewesen sein, daß sie ihren Rückfall mit der Entschuldigung, sie habe Dinge widerrufen, welche ihr unverstanden geblieben seien, begründen durfte. Schon ihre fortwährende Versicherung, sie wisse von Vorfällen nichts, die ihr nicht unbekannt sein konnten und die sie dann in unbestimmter und ungenauer Weise zugab, mußte die Richter in dem Glauben bestärken, daß sie in der Angeklagten eine hartnäckige Leugnerin vor sich hatten. Geradezu erbittert werden mußte der Gerichtshof durch ihr eigenwilliges Beharren bei der männlichen Tracht, die sie nur während der Messe mit der weiblichen zu vertauschen versprach, durch ihre wiederholte Versicherung, entfliehen zu wollen, sobald sie könne, durch ihren unzweideutig kundgegebenen Haß gegen die Engländer, durch ihre kecken Drohungen wider die Richter, denen sie Gottes Strafe verhieß. Mehr als Cauchon, Courcelles und ihre schlimmsten Gegner hat somit Johanna selbst zu ihrem Verdammungsurteil beigetragen und sowohl dem echt mittelalterlichen Aberglauben an den höllischen Ursprung ihrer Offenbarungen, wie der verständigeren Meinung, daß ihre Erscheinungen und himmlischen Aufträge erdichtet seien, Nahrung gegeben. Wie wenig die Jungfrau auch Vertrauen und Achtung gegen ihre Richter hegen konnte, sie mußte aus den wiederholten Versuchen, sie durch Widerruf vor dem Tode zu retten, aus der Unterlassung der Folterqual und aus andern auf ihre Rettung berechneten Maßnahmen ersehen, daß nicht alle Mitglieder des Gerichtshofes ihr Verderben beabsichtigten und demnach ihren kecken Trotz aufgeben, noch ehe der Anblick des schrecklichen Todes ihr vor Augen trat. Daß ihr Glaube an die Heiligen doch kein beständiger gewesen, giebt sie mehrfach zu. Ohne deren Befehl ist sie auf Wunsch der französischen Edelleute, d. h. Alençons und seiner Parteigenossen, gegen Paris vorgerückt, gegen den Willen der heiligen Katharina hat sie einen Fluchtversuch aus dem Kastelle Beaurevoir gemacht. Ihre offene Verletzung des väter-

lichen Willens, als sie heimlich nach Vaucouleurs aufbrach, mag durch den Glauben an ihre göttliche Mission entschuldigt werden, aber ihre Prahlerei mit den drei erlauchten Söhnen, die ihr entsprießen würden, zeigt nur, wie sehr der selbstvergötternde Hochmut sie beherrschte und stimmt zu dem idealen Bilde, welches die herkömmliche Geschichtschreibung von ihr entworfen hat, durchaus nicht. Ihren felsenfesten Glauben an ihre Mission hat sie auch vor den Richtern so entschieden bezeugt, daß die Meinung, sie sei eine Gauklerin gewesen, nimmermehr in uns aufkommen darf, aber ihr Widerruf aus Todesfurcht zeigt doch, daß ihr hohes Ideal nicht den stärksten Proben widerstand. Ihr Rückfall verstärkt nur das Schwankende ihres Charakterbildes und ihr Benehmen vor dem Gerichtshofe stellt ihrer strengen Wahrheitsliebe und sittlichen Festigkeit kein unbedingt günstiges Zeugnis aus. Ein schlau berechnendes Mädchen, das sich auf das Sprichwort berief, man hänge die, welche die Wahrheit sprächen, und eine bis zur Unzartheit und Unweiblichkeit exaltierte Schwärmerin, nicht eine fleckenlose Heilige, auch nach dem relativ menschlichen Maßstabe gemessen, erblicken wir in der Angeklagten.

Langsam, förmlich und schleppend war der Lauf der damaligen Prozesse; kein Wunder daher, daß Cauchon und seine Amtsgenossen vom 9. Januar bis 21. Februar Vorberatungen hielten, zuerst in engerem Kreise, dann mit Zuziehung einer größern Anzahl Beisitzer, daß das Verhör der Angeklagten erst öffentlich, darauf vom 10. bis 17. März in ihrem Kerker, sich fast 5 Wochen hinzog und nicht vor 26. März der processus ordinarius begann. Ermüdet von den langen Sitzungen zogen sich manche Beisitzer zurück, dies gab dann dem späteren Gerede Anlaß, daß Cauchon die ihm nicht willfährigen Kollegen zurückgeschreckt oder widerrechtlich ausgeschlossen habe. Doch wurde niemand die Teilnahme verwehrt, Cauchon zog sogar noch Rechtsgelehrte als Sachverständige hinzu, die Protokolle wurden von drei Schreibern aufgezeichnet und nach jeder Sitzung gemeinschaftlich redigiert. Der inquirierende Richter wechselte. Nachdem Cauchon am 21. Februar den Prozeß eröffnet hatte, beauftragte er erst Beaupère, dann vom 9. März an de la Fontaine mit dem Verhör Johannas. Wir kennen die Hauptpunkte desselben und Jo-

hannas klug ausweichendes Benehmen, am 24. März wurde ihr das Protokoll über ihre Aussagen verlesen, sie machte nur geringfügige Einwendungen. Ihr Wunsch, zur Messe gelassen zu werden, scheiterte an ihrer Weigerung, das männliche Gewand für immer abzulegen, nur ein langes Gewand, wie es die Bürgerstöchter trügen, wollte sie sich während der kirchlichen Handlung aufnötigen lassen. Warum beharrte sie so eigensinnig auf der ungewöhnlichen Tracht? Sie hat später gesagt, unter Männern sei es hier anständiger erschienen, Männergewand zu tragen; über Bedrohungen ihrer Keuschheit wissen dagegen, von einem durch Warwick verhinderten Versuche abgesehen, nur Rehabilitationszeugen mit scheinbarer Übertreibung zu reden, auch war Warwicks und der Herzogin von Bedford Schutz ja ein sichereres Rettungsmittel, als die Männerkleidung. Zwischen rohen Scherzen der sie Tag und Nacht bewachenden Soldaten und direkten Vergewaltigungen muß man doch wohl einen Unterschied machen, die ersteren sind wahrscheinlich genug, die letzteren wären Graf Warwicks Verbote gegenüber doch allzu gewagt gewesen. Sehr verdächtig klingt die Angabe ihres Beichtvaters, ein englischer Lord habe sie nach der Wiedernahme ihrer weiblichen Tracht überfallen, aber vor den Schlägen der derben Bauerndirne den Rückzug antreten müssen. Welchen Zweck hätte diese Brutalität gehabt, nachdem der Widerruf der Angeklagten, das Hauptziel des Prozesses, erreicht war, und glaubt man, daß der hohe Herr sich zur Befriedigung seiner Lüste gerade diejenige ausgewählt hätte, welche er nach mittelalterlicher Anschauung entweder für ein Kind der Hölle oder für eine Heilige halten mußte? Wahrscheinlich beharrte also Johanna bei der weiblichen Tracht auf Gebot ihrer „Stimmen". Aus den Protokollaufzeichnungen hatten Cauchon und Lemaître 11 Anklagenartikel redigiert, die der Gegenstand vieler Verhandlungen wurden. Sie fanden nur den Beifall eines sehr geringen Teils der Beisitzer, mußten teils stark verändert, teils umgeformt werden, ein zwölfter wurde sogar neu hinzugefügt. Auch so enthielten sie noch manches Willkürliche und Ungenaue, indessen trägt Johanna durch ihre widersprechenden und ausweichenden Antworten, durch ihre halben Geständnisse und halben Verschweigungen einen Teil der Schuld. Diese Angeklageartikel wurden an die Pariser Universität, an das Rouener Kapitel und

anderswohin gesandt; daß Cauchon dabei nur die ursprüngliche Form vorgelegt habe, ist wenig wahrscheinlich, da auch die Umarbeitung noch des Gravierenden genug enthielt. Von den eingezogenen Gutachten waren nur wenige der Angeklagten günstig, namentlich sprach sich der Bischof von Avranches gegen die Verwerfung ihrer Offenbarungen und Erscheinungen aus, ein anderer forderte, daß die Artikel Johanna vorgelesen und an den Papst zur Revision gesandt würden. Wir wissen, daß der Gedanke der Appellation nach Rom der Jungfrau schon früher von ihren geistlichen Beratern, namentlich von Ysambert und selbst von Jean de la Fontaine, dem Mitvertreter des Rouener Kapitels, nahegelegt wurde, aber daß diese Forderung der Angeklagten unberücksichtigt geblieben war, da Cauchon und die andern Schismatiker von einem Eingreifen des Papstes nichts hören wollten. Auch diesmal blieb das rechtlich begründete Verlangen unbeachtet und das Gutachten des Bischofs von Avranches wurde sogar totgeschwiegen. Dagegen nahm man eine Wendung des Urteils der Pariser Universität mit kluger Berechnung wahr, um den Widerruf zu erzielen. Die Hochschule hatte nämlich ihr verwerfendes Urteil über Johannas Offenbarungen und Erscheinungen davon abhängig gemacht, daß die Jungfrau mit vollem Bewußtsein hartnäckig bei ihren Aussagen bleibe. Die juristische Fakultät im besondern hatte gefordert, daß Johanna, wenn sie sich der Kirche nicht unterwürfe, vor ein weltliches Gericht gestellt werde, offenbar das einzig Berechtigte, da ihre geistlichen Richter völlig inkompetent waren. Man ging hierauf nicht mehr ein, denn wie konnte man den ganzen Prozeß in Frage stellen und den lang ersehnten Widerruf der Angeklagten noch weiter hinausschieben? Johannas körperliche und seelische Leiden, das Irrewerden an ihren seltener redenden „Stimmen" und die vergebliche Hoffnung auf die von den Heiligen verheißene Befreiung aus der Kerkerhaft, hatten die kräftige Konstitution der Jungfrau in ernste Zerrüttung gebracht, welche Johannas Argwohn und der Klatsch späterer Zeit aus einem Vergiftungsversuche Cauchons herleiteten. Man benutzte diesen mit der Osterwoche eintretenden Zustand, um auf sie einzuwirken. Aber mehrmalige Versuche, selbst die Drohung mit der Folter und der Gedanke, daß sie, ohne die Sakramente zu empfangen, ihrem Leiden erliegen könne, bestimmten sie nicht

zum Widerruf. Für den plötzlichen Todesfall forderte sie Begräbnis in geweihter Erde; sobald sie sich stärker fühlte, erwachten wieder ihre religiösen Visionen. Man scheute sich offenbar, zur Exekution überzugehen, die nicht nur in Frankreich, sondern auch in andern christlichen Ländern viel Unwillen erregen mußte, und entschloß sich daher (23. Mai) noch zu einem letzten Versuch, die Hartnäckige zum Widerruf zu verleiten. Warwick, der als Militär den Mut des tapfern Mädchens ehrte, hatte ihr vorher Auslösung angeboten, wenn sie verspräche, nicht gegen England zu kämpfen, die mißtrauische Jungfrau hielt das für Hohn. Nun machte man ihr das Versprechen, sie in kirchlichen Gewahrsam zu bringen, wandte den ganzen Apparat des Gerichtes und der Exekution an, um sie zu schrecken, ließ den gelehrten Erard eine Bußpredigt in salbungsvollem Pathos halten, die dem geistlichen Herrn eine Zurechtweisung Johannas wegen gehässiger Äußerungen über König Karl eintrug. Noch einmal berief die Angeklagte sich auf Papst und Konzil, man erwiderte, der Papst sei zu weit, sie müsse sich ihren Richtern unterwerfen, von der Berufung ans Konzil nahm man im Protokolle keine Notiz, da sie rechtlich unstatthaft war. So auf der einen Seite den Märtyrertod, auf der andern die Errettung von den englischen Wächtern vor Augen, unterzeichnete sie einen kurzen Widerruf, der einen gedrängten Auszug aus einem viel umfangreicheren, in die Akten aufgenommenen enthielt, aber schwerlich den Charakter der Fälschung trug [50]), indem sie sich von dem englischen Sekretär Calot die Hand zu einem Kreuzeszeichen führen ließ. Bis hierher hatten Cauchon und Genossen nicht anders gehandelt, als Ketzerrichter jener Zeit es thaten; denn, was über die Fälschung der Abschwörungsformel Johannas, über die Differenzen zwischen den 12 Artikeln und den Protokollangaben, über die Auslassung der von der Mehrzahl beschlossenen Änderungen ihnen vorgeworfen ist, beruht auf Manchons und Courcelles' nicht vorurteilslosen Zeugnissen im Rehabilitationsprozeß und wird durch eine frühere Aussage Beaupères und andrer zur Beratung über die 12 Artikel zugelassener Beisitzer überdies entkräftet [51]). Auch daß die Anklageartikel Johanna nicht wörtlich vorgelesen, sondern nur dem Hauptinhalte nach, ohne sie weiter zu befragen, ob sie dieselben anerkenne, mitgeteilt wurden, war in der Praxis des Gerichtsverfahrens begründet, und

daher die Verlesung nur von einzelnen Beisitzern gefordert worden. Ja die Zulassung zum Widerruf war nach so langem Sträuben der Angeklagten eine Vergünstigung, deren politische Gründe wir kennen, die aber nicht nur von manchen Engländern, sondern auch vom Bischof von Noyon gemißbilligt wurde. Eine gewisse Unklarheit dessen, was man Johanna vorwarf, darüber nämlich, ob man in ihr ein Werkzeug der Hölle oder eine religiöse Schwindlerin sah, spricht sich in den Anklageartikeln, wie in der längeren Abschwörungsformel aus, doch zeigt sich dieselbe Verschiedenheit der Auffassung auch in den Gutachten, je nachdem sie mehr das Glaubensinteresse wahrnehmen oder dem englischen Parteiinteresse dienen. Wir dürfen diesen Zwiespalt auch in dem Rouener Gerichtshofe voraussetzen, ihn auszugleichen war für Cauchon und Lemaître so wenig, wie für den Mitredakteur der Artikel, Nicolas Midy, möglich. Einig sind Richter wie Sachverständige in der Verwerfung der Mannestracht, deren Ablegung darum Hauptforderung der Abschwörungsurkunde war, und des unweiblich-kriegerischen Wesens der Jungfrau; auch ihr starkes Nationalgefühl wird gemißbilligt und ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie die beiden heiligen Frauen französisch reden ließe. Man kann ja die „fictae revelationes et apparitiones“ und die Vorwürfe der „nonnulla sortilegia, demonum seu malignorum spirituum incantationes et allocutiones et alia quamplurima fidei nostrae materiam concernentia“, so in Übereinstimmung setzen, daß Johanna auf teuflische Einwirkung hin ihre Erscheinungen und Offenbarungen erdichtete und von kirchlicher Sitte und Glaubensnorm abgewichen sei, aber der Widerspruch zwischen der Annahme des Betruges und der höllischen Einwirkung wird nicht ganz aufgehoben. Für den religiösen Dualismus des Mittelalters war die Jungfrau entweder eine Heilige oder ein Kind der Hölle, erst im Interesse der englischen Politik und aus Haß gegen König Karl ging man zu der vermittelnden Annahme, daß Johanna keins von beiden, sondern eine Betrügerin gewesen sei, über.

War somit das Hauptziel Cauchons und Bedfords, der Widerruf, erreicht, so hatte man der Jungfrau doch einen triftigen Anlaß zur Brechung ihrer Versprechen geboten. Denn das durch Loiseleur ihr zugesagte „kirchliche Gefängnis“ konnte man ihr nicht geben, da doch die englische Regierung sich den „weltlichen Ge-

wahrsam" ausbedungen und Johanna selbst das Auslösungsanerbieten zurückgewiesen hatte. Nun waren allerdings solche unaufrichtige und unerfüllbare Zusagen Kunstmittel der damaligen gerichtlichen Praxis, begreiflich ist es aber, wie enttäuscht und verzweifelt Johanna war, als Cauchon sie in den frühern Kerker zurückzuführen befahl, und wenn die „Stimmen" ihr nun bittere Vorwürfe über ihren Widerruf machten. Immer noch hoffte sie auf die verheißene wunderbare Rettung, die sie in buchstäblichem Sinne verstand, erst vor dem Scheiterhaufen wurde ihr klar, daß nur die Rettung ihrer Seele und das ihr öfter zugesicherte Paradies gemeint sei.

Der Kerker Johannas in der Burg Rouen war dunkel und ungesund, ihre Behandlung eine roh-gefühllose, ihre Nahrung auf das dürftigste beschränkt, sie war an Händen und auch an Füßen gefesselt, da sie von Fluchtversuchen gesprochen hatte, trotzdem aber müssen wir die sich überbietenden Aussagen der Rehabilitationszeugen mit kritischer Vorsicht aufnehmen. Da weiß einer immer mehr und genaueres, als der andere. Ein siebzigjähriger Professor der Theologie, Pierre Migegii, Prior von Longueville, hat von den Fesseln an Händen und Füßen nur gehört, ein Bürger von Rouen dieselben aber mit eigenen Augen gesehen, trotzdem die Gefangene abgesperrt, scharf beobachtet und selbst in ihrem Verkehr mit den geistlichen Beratern überwacht wurde, auch will dieser redselige Zeuge von einem Käfig vernommen haben, in den Johanna gesperrt worden sei. Diesen Käfig dürfen wir umsomehr ins Reich der Phantasie setzen, als ja anderweitig bezeugt wird, daß Johanna während des Nachts auf einem Bette angefesselt worden ist. Eine gewisse Freiheit der körperlichen Bewegung läßt doch auch der heftige Widerstand voraussetzen, mit dem sie den zudringlichen Schneider, wie den Lord zurückwies. Die Grausamkeit ihrer Haft und Behandlung entsprach aber nicht nur dem brutalen Herkommen der Zeit, sondern war auch im besondern durch Johannas beständiges Drohen mit Fluchtversuchen und wunderbarer Rettung durch ihre Heiligen, sowie durch ihren offen kundgegebenen Haß gegen die Engländer verschuldet. Dieses zum mindesten unkluge Benehmen ließ die Stimmung in der Rouener Garnison gegen sie sowohl, wie gegen die Richter immer feindseliger werden, sodaß englische Kriegsleute schon in dem Zulasse zur Abschwörung einen Verrat sahen,

den Bischof Cauchon mit Steinen warfen, die Johanna beratenden Priester mit dem Schwerte bedrohten. Dafür, daß dieser blinde Haß auch den in die politische Tendenz des Prozesses wohl eingeweihten Warwick beeinflußt habe, fehlt es an glaubwürdigen äußern Zeugnissen, wie an inneren Wahrscheinlichkeitsgründen. Trotz dieser wohlbegreiflichen Erbitterung der Engländer würde Johanna mit dem Leben davongekommen sein, wenn sie nicht am 27. Mai wieder ihre Männerkleider genommen und somit einen Teil ihrer eidlichen Zusicherung gebrochen hätte. Daß die Wächter sie durch Wegschaffung der Weibertracht und absichtliche Hinlegung des männlichen Gewandes zu diesem Wortbruche genötigt hätten, giebt zwar der zweifelhafteste aller Rehabilitationszeugen, Massieu, an, Johanna selbst hat aber ihren Rückfall nur damit motiviert, daß die männliche Tracht unter Männern geziemender, daß sie selbst weder zur Messe gelassen, noch in ein gelinderes Gefängnis gebracht sei. Das letztere war ihr zwar nicht offiziell, aber doch im geheimen zugestanden worden und die Nichterfüllung des Versprechens kann in der That als Entschuldigungsgrund der Rückfälligen angesehen werden. Die Wegnahme der Weiberkleidung und den rohen Zwang ihrer Wächter würde Johanna schwerlich dem sie mit Vorwürfen überhäufenden Bischof verschwiegen haben, wenn diese Dinge thatsächlich begründet gewesen wären.

Daß Cauchon von dem Rückfalle Johannas und ihrer erneuten Verkündigung der ihr erschienenen Heiligen nicht eben angenehm berührt war, liegt in der Natur der Sache. Der Zweck des Prozesses, die Jungfrau durch ihren Widerruf als Betrügerin hinzustellen und Karl VII. in der Meinung der Christenheit zu ächten, war nun doch an Johannas Eigenwillen gescheitert, sehr unwahrscheinlich ist es daher, daß er triumphierend zu Warwick gesagt habe: „Nun haben wir sie“ [52]). Wenn es ihm um das „haben“, d. h. um die Verbrennung Johannas, zu thun gewesen wäre, so hätten die viermal wiederholten Versuche, sie zum Widerruf zu bestimmen und die Abschwörungskomödie, bei der selbst die Jungfrau spöttisch gelächelt haben soll, keinen Zweck gehabt. Nun aber war Johanna, der drohenden Stimmung der englischen Soldaten gegenüber nicht mehr vor dem Feuertode zu retten, und ein unwesentlicher Formfehler ist es daher, daß man dem Beschlusse der am 29. Mai be-

ratenden Beisitzer, die Angeklagte noch einmal vorzuladen und ihr die Abschwörungsakte, die sie nicht oder anders verstanden haben wollte, zu verlesen, nicht nachkam. Wunderbar wäre es, wenn man gleichwohl eine Art Widerruf nicht zu ertrotzen gesucht hätte, und in der That haben auch etwa 20 Jahre später Manchon und Faquel bezeugt, daß ein letztes, geheimes Verhör Johannas stattgefunden hätte, im Rehabilitationsprozeß freilich darüber geschwiegen. Möglich, daß hierbei die Jungfrau doch an ihren Heiligen und ihrer Mission wankend geworden und daß man aus ihren halb freiwilligen, halb erpreßten Geständnissen jenes letzte Protokoll zusammenstellte, dessen Unterzeichnung der Notar Manchon verweigerte, obwohl eine Anzahl Zeugen die Treue desselben bekundeten. Damit wäre das Hauptziel Cauchons und der englischen Politik, der Widerruf und die Selbstächtung Johannas, noch im letzten Augenblicke endgültig erreicht worden, ihr Leben war dem Feuertode verfallen. Bruder Ladvenu kündigte ihr den Tod an, dem sie nicht mit dem ungebeugten Mute der christlichen Märtyrer, sondern mit lautem Jammer und Wehklagen und mit thränendem Auge entgegensah. Menschlich ist das sehr begreiflich, der Auserwählten Gottes, die des Paradieses gewiß zu sein glaubte, steht es wenig an. Eine Milde ihrer Richter zeigt sich darin, daß man sie auf ihre Bitten zum Abendmahle zuließ, vielleicht aber geschah dieses schwer begreifliche Zugeständnis auf Grund des zweiten Widerrufes Johannas, in welcher Art er auch erfolgt sein mag. Nach der Kommunion klagte die Jungfrau Bischof Cauchon als ihren Mörder an, was nach der ihr eben bewiesenen Milde wenig geziemend und auch in der Sache, wie wir ausführlich erörtert haben, nicht begründet war. Am 30. Mai, vormittags 9 Uhr, wurde sie in weiblicher Tracht auf einem Karren zum Richtplatze geführt, zu ihrer Seite saßen Ladvenu, der geistliche Berater in den letzten Stunden, und Massieu; der erstere begleitete sie bis auf das Schaffot, und hielt ihr dann am Fuße desselben ein Kruzifix mit tröstenden Worten entgegen. Noch jammerte Johanna über ihr frühes Ende. „O Rouen, Rouen, soll ich denn hier sterben" soll sie ausgerufen haben, sonst klagte sie weder ihre Heiligen an, die sie nicht aus dem Kerker errettet, noch ihren König, der nichts für ihre Befreiung gethan hatte. Auf einem Gerüste saßen Winchester, Cauchon und andere geistliche Herren, auf einem

andern die weltlichen Richter, der Bailli von Rouen, Ladvenu und Johanna, auf einem dritten war der Scheiterhaufen errichtet, dort stand der Henker. Nicolas Midy hielt die Bußpredigt; mit den Schlußworten: „Johanna gehe hin in Frieden, die Kirche kann dich nicht mehr behüten" übergab er sie dem Vertreter der weltlichen Gewalt, dem Bailli von Rouen. Nach dem kirchlichen Herkommen ermahnte sie Cauchon, noch an ihr Seelenheil zu denken und Buße wegen ihrer Sünden zu thun, Johanna kniete nieder, betete zu den Heiligen, verzieh ihren Feinden und begehrte, daß die Priester Messen für ihr ewiges Heil läsen. Ein mitleidiger Engländer reichte ihr ein aus zwei Holzstäben gefertigtes Kreuz, sie küßte es und barg es unter ihrem Kleide. Ehe noch ein wirkliches Kreuz aus der nahen Kirche des heiligen Erlösers ihr gebracht werden konnte, entrissen die ungeduldigen Engländer sie den priesterlichen Händen und schleppten sie zu dem Henker, ohne auf den Bailli von Rouen, der die Verurteilte zu überliefern hatte, Rücksicht zu nehmen. Sie ward auf dem Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden, eine Ketzermütze mit der Inschrift: „Apostate, scismatique, hérétique, ydolatre" ihr aufgesetzt, vor dem Scheiterhaufen stand eine Tafel mit den Worten: „Jeanne, qui s'est faict nommer la Pucelle, menteresse, pernicieuse, abuseresse du peuple, divineresse, superstitieuse, blasphemeresse de Dieu, presumptueuse, malcréant de la foi de Jésus-Christ, vanteresse, ydolatre, cruelle, dissolue, invocateresse de déable, apostate, scismatique et hérétique" [53]).

Da die katholische Kirche mit ihren Ketzerverbrennungen nur die Wirkung auf das abergläubische Volk und die Abschreckung von ähnlichen Freveln, nicht aber unmenschliche Rache an den Verurteilten beabsichtigte, so pflegte man häufig die Ketzer, sobald der Rauch der Flammen sie der Masse entzog, schnell zu erdrosseln und sie vor den furchtbaren Qualen des Verbrennungstodes zu behüten. Daß dies Johanna gegenüber, der man sogar das heilige Abendmahl zugestanden hatte, unterblieben sei, ist kaum anzunehmen und würde mit der Milde, die ihr Cauchon und seine Amtsgenossen auch nach dem Rückfalle zeigten, nicht vereinbar sein. Von ihnen empfing aber der Henker durch Vermittelung des Bailli seine Instruktionen und er wird sich nicht grausamer gezeigt haben, als seines Amtes sein mußte, wenn wir auch nicht an seine Reuebe-

zeugung glauben können. Wenn spätere Rehabilitationszeugen noch von Ausrufen Johannas zu reden wissen, die aus den Flammen hervorgedrungen seien, so mögen wir bedenken, daß diese leichtgläubigen Männer auch eine weiße Taube aus dem Munde der Jungfrau steigen sahen, den Namen Christi in den Flammen geschrieben erblickten, und darin, daß Herz und Eingeweide Johannas dem langsam röstenden Feuer widerstanden, ein göttliches Wunder erkannten. Wohl mag sie in dem Augenblicke, wo die Feuersäulen emporstiegen, um Weihwasser gebeten haben und mit dem Ausrufe „Jesus" verschieden sein; was sonst von längeren Exklamationen der Unglücklichen erzählt wird, mögen wir auf Rechnung der Legende schreiben, auch wenn es Ladvenu und Ysambert 25 Jahre später verkünden. Denn nichts hat die Mythenbildung geschäftiger ausgeschmückt, als die letzten Augenblicke der Jungfrau. Die Thränen Cauchons, Winchesters und der Engländer, die Gewissensbisse des Henkers, die Bekehrung des englischen Sekretärs zu dem Glauben an Johannas Heiligkeit, der plötzliche Tod eines Briten, der Reißig zu den Flammen trug, jene von dem Scheiterhaufen ausgehenden Wundererscheinungen, werden wir auf Rechnung der frommen Dichtung setzen müssen, auch wo dies vor Gericht und außerhalb desselben bekundet wird. Auch im Tode aber hatte Johanna den Zweck der englischen Politik, Karl VII. zu entehren, vereitelt und sich als treue Beschützerin und loyalste Unterthanin ihres Königs erwiesen. Am Fuß des Schaffots sagte sie zu dem sie geleitenden Cauchon, sie möge gut oder böse gehandelt haben, ihr König sei unbeteiligt. Wie das wochenlange Verhör ihr kein Geständnis entreißen konnte, das König Karl bloßgestellt hätte, wie sie noch sieben Tage vor ihrem Ende den Bußprediger wegen seiner tadelnden Äußerungen über den französischen Herrscher zurechtwies, so blieb sie auch im Anblicke des schrecklichen Todes ihrem patriotisch-religiösen Ideal getreu. Dies adelt ihr Leben und Streben, so wenig es auch immer den idealen Maßstab der fleckenlosen Heiligkeit verträgt. Ihren Heiligenglauben, ihren selbstverherrlichenden religiösen Hochmut, ihr den Begriffen weiblicher Zartheit nicht stets entsprechendes Verhalten, selbst die halben und ganzen Unwahrheiten, zu denen sie sich vor den Richtern verleiten ließ und ihren zeitweiligen Abfall von dem hohen Ideale ihrer Mission mögen wir teils der aber-

gläubischen Richtung der Zeit, teils ihrer menschlichen Schwäche, teils dem schlauen Mißtrauen ihres bäuerlichen Sinnes zuschreiben. Sie selbst hat sich übrigens nicht auf die mythisch-nebelhafte Höhe des Übermenschlichen gehoben, auf welche sie die fromme Legende zu stellen versuchte; gerade ihre Aussagen während des Prozesses, so vorsichtig begrenzt und unbestimmt sie auch gehalten sind, geben uns die besten Waffen gegen die unwahren Ausschmückungen und Entstellungen ihrer geschichtlichen Rolle. Wie sehr sie noch im Tode den Engländern den erhofften Triumph über König Karl verdorben hatte, davon geben die Schreiben, welche man den unmündigen englischen König an Kaiser Sigismund, an die Fürsten der Christenheit, an die Prälaten der Kirche und den französischen Adel richten ließ, deutlichen Beweis. Die englische Politik hielt eine Entschuldigung des Justizmordes für nötig, um nicht die Sache des französischen Königs in der öffentlichen Meinung der Christenwelt zu fördern, man nutzte, so gut es ging, auch Johannas letzte, wirkliche oder angebliche, Zugeständnisse gegen Karl VII. aus, aber von dem Bewußtsein eines moralischen Erfolges verraten diese langen, gewundenen Kundgebungen nichts [54]).

Wenn wir aber auch Herzog Bedford und Cardinal Winchester, die Leiter der englischen Politik, tadeln müssen, daß sie die Kriegsgefangene als Ketzerin oder Betrügerin dem Feuertode preisgaben, so können wir in das verdammende Urteil über Bischof Cauchon und Genossen nicht unbedingt einstimmen. Von politischen Rücksichten auf England-Burgund und von dem Gegensatze zu Rom weit mehr beherrscht, als von religiösem Fanatismus, von Haß gegen König Karl in höherem Maße bewegt, als von Glaubenseifer und von Leidenschaft gegen Johanna, so haben sie sich willkürlich zu Richtern der Beschützerin Karls VII. aufgeworfen, dieser das Rechtsmittel der Appellation an den Papst und den milderen, kirchlichen Gewahrsam versagt, aber im übrigen sie vor dem Feuertode durch die ihr aufgedrungene Abschwörung zu retten gesucht und ihr auch nach dem Rückfalle die letzten Tröstungen der Kirche nicht verweigert. Was der Prozeß an Härte und Unrecht zeigt, das ist durch kirchliches Recht und gerichtliches Herkommen begründet und fällt auf die katholische Kirche des Mittelalters, von der Voltaire ironisch sagte, sie sei gewiß göttlichen Ursprunges, denn menschlich sei sie

wahrlich nicht, zurück, trifft aber keineswegs deren Werkzeuge. Auch von den Rücksichten auf Englands eigensüchtige Politik hat sich Cauchon nicht mehr beherrschen lassen, als seine politische Stellung und abhängige Lage gebot, selbst den drohenden englischen Soldaten gegenüber hat er Johanna vor dem Schlimmsten zu retten gesucht. Seine Bundesgenossen und Mitschuldigen waren nicht nur die meisten Geistlichen und Juristen des Rouener Gerichtshofes, sondern auch die hochgelehrten und für ihre Zeit freien Herren der alma mater zu Paris. Muß doch die objektive Geschichtschreibung zugestehen, daß die Verteidigungsschrift, welche der berühmteste aller Pariser Theologen, Gerson, für Johanna verfaßt haben soll, eine Fälschung ist [55]), und daß sein Nachfolger, Thomas de Courcelles, gerade der eifrigste, gehässigste Gegner der Jungfrau war. Der Vertreter der Inquisition hat in Rouen nicht einmal gethan, was seines Amtes war, ihn kann kein Vorwurf wegen Johannas Tod treffen. Nicht vergessen dürfen wir, daß die Angeklagte selbst, wie anderthalb Jahrzehnte früher Huß auf dem Konstanzer Konzil, durch übertriebenen Eigenwillen, zu dem noch die menschliche Schwachheit des Widerrufes kommt, ihr Schicksal mitverschuldet hat. Für die Humanität unsrer Zeit bleiben Ketzerprozesse und Ketzerrichter ein Gegenstand des Abscheues, zumal wenn die Politik sich in den Deckmantel des religiösen Eifers hüllt, wie das in Rouen geschah, aber an das 15. Jahrhundert und das Mittelalter überhaupt dürfen wir eben keinen modernen Maßstab legen.

So sehr der Prozeß an sich nicht nur aus Rechts- und Menschlichkeitsrücksichten, sondern auch wegen der unnationalen Antriebe mancher Richter und wegen der begangenen Formfehler zu verwerfen ist, so liefert er doch dem Geschichtschreiber Jeanne Darcs ein schätzenswertes Aktenmaterial, das uns die Kritik der abergläubischen Chronisten und der haltlosen Legende möglich macht [56]).

VIII. Die Rehabilitation.

Nach dem Tode Johannas dauerte der englisch-französische Krieg, den im einzelnen zu verfolgen hier nicht unsere Aufgabe ist, noch 22 Jahre fort, bis er mit der Wiedergewinnung des Reiches endete. Nur Calais blieb als gefährliche Einfallspforte noch über ein Jahrhundert in brittischen Händen. Getreu der Politik la Tremouilles hatte Karl VII., trotz aller Täuschungen von seiten Herzog Philipps, an der Versöhnung mit Burgund festgehalten, und zum Segen Frankreichs, denn nach dem Frieden von Arras (1435) fielen die englischen Festen im Norden und Süden. 1437 schon zog Karl in Paris ein, 1449 fiel auch Rouen und nach ihm die Normandie, in den Jahren 1451—53 wurden auch die Guyenne und Gascogne erobert, wobei Talbot einen Rettungsversuch mit der Niederlage bei Castillon (17. Juli 1453) und mit seinem Tode büßte.

Die traditionelle Auffassung, daß nach dem Hinscheiden der Jungfrau alles für Frankreich wieder schief gegangen sei, bis man den Ränkeschmied la Tremouille im Oktober 1433 gewaltsam gefangen genommen und der sogenannten patriotischen Partei unter Führung der Königin-Mutter Jolanthe und des Connetable Arthur von Richemond die Leitung des Staates überliefert habe, trifft weder in militärischer, noch politischer Hinsicht zu. Denn noch vor Herbst 1433 hatten die Franzosen erhebliche Vorteile, z. B. den Sieg von Lagny, nahe Paris, errungen, während sie bei Lebzeiten Johannas, auch als diese noch mitkämpfte und mitwirkte, manche Schlappe erlitten, und ebenso blieb der Hauptgedanke des vielverschmähten Günstlings Karls, Friede mit Burgund um jeden Preis, der herrschende. Stark mit Lüge ist namentlich die Legende versetzt, daß erst die Liebe zur schönen Agnes Sorelle den König Karl aus seiner thatenlosen Schlaffheit gerissen habe, vielmehr traten die kluge Staatskunst und zielbewußte Energie des jungen Herrschers, welche bis 1433 sich la Tremouilles Überlegenheit gefügt hatten, bald sehr selbständig hervor. Durch milde Behandlung der ehemaligen An-

hänger Englands und durch kraftvolles Vorgehen gegen den übermächtig gewordenen Adel und die brutalen Söldnerführer erwarb er die Sympathie aller Franzosen und wurde der Begründer der absoluten Königsgewalt und des stehenden, nur vom Monarchen abhängigen Heeres. Daß hierbei das Frauenregiment und der militärisch-tapfere, aber politisch-unbedeutende Connetable ihn gelenkt und bevormundet hätten, ist unerweisbar, vielmehr fand die von Karl eingeschlagene Richtung zum Absolutismus ihre beste Stütze in dem erstarkten Nationalgefühl der von eigensüchtigen Edelleuten und verwilderten Kapitänen schwer geplagten Bürger. Günstige Zufälle, wie der Tod seines fähigsten Gegners Bedford, der noch Dezember 1431 eine Krönung des zehnjährigen Heinrichs VI. in Paris zustande gebracht hatte (14. September 1435), der steigende Parteizwist der englischen Großen, der bald zu dem blutigen Drama des Rosenkrieges führen sollte, die schwächer werdenden Geldmittel und Heereskraft Britanniens, der Rückhalt an Burgund, vor allem aber das immer mehr sich ausbreitende Vaterlandsgefühl Frankreichs bewirkten, was Johannas Heilige nicht vermocht hatten, sie einten und retteten das Land der Valois. Auf diese Kräfte und gunstvollen Umstände gestützt, konnte Karl VII. nicht nur von der Willkür des Adels sich befreien, sondern auch den von ihm selbst in seiner Not geduldeten Übergriffen Roms entgegentreten.

Von seinen inneren und äußeren Feinden erlöst, nicht mehr „König von Bourges", wie seine Gegner ihn spottweise genannt hatten, sondern Herr Frankreichs, mußte Karl VII. auch an die Ehrenrettung Johannas, mit welcher der Aberglaube der Zeit einmal die Befreiung des Landes eng verknüpfte, denken. Bis zum Jahre 1450 hatte er sich wenig um ihr Andenken gekümmert, vielmehr hatte er vermieden, der Jungfrau in offiziellen Kundgebungen zu gedenken, oder gedenken zu lassen und gegen die Richter in Rouen vorzugehen, nur im geheimen sich den Angehörigen und Freunden Jeannes gnädig erwiesen. Auch sonst that lange Zeit niemand etwas für Johannas Ehrenrettung; so still, wie König Karl verhielten sich ihr Gönner Alençon, der 1441 aus der englischen Gefangenschaft zurückkehrende Herzog Karl von Orleans, der zum Grafen erhobene Bastard Dunois und die Angehörigen der Jungfrau selbst. Deren Vater, welcher der Tochter sich nur im Sonnenglanze ihres Glückes,

nicht in den trüben Tagen der Gefangenschaft und des Prozesses erinnerte, starb bald nach ihr, aber auch ihre höher gestellten Verwandten, wie Jean Darc, der Prevôt von Vaucouleurs, und ihr Schwager, der Maire von Greux, wagten gegen den Spruch eines geistlichen Gerichtes, zu dem die Inquisition mitgewirkt hatte, nicht vorzugehen. Als 1436 eine „falsche Jungfrau" auftrat und in Metz, wie Orleans ihr Wesen trieb, fand sie bei der Familie Johannas Anerkennung und Unterstützung, aber die Betrügerin wurde entlarvt und war froh, noch die Gattin eines lothringischen Edelmannes zu werden und der Inquisition zu entgehen. Weder gegen Cauchon noch gegen dessen Genossen in der Prozeßleitung lehnte sich irgend jemand auf. Der erstere, auf dem Baseler Konzil wegen seiner häretischen Richtung exkommuniziert, starb 1442 ziemlich vergessen und seine Helfershelfer, Estivet, Midy, Lemaître, schwanden in zum Teil ungewöhnlicher Art aus dem Leben. Dagegen erlangte Courcelles König Karls Gnade und wurde Doyen der Kathedrale von Paris. Daß also die göttliche Vergeltung Johannas Gegner noch bei Lebzeiten ereilt habe, ist eine willkürliche Annahme der frommen Legende, denn zwischen Cauchons Mißgeschick und dem Rouener Prozeß wird sich ebensowenig ein innerer Zusammenhang nachweisen lassen, wie zwischen letzterem und der anderen plötzlichem Ende. Erst der grausame, unerbittliche Sohn König Karls, Ludwig XI., übernahm die Rolle des göttlichen Richteramtes, indem er die noch übrigen Hauptteilnehmer am Prozesse umbringen ließ.

Johannas Mutter und ihr Sohn Pierre lebten trotz ihres adligen Ranges von der Mildthätigkeit der dankbaren Bewohner Orleans', wohin sie 1440 zogen. Dort starb die hochbetagte Frau Ende November 1458, im Alter von 75 Jahren. Erst politische Interessen haben wieder die Aufmerksamkeit Karls auf den Rouener Prozeß, der mehr noch gegen ihn selbst, als gegen Johanna gerichtet war, gelenkt und 1451 ließ er die Angehörigen der Verurteilten den Antrag auf Revision stellen. Seit dem Wiederbesitze Rouens war es ihm erst möglich, die Akten Johannas prüfen und die Formfehler des ersten Prozesses feststellen zu lassen, auch konnte er erst nach der Erwerbung der Normandie an anderes, als an die Wiedererlangung seiner Herrschaft, denken. Doch sein Zweck war mit den Rücksichten, welche Rom auf ein von dem Papste stillschweigend gut=

geheißenes Urteil zu nehmen hatte, nicht leicht zu vereinen. Jahre vergingen noch, ehe Papst Calixt III. die Erlaubnis zum Rehabilitationsprozeß gab. Schlau trennte er die Sache der Kirche von der des längst dahingeschiedenen Bischofs Cauchon, auf den er in seinem Breve alle Schuld an Johannas Verurteilung warf. Es zeigte sich nun, was des Papstes und des Königs Wille vermochte; keiner, nicht einmal seine Erben, wagten Cauchon zu verteidigen, ja seine Helfershelfer und Amtsgenossen, wie Courcelles, Manchon, Massieu, waren nachher eifrig bemüht, sich selbst auf Kosten des Toten zu rehabilitieren. Auf die Inquisition brauchte man keine Rücksicht zu nehmen, da ihr Vertreter im ersten Prozesse, Lemaître, entweder schon gestorben oder doch spurlos verschwunden war, aus anderen Prozeßteilnehmern warb man die Zeugen gegen Cauchon. Doch vermied man allzu genaue Untersuchungen über den Prozeß selbst und hielt sich an die „fautes matérielles“ und die „inexactitudes de rédaction“, d. h. an die 12 Anklageartikel. Das Urteil über den Kondemnationsprozeß war schon so gut wie gesprochen, als 1455 die Einleitung zur Rehabilitation begann. Die vom Papst und König 24 Jahre nach ihrem Tode beschirmte Jungfrau wäre glänzend freigesprochen worden, auch wenn die Rouener Prozeßführung noch weniger Anlaß dazu gegeben hätte. Zu Prozeßzeugen wählte man Johannas politische Parteigänger, wie Alençon, Aulon, Dunois, die noch lebenden, selbst der Rehabilitation bedürftigen Beisitzer des ersten Prozesses, die Angehörigen, Freunde und Landsleute Johannas, deren Aussagen, von den Geistlichen beeinflußt, oft den Stempel des Gemachten tragen. Auch die alte Darc und ihr Sohn Pierre mußten trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der Verurteilten zeugen; begreiflich, daß sie der Kindes- und Schwesterliebe auch die strenge Wahrheit zum Opfer brachten und der wider Willen des Vaters nach Vaucouleurs Entwichenen das Zeugnis einer „bona filia“ ausstellten. So ist das Bild, welches wir im Rehabilitationsprozeß von Johanna empfangen, ein durchaus ideales, es für ein geschichtlich treues halten, hieße alle kritische Vorsicht beiseite setzen. Denn, wo auch die Zeugen nicht durch persönliche Beziehungen zu Johanna oder durch die Furcht, für die Mitwirkung an dem ersten Prozesse selbst herangezogen zu werden, in ihren Aussagen mit Bewußtsein sich leiten ließen, sie standen doch unbewußt unter dem

Einfluß der Legende, die, von Johanna selbst in manchen Punkten zerstört, seit 1431 und namentlich seit dem Auftreten der falschen Jungfrau sich von neuem belebt und ausgebreitet hatte. Mit dem empfänglichen Aberglauben der Zeit hatte wieder die Phantasie frommer Dichter gewetteifert. Noch bei Lebzeiten Johannas hatte Antoine von Asti, Schüler der Universität Pavia, sie als Gottgesandte verherrlicht, Martin le Franc, Prevôt der Kathedrale von Lausanne, sie in gleichem Sinne gepriesen (1440), ein Gedicht über die wundersame Rettung Orleans', so wertlos es auch war, den leichtgläubigen Sinn des XV. Jahrhunderts auf die erste, poetisch ausgeschmückte Waffenthat der Jungfrau gerichtet. Ein anonymes, lateinisches Gedicht, das wohl erst nach Johannas Tode entstand, und ein französisches Volkslied, das wir nur in moderner Form und aus einem Drucke des Jahres 1840 kennen [57]), wirkten neue Begeisterung für die Märtyrerin ihrer Mission. So ward Jeanne wieder das Lieblingskind der Geistlichen, die späterhin als Chronikenschreiber mehr vom Geiste der Legende, als dem der Geschichte beeinflußt wurden und der Vorsitzende des Rehabilitationsprozesses ist denn auch Frankreichs erster Prälat, der Erzbischof von Reims. Von Dichtung und Geschichtschreibung verbreitet, durch die nur den Eingeweihten bekannten Akten des ersten Prozesses nicht in ihrer üppigen Umwucherung gehindert, blühen diejenigen Schlingpflanzen der Legende, welchen Johanna selbst die Wurzel abgeschnitten hatte, wie die Sage von ihrem einsamen Hirtenleben, ihrer gottgeweihten Jugend, ihrer wunderbaren Beglaubigung in Chinon wieder auf, und nicht nur blindgläubige oder von Pfaffen inspirierte Landleute sagen im Sinne der Legende aus, sondern hochgestellte Edelleute, wie Alençon und Graf Dunois, geben den Dichtungen und Ausschmückungen das Gewicht ihres Namens.

Wir haben im vorigen Abschnitte darauf hingewiesen, wie die Aussagen der Teilnehmer des Kondemnationsprozesses weder unter einander noch mit sich selbst in Einklang stehen und keineswegs zum überzeugenden Nachweise der Cauchon vorgeworfenen Vergehen und Willkürlichkeiten führen, hier wollen wir, die wenig gewichtigen Aussagen der Landsleute Johannas übergehend, uns den Zeugnissen eines Alençon, Aulon, Dunois zuwenden. Auch zwischen den beiden ersteren und den letzteren bemerken wir Widersprüche betreffs Jo-

hannas. Dunois schränkt ihre Mission auf Orleans und Reims ein, bringt also das, was sie gewollt, mit dem, was sie gethan, in künstliche Übereinstimmung, während Alençon Johannas Werk erst mit der Vertreibung der Engländer vom französischen Boden und der Befreiung des gefangenen Karl von Orleans enden läßt, also seine persönlichen Ziele mit auf die ursprünglichen Verheißungen der Heiligen Jeannes überträgt. Beide haben allerdings die Vorstellung neu belebt, daß die Jungfrau, nicht die französischen Feldherrn, vor Orleans und bis Reims hin alles gethan habe, und Dunois namentlich bringt sich zu gunsten der Gottgesandten selbst um den Löwenanteil, der ihm an der Rettung der Loirestadt gebührt. Beide übertragen auch die einflußreiche Stellung, welche Johanna durch die Rettung Orleans' im Heere gewann, auf die frühere Zeit, Dunois insbesondere läßt sie nicht nur als Prophetin, sondern auch als militärische Autorität und respektfordernde Gebieterin in den Tagen der Befreiung Orleans' auftreten. Weiter geht noch Aulon, der zu Lyon vernommene ehemalige Stallmeister Jeannes, indem er die Jungfrau drohen läßt, dem Bastard den Kopf abschlagen zu lassen, wenn er ihr Fastolfs Herbeizug verschweige, wiewohl sie damals noch keineswegs den Führern und Truppen als übernatürliches Rüstzeug des Himmels galt.

Alençon, der in Chinon der Unterredung Karls VII. und Johannas beiwohnte, ist so aufrichtig, nichts von jener wunderbaren Erkennung des Königs und der ebenso wunderbaren Beglaubigung Johannas durch die Enthüllung des geheimen Gebetes Karls zu fabeln, worin er in Magister Gaucourt, der gleichfalls Augenzeuge war, einen Bundesgenossen hat. Wie sehr aber der Glaube an die Heiligkeit der Jungfrau auch den Sinn hochgestellter Herren umwölkte, ergeben weitere Aussagen Alençons und Aulons. Beide schließen daraus, daß sie selbst Johannas Leib ohne sinnliche Erregung geschaut, — die Folge der relativen Schönheit Jeannes oder blasierter Übersättigung — und daß ein Edelmann seine unkeusche Zudringlichkeit mit plötzlichem Tode gebüßt, — auf die Heiligkeit der Gottgesandten. Das ideale Bild, welches sie von Johannas sittlichem Verhalten zeichnen, haben wir früher, auf Grund beglaubigter Thatsachen, doch in etwas seines romantischen Schimmers entkleiden müssen, ohne seine Treue in den Hauptzügen zu bestreiten.

Ist somit die Urteilsfähigkeit und Zuverlässigkeit selbst der kompetentesten Rehabilitationszeugen keine allzugroße und der Zweck des Prozesses im voraus festgestellt gewesen, so billigen wir doch die Aufhebung des ersten Urteiles durchaus. Denn die für die Kassation geltend gemachten Gründe: 1. Inkompetenz der Richter, 2. Nichtbeachtung der Appellation an den Papst, 3. Nichtbewilligung der von der Angeklagten geforderten Beisitzer aus Karls Partei, 4. Versagung des Advokaten, trotzdem Johanna minderjährig, 5. Fälschung der 12 Artikel und der Abschwörungsformel, 6. parteiisches Vorverhör, 7. Haß Cauchons und anderer Richter gegen die Angeklagte, infolgedessen willkürliche Prozeßführung und Protokollaufnahme, 8. Aushorchung Johannas durch Spione, 9. Wegnahme der Weibertracht, um sie zum Bruch ihres Versprechens zu zwingen und Bedrohung ihrer Keuschheit zu gleichem Zweck, 10. die Nichtstrafbarkeit von Heiligenerscheinungen und Offenbarungen, 11. die Unterwerfung Johannas unter die ecclesia militans, sind zwar, wie wir gesehen, nicht alle zutreffend oder erwiesen, aber schon die beiden ersten Gründe würden zur Aufhebung des ersten Urteils berechtigen. Mit Fug und Recht also wurden Johanna und ihre Familie am 7. Juli in Rouen, Ende des Monats in Orleans von dem Gerichtshofe und dem mitwirkenden Großinquisitor, Jean Brehal, von aller Schande und Schmach freigesprochen und gereinigt und das Urteil des Jahres 1431 für null und nichtig erklärt. Ein Kreuz wurde an der Stelle errichtet, wo Johannas Leib den Flammentod gefunden und eine feierliche Prozession entsühnte die Stadt Rouen, in der das Verbrechen geschehen war. In Orleans errichteten die Frauen und Mädchen im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts ein Denkmal Jeannes auf der Loirebrücke, auch Rouen, Domremy und Paris weihten in den folgenden Jahrhunderten ihrem Andenken Monumente.

Billigen wir so alles, was zur Ehrenrettung und Verherrlichung Johannas geschah, so können wir doch in dem Rehabilitationsprozeß ebenso wie in dem ersten, nur einen vorwiegend politischen Tendenzprozeß, diesmal zu gunsten Karls und Frankreichs, erblicken. Wie 52 Jahre früher in der Jungfrau auch der Herrscher, zu dessen Rettung sie gesandt zu sein wähnte, verurteilt wurde, so diente jetzt Johannas Rehabilitation auch der Sache König Karls, von welcher

der Makel des Beistandes höllischer Mächte oder einer religiösen Gauklerin hinweggetilgt war. Darum wurden die Voruntersuchung und der Prozeß selbst nicht minder einseitig geführt, als in dem ersten Verfahren. Man ließ alles beiseite, was mit der Verherrlichung der Jungfrau nicht zu einen war, legte daher das etwas skeptische Gutachten der Universität von Poitiers nicht vor, sondern ließ nur einen Beisitzer des dort vor 27 Jahren mit Johanna abgehaltenen Glaubens- und Sittenverhöres, Séguin, ziemlich bedeutungslose Aussagen machen. Zu Zeugen berief man nur die, welche aus politischen und persönlichen Interessen unbedingt günstig über Johanna aussagen mußten, oder welche die Furcht wegen ihrer Mitschuld an der Jungfrau Verurteilung zu reuigen Sündern machte, oder leichtgläubige, bestimmbare Leute aus Stadt und Land. Die theologisch-juristischen Gutachten, welche man einzog, verfaßten abergläubische oder das kirchliche Interesse allein wahrnehmende und dem besonderen Zweck des Prozesses schlau sich anschmiegende Männer. Trat in den für den ersten Prozeß erbetenen Gutachten mehrfach ein Zug von Selbständigkeit und Überzeugungstreue hervor, so sehen wir in denen des zweiten nur Kundgebungen mittelalterlichen Wahnes und der zu allen Zeiten gleichen Liebedienerei. Die Akten des Rehabilitationsprozesses, deren Fälschung niemand behaupten konnte, (sie liegen in zwei von einander etwas abweichenden Originalen vor), sind bei diesen Einseitigkeiten und Mängeln der Prozeßführung eine zweifelhafte, nur vorsichtig zu benutzende Quelle der Geschichte Jeannes, wenn schon einzelne Zeugenaussagen sich doch dem Nebenzwecke des Prozesses, Cauchons Brandmarkung, nicht einfügen, und der vorsichtig prüfende Historiker möge sich wenig auf Zeugnisse und Urteile verlassen, die von dem Geist der Legendensucht mehr, als von dem geschichtlicher Wahrheit erfüllt sind.

IX. Die Geschichtschreiber Johannas.

A. Ursprüngliche Berichte.

Einer der ältesten Berichte über Jeanne Darc findet sich in der nur bruchstückweise von M. Vallet veröffentlichten Chronik: Gestes des nobles françoyz descenduz de la royalle lignée du noble roy Priam de Troye j'usqu'au noble Charles filz du roy Charles le Sixièsme, qui tant fut amé des nobles et de touz autres [1]). Sie beginnt mit der Erschaffung der Welt und schließt mit der Ankunft Karls VII. vor Troyes, also in der Mitte d. J. 1429, ab. Eine Abschrift derselben wurde gleich nach Vollendung des Werkes für Herzog Karl von Orleans angefertigt. Über Jeannes erste Thaten enthält sie eine zumeist auf militärische Einzelheiten beschränkte Relation, die augenscheinlich von einem weltlichen Geschichtschreiber herrührt. Wir haben in dieser Relation nicht nur eine der unmittelbarsten, sondern auch unbefangensten Darstellungen des wunderbaren Auftretens der Jungfrau und ihres heldenmütigen Eingreifens in Frankreichs Geschicke; von der sich damals schon entwickelnden Legende ist sie noch wenig berührt. Drei spätere Geschichtschreiber: der Redakteur der „Chronique de la Pucelle", Jean Chartier, der Mönch von St. Denis, und der Bearbeiter des „Journal du siège d'Orléans et du voyage de Reims" haben sie dann in verschiedenartiger Weise benutzt. Der erstere, der seine Arbeit erst nach 1456 abschloß, hat die Angaben der „Gestes" so äußerlich mit den selbständigen Aufzeichnungen vereint, daß mehrfache, den Zusammenhang der Erzählung störende Wiederholungen von ihm nicht vermieden sind und hat auch die ursprüngliche Grundlage bis zu Karls VII. Rückzug von Paris (Mitte September 1429) erweitert. Diese Umarbeitung gewinnt dadurch besonderen Wert, daß außer manchen eigenen Nachrichten auch die Aussagen wichtiger Zeugen des Rehabilitationsprozesses, besonders die des Herzogs von Alençon und des Grafen Dunois, aufgenommen sind. Der Fortsetzer und Be-

arbeiter scheint dem geistlichen Stande angehört zu haben, überall ist er daher von der kirchlich-autorisierten Jungfrauen-Legende, die in den Kundgebungen der Zeugen des zweiten Prozesses ihren volltönendsten Ausdruck findet, beeinflußt. Doch ist er ein unmittelbarer, mindestens nicht fernstehender Zeitgenosse Jeannes, hat über „die größten französischen Capitaine" jener Zeit von Augenzeugen Mitteilungen empfangen und zeigt daher eine genaue Kenntnis der Einzelheiten. Wer und was er gewesen ist, wissen wir nicht. Allerdings führt Jean Le Féron, ein französischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts, Citate aus einer bis 1495 reichenden „französischen Chronik von Cousinot" an, doch möchten wir daraus nicht mit Vallet de Viriville, dem gelehrten Herausgeber der Chronik der „Pucelle" schließen, daß der ältere Cousinot Verfasser der ursprünglichen Teile dieser Chronik, der jüngere Cousinot ihr Bearbeiter und Redakteur gewesen sei [2]). In unverkennbarer Beziehung zur Jungfrauchronik steht Jean Chartiers nach 1461 abgeschlossene Geschichte Karls VII. (herausgegeben von Vallet de Viriville, 3 Bde. Paris 1858), nur ist diese schwerlich die Quelle der ersteren gewesen, da sie vielfach den Eindruck der abgekürzten Wiederholung des in der „Chronique de la Pucelle" Berichteten macht. Chartier hat augenscheinlich manche Angaben der älteren Jungfrauchronik mit den selbständigen Nachrichten vereint, die ihm besonders über Jeannes spätere Schicksale zuflossen. Am 18. November 1437 erst wurde er von Karl VII. mit der Abfassung seines Werkes beauftragt, mußte die 15jährige Lücke vom 21. Oktober 1422, dem Todestage Karls VI., bis Ende 1437 ausfüllen, indem er „Jahr für Jahr, Stück für Stück" die erforderlichen Materialien zusammentrug. Hierfür bot sich ihm der Anschluß an die bis 6. Juli 1429 gehenden „Gestes" von selbst dar, aber ein Vergleich seiner Erzählung mit der „Chronique de la Pucelle" macht es klar, daß nicht nur die „Gestes", sondern auch deren Fortführung und Überarbeitung, also jene Jungfrauchronik, von ihm ausgenutzt ist. Die sachliche Aufeinanderfolge in Chartiers Werke und in der „Chronique de la Pucelle" ist eine sichtlich verwandte, an wörtlichen Entlehnungen aus der letzteren fehlt es dort ebensowenig. Die Sammlungen des Mönches von St. Denis für das in Frankreichs Geschichte epochemachende Jahr 1429 sind schwerlich schon gleich nach dem Beginne

seiner Arbeit abgeschlossen worden, und wenn er auch über den Rehabilitationsprozeß des Jahres 1456 nichts Genaueres zu wissen scheint, so kennt er ebensowenig die 1431 auch zu Rouen, also nicht fern von seinem Kloster, geführten Verhandlungen über Jeanne, denn er begnügt sich mit der falschen Angabe, daß die Jungfrau „ohne Prozeß" verbrannt sei. Bei seiner Auffassung Jeannes ist das wohl begreiflich. Er will vor allem die gottgesandte Heilige und mittelbar den von ihr geschirmten König verherrlichen, wobei er den wirklichen Zusammenhang der Dinge oft aus den Augen verliert; sein echt mönchischer Aberglaube macht ihn für alles Natürliche und Wahrscheinliche blind. Im Reiche des Übersinnlichen fühlt er sich am wohlsten, Wunder und Hexengeschichten sind seine besondere Liebhaberei. So ist seine Anschauung der des Redakteurs der Jungfrauchronik, nicht dem ritterlichen Sinne des Verfassers der „Gestes" verwandt und die Benutzung der ersteren in ihren selbständigen Teilen ist daher in seiner Darstellung noch ersichtlicher, als die Anlehnung an die ältere Reichschronik. Endlich geht auch das 1466 oder 67 vollendete, aber auf älteren, unmittelbaren Aufzeichnungen teilweise ruhende „Tagebuch der Belagerung von Orleans und der Fahrt nach Reims" auf die Jungfrauchronik zurück. Auch hier ist das umgekehrte Verhältnis nicht anzunehmen, da die „Chronique de la Pucelle" viel reichhaltiger, zudem wahrscheinlich ein Jahrzehnt früher abgeschlossen ist. Der Standpunkt des Tagebuchbearbeiters ist von dem des Redakteurs der Jungfrauchronik ebenso verschieden, wie von der Anschauung Jean Chartiers. Alle drei glauben zwar an die göttliche Sendung und übernatürlichen Fähigkeiten der Jungfrau, aber der Tagebuchbearbeiter kennt die Akten des ersten Prozesses nicht minder, als die des zweiten, und hat daher alles weggelassen oder geändert, was nicht zu Jeannes Aussagen vor dem Rouener Gerichtshofe stimmt. Überhaupt hat er die Thaten der Jungfrau auf das Maß des Wahrscheinlichen und wirklich Geschehenen beschränkt. Nachdrücklich versichert er, daß ihre Mission mit der Entsetzung Orleans' und der Salbung Karls VII. in Reims geendet habe, von der ihr verheißenen Befreiung Frankreichs und des in England gefangenen Herzog von Orleans sagt er nichts. Was Jeanne in den Verdacht der Gotteslästerung und maßlosen Überhebung bringen

kann, wie ihr Ausspruch: Fille de Dieu va, va und ihr Schwur: Par mon martin (bâton), ändert er maßvoll um und läßt sie statt: Fille de Dieu nur sich Fille nennen, statt: Par mon martin nur En nom de Dieu schwören. Die wunderbare Auffindung des Degens in der Katharinenkirche zu Fierbois erzählt er ähnlich, wie Jeanne selbst in ihrem Prozesse, stellt auch ihre erste Beglaubigung als Botin Gottes in einer nicht gerade unerklärlichen Weise dar, indem er die Jungfrau dem Könige ein geheimes gutes Werk verkünden läßt, das außer ihm Gott allein kennt. Die Chronologie des ersten Auftretens der Jungfrau ist aber bei ihm verworren, er läßt Jeanne 17 Tage zu früh nach Chinon gelangen und demzufolge auch zu früh nach Blois aufbrechen. Vom Einfluß der Legendenbildung, trotz seiner verhältnismäßigen Ernüchterung, nicht frei, legt er, ganz wie die Jungfrauchronik, der Jungfrau die Prophezeiung der Niederlage der französischen Truppen bei Rouvrai-St. Denis (11. Februar 1429) in den Mund, wovon weder sie selbst, noch ein Zeuge des Rehabilitationsprozesses etwas weiß. Daß dieser Chronist sowohl Jean Chartiers Geschichte Karls VII., wie die etwa 1455 abgeschlossenen „Annales" des königl. Herolds Jacques le Bouvier gekannt hat, ist sehr wahrscheinlich, Ausschreiber beider ist er nicht gewesen. Von Chartier weicht er in seiner Auffassung Jeannes und in manchen Einzelangaben merklich ab, mit der Gesamtdarstellung le Bouviers stimmt seine ebenso nüchterne Darstellungsweise wohl überein, aber dessen knappe Schilderungen konnten ihm, dem genauer Unterrichteten und aus direkter Quelle Schöpfenden, nicht viel Neues bieten. Das Tagebuch wurde im Jahre 1467 von einem Ratsschreiber zu Orleans, namens Soudan, kopiert und ist nicht lange vor dieser Zeit abgeschlossen worden, denn die Erwähnung des 1466 zum Befehlshaber einer Schützendivision in und bei Orleans ernannten und dadurch erst in den Vordergrund des lokalen Interesses tretenden Edelmanns Aymar de Poisieu (unter dem Datum des 3. April 1429) beweist, daß die Arbeit vor 1466 nicht vollendet sein kann. 1576 wurde sie auf Anordnung der Schöffen von Orleans zuerst gedruckt[3]).

Trotz der Anlehnung an die Jungfrauchronik muß dieses Tagebuch als ein vielfach selbständiges, aus unmittelbarer Aufzeichnung und Berichterstattung sich herleitendes Quellenwerk bezeichnet

werden. Schon die Kenntnis der Prozeßakten giebt ihm eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, die neutrale, zwischen der legendenhaften Tradition und der geschichtlichen Wirklichkeit vermittelnde Auffassung Jeannes zeigt des Chronisten selbständiges Urteil.

Auffallend ist es, daß die drei ebenerwähnten Geschichtschreiber nicht die letzten Schicksale der Jungfrau schildern, da sie doch sogar die Zeit des Rehabilitationsprozesses noch überlebten. Aber ihre auf Verherrlichung oder doch unbedingte Anerkennung der Jungfrau gerichtete Tendenz ließ eine Verhüllung der Mißerfolge vor Paris und Compiègne rätlich erscheinen. Darum hebt das Tagebuch den Einzug Karls in Reims, den Höhepunkt der Jeanne zugeschriebenen Umwandlungen am Schluß besonders hervor. Die Chronik der Jungfrau hört ebenfalls plötzlich da auf, wo die Sache des Königs von Frankreich eine Wendung zum Schlimmeren nimmt, Jean Chartier kann in seiner bis 1461 gehenden Darstellung diese Mißgeschicke nicht unerwähnt lassen, aber er setzt sie auf Rechnung des Mißtrauens gegen die gottgesandte Jungfrau und böser Zufälligkeiten. Eine genauere Darlegung des ersten Prozesses war mit der Rücksicht auf die französische Kirche nicht gut vereinbar, daher wagt auch Chartier nur die kurze Bemerkung, daß Jeanne von den Richtern „sans procès, mais de leur voulenté indeue“ zum Feuertode verurteilt sei. Die Schilderung des Rehabilitationsprozesses konnte auch nur für ihn in Frage kommen, doch kannte er die darin geführten Verhandlungen offenbar sehr ungenau[4]).

Aus dem Jahre 1429 stammt ein kurzer, fast bedeutungsloser Bericht des Orleaner Notar Guillaume Girault, in dem die Befreiung der Loirestadt als eine Wunderthat der gottgesandten Jungfrau dargestellt wird. (Herausgegeben von Jollois in seiner Histoire du siège d'Orléans, wiederabgedruckt von J. Quicherat a. a. O. IV, 282—83, über den Verfasser siehe Boucher de Molandon: Notes sur Guill. Girault in: Mém. de la Soc. archéol de l'Orléannais, IV). Eine noch auf dasselbe Jahr zurückgehende „Rélation inédite sur Jeanne d'Arc, extraite du Livre noir de la Rochelle“, das Werk eines Ratsschreibers in la Rochelle, hat gleichfalls J. Quicherat im Jahre 1879 nach einem mangelhaften, wenig treuen Manuskripte ediert. Sie bricht mit dem Rückzuge von Paris ab, beschränkt sich auf die Hauptthatsachen, mischt überdies einiges Falsche oder

Ungenaue ein und ist von dem Glauben an Johannas übernatürliche Mission und Kraft so sehr erfüllt, daß sie die Wundergeschichte vom Degen in Fierbois noch unglaublicher als selbst Jean Chartier darstellt. Von Bedeutung sind nur die Mitteilungen über Jeannes Standarte, durch die der Jungfrau eigene Angabe in etwas zweifelhaftem Lichte erscheint und die Notiz, daß Karl VII. bei seinem Abzuge von der Hauptstadt Besatzungen in den benachbarten Festungen zurückließ und sich so den Weg zu einem zweiten Angriffe auf Paris sicherte. Sonst weiß der Ratsschreiber nur das zu erzählen, was bis in die fernsten Winkel Frankreichs von Geschichte und Legende verbreitet war.

Ein Kollege dieses Chronisten, ein ungenannter Ratsschreiber zu Albi, hat uns karge Notizen über Jeannes erstes Auftreten hinterlassen, die trotz ihres geringen sachlichen Wertes und ihrer abergläubischen Vorstellungen zuerst von Compayré in seinen Etudes histor. et docum. inéd. sur l'Albigeois, dann von J. Quicherat (a. a. O. IV. 300—302) abgedruckt sind. Ihre Kürze und Beschränkung auf allgemein bekannte Thatsachen deutet auf eine frühe, von der geschäftig sich ausbreitenden Legende noch wenig beeinflußte Abfassungszeit, so daß dieser Bericht den ursprünglichen Quellen hinzugezählt werden muß.

Auch die von Quicherat (a. a. O. IV, 313 und 314) nach einem Manuskripte aus dem Jahre 1462 edierte Fortsetzung des Guillaume de Nangis setzt in ihren sorgfältigen chronologischen Angaben für die Jahre 1429—1431 einen gleichzeitigen, wohlunterrichteten Aufzeichner voraus. Aus ihr erfahren wir den Tag der Ankunft Jeannes in Chinon (6. März 1429). Ein ziemlich bedeutungsloses aus Rom stammendes Zeugnis über Jeanne Darc, das aber gleich nach 1429 niedergeschrieben zu sein scheint, teilt L. Delisle (Bibl. des Chartes XXXXVI, 649 ff.) mit. Noch gehören mehrere Berichte der englischen Partei in Paris zu den gleichzeitigen Quellen. Ein Pariser Gerichtsschreiber, Clément de Fauquemberque, hat nämlich Aufzeichnungen über die Jahre 1429—1431 hinterlassen, die ein treffendes Stimmungsbild der von Parteiungen zerrissenen, von außen her bedrängten Hauptstadt im September 1429 geben und einige Details über Jeannes Feuertod enthalten. Er glaubt zwar nicht an der Jungfrau göttliche

Sendung, doch stimmt ihn ihr grauenvolles Ende mitleidig (abgedruckt von Quicherat a. a. O. IV, 451—460). Viel wichtiger als sein Bericht ist das Tagebuch eines Pariser Geistlichen und Universitätsangehörigen, der früher fälschlich als „Bourgeois de Paris“ bezeichnet wurde [5]). Obwohl bis 1449 fortgeführt, ist es doch unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben, wahrscheinlich nach Jahresabschluß, und deshalb für die Jahre 1429—1431 als ursprüngliche Quelle anzusehen. Aus seiner Schilderung spricht daher der volle Haß jener Tage, wo die begeisterte Patriotin als Ketzerin und Lügnerin verbrannt wurde, wie er denn auch die zwölf Artikel Cauchons und seines Anhanges getreulich ausschreibt. Von dem gewöhnlichen Hexen- und Dämonenglauben hält er sich als aufgeklärterer Theologe so fern, wie seine Universitätskollegen und die Herren in Rouen. Jeanne erscheint ihm nur als eine emanzipierte und verlogene Dirne, die auf jeden losschlägt, der ihrem Willen nicht folgt, die blutdürstig Frauen und Männer hinmorden läßt, die Wunder zu thun und donnern zu können sich rühmt, also ähnlich wie den Richtern in Rouen, die sie „wegen ihrer erdichteten Offenbarungen und Erscheinungen“ und nebenbei wegen ihres unweiblichen Auftretens zum Tode verurteilten. Unser Autor ist aber parteilos genug, auch die Meinung derjenigen, welche an Johannas Mission glaubten, nicht als unbedingt irrig hinzustellen und in sein ungünstiges Porträt Johannas einen verschönernden Zug der Legende, daß nämlich die Vögel der Wälder und Felder zu dem Mädchen von Domremy kommen, um das Brot aus ihrem Schoße zu verzehren, mit aufzunehmen. Was hier von den zuversichtlichen Verheißungen Johannas vor dem Angriffe auf Paris und vom niederschlagenden Eindrucke des Mißerfolges erzählt wird, ist in der Sachlage vollauf begründet und zum Teil durch andere zeitgenössische Berichte bestätigt.

Wir haben in dem „Tagebuche“ eine auf unmittelbarer Anschauung beruhende und, soweit die politische und religiöse Parteistellung des Verfassers nicht in Frage kommt, auch treue und unbefangene Darstellung der letzten Ereignisse in Jeannes Leben.

Zum Schluß müssen wir den Berichten zu Lebzeiten Johannas noch eine von P. Cochon verfaßte normannische Chronik hinzuzählen, die über die Thaten der Jungfrau ziemlich kurz und ohne bestimmte Parteistellung hinwegeilt und mit Karls VII. Rückmarsch von Paris

schließt (siehe Quicherat IV, 339—343)[6]). So hätten wir nur acht Aufzeichnungen, die ganz als ursprüngliche Quellen gelten können, welche, meist spärlich und nur kurze Strecken dahinfließend, teilweise schon vor Johannas Endziele versiegen [7]). Sie sind in ihren Angaben auf die Hauptthatsachen beschränkt, vom Glauben an die Jungfrau zwar meist erfüllt, aber von der Legendendichtung noch wenig beeinflußt. Am wichtigsten sind die „Gestes“ und das „Journal de Paris“, daneben kommt noch Fauquemberque in Betracht, die andern sind allzu kahl und armselig.

B. Spätere Berichte.

Eine Fortbildung der sich an Johannas Heldengestalt anschließenden Tradition war nur mit Hilfe der seit dem Auftreten der falschen Jungfrau (1436) eifrig fortspinnenden Legende und der von Wunderglauben und Fabelsucht erfüllten Zeugenaussagen des zweiten Prozesses möglich.

Nach diesem treten an die Stelle der bisher meist weltlichen Geschichtschreiber überwiegend geistliche Männer, deren Blick auf die Wunderwelt des Jenseits gerichtet ist und die in der Verherrlichung der vom König und Papst wiedererhobenen Prophetin zugleich für kirchliche Zwecke wirkten. In die Zwischenzeit (1431—1456) fallen aber noch mehrere Darstellungen der Geschichte Jeannes, die entweder vom Aberglauben der Zeit sich frei halten, oder das mönchisch-religiöse Interesse durch ein persönliches und politisches ersetzen.

Zu diesen gehören in erster Linie die von 1402—1455 reichenden „Annales“ des Heroldes des Königs von Frankreich und Wappenkönigs von Berri, Jacques le Bouvier. Geb. 1386, begann le Bouvier schon 1402 mit der Zusammenhäufung seines Materials, indem er an den Versammlungen im Reiche teilnahm, um Zeuge der Großthaten seiner Zeitgenossen zu sein und diese entweder selbst aufzuzeichnen oder aufzeichnen zu lassen. Wir haben demnach auch in seinem ziemlich kurzen Berichte über Jeannes Leben eine gleichzeitig mit den Ereignissen entworfene Aufzeichnung vor uns, die vor dem Rehabilitationsprozesse noch redigiert zu sein scheint. Denn von der Kenntnis der Prozeßakten findet sich bei diesem Chronisten außer einer zufälligen Übereinstimmung mit Dunois' Aussagen im zweiten Prozeß keine Andeutung, auch ist er nirgends von der

Legende berührt. Er beurteilt die Jungfrau so, wie Karls VII. Feldherrn und Diplomaten, die mit wohlbegreiflichem Mißtrauen ihren Prophezeiungen und Eingebungen gegenüber standen, ihre Einwirkung zu überwachen und treulichst fern zu halten suchten und wie der König selbst. Vorsichtig tritt er jedoch dem Glauben an ihre göttliche Sendung nicht direkt entgegen, sowenig wie das Karl VII. und seine Umgebung im Interesse ihrer Sache, aus Rücksicht auf die Alençonsche Partei und aus Furcht vor den Volksmassen und den niederen Soldaten zu thun wagten. Aber ihre Thaten setzt er auf das Maß des Natürlichen und Wahrscheinlichen herab, läßt die Feldherrn Karls allein beschließen und handeln, während die Jungfrau noch über Gebühr zurücktritt und bei wichtigen Ereignissen, z. B. bei dem Sturm auf die Tourelles, bei den Kämpfen von Jargeau und Patay gar nicht erwähnt wird. Richtig deutet le Bouvier ihren Gegensatz zu den Feldherrn Karls und später zum Könige selbst an, ihre Prophezeiungen erwähnt er mit trockener Objektivität, ohne damit den Glauben an ihr übernatürliches Wissen kundgeben zu wollen. Wie alle Chronisten, die zu Lebzeiten Jeannes ihre Erkundigungen und Eindrücke zusammentrugen, faßt er die militärische Seite der Dinge, nicht deren religiös-kirchliche, vorwiegend ins Auge und beschränkt sich auf die Hauptthatsachen. Sein Werk ist von ihm selbst oder doch in seinem Geiste bis 1461 fortgeführt worden. (Herausgegeben von Denys Godefroy mit willkürlichen Änderungen, die auf Jeanne bezüglichen 10 Seiten bei Quicherat a. a. O. IV, 41—50).

Im Jahre 1436 begann Perceval de Cagny, ein langjähriger Diener des Alençonschen Hauses, die Chronik der Herzöge von Alençon zu schreiben, in der Johannas Thaten ausführlich geschildert werden (zuerst ediert von Quicherat, ebds. 3—37). Er sucht in dieser Schilderung das Parteiinteresse seines Herrn, des eifrigsten Gönners der Jungfrau, mit dem religiös-kirchlichen und mit der Auffassung der Legende zu vereinen. So macht er Jeanne zum gottgesandten Schutzengel des ratlos verzagten Königs, läßt sie nach den Eingebungen ihrer Heiligen alles deuten, leiten und vollführen, Gefahren der schwersten Art wie mit einem Zauberstabe hinwegscheuchen. Alles weiß und sagt sie voraus, die Zukunft liegt entschleiert vor ihren Augen. Fast ohne Verluste eilt sie von Sieg

zu Sieg, nur der böse Wille von Karls Feldherrn und böser Zufall trägt die Schuld an ihren Mißgeschicken vor Paris und Compiègne. Von den wirrsten Ausartungen der kirchlichen Legende hält er sich allerdings frei, da er wenige Jahre nach den Ereignissen selbst schrieb, überdies der Herzog von Alençon und andere Augenzeugen seine Gewährsmänner waren. Er erzählt der Jungfrau Wunderthaten wie ein treuer, aber urteilsloser Diener seines Herrn und wie ein gläubiger Rittersmann, der die Schutzheilige Frankreichs und des Alençonschen Hauses auch zu seiner abgöttisch verehrten Patronin erhebt.

Die Verhandlungen des ersten Prozesses kennt er nur ganz obenhin, giebt daher unrichtig an, daß der englische Regent in Frankreich, Herzog Bedford, der Jungfrau den Prozeß gemacht habe, daß Johanna schon am 24. (30.) Mai den Scheiterhaufen bestieg. Genauigkeit und Sachlichkeit sind nicht Vorzüge seiner Darstellung, die wir auf Grund der Aussagen Jeannes selbst und der unbefangeneren Berichte verwerfen müssen. Seine Auffassung der Jungfrau ist der le Bouviers völlig entgegengesetzt und erinnert an die späteren Schilderungen eines Jean Chartier und des Redakteurs der „Chronique de la Pucelle“. Dagegen werden wir an le Bouviers sachliche Darstellungsweise und wohlberechtigte Skepsis gemahnt, wenn wir uns den burgundischen Geschichtschreibern Enguerran de Monstrelet, Jean de Wavrin du Forestel, Lefèvre de Saint-Remi und George Chastelain zuwenden. Der erstere, gegen Ende des 14. Jahrhunderts geboren, seit 1430 in verschiedenen Stellungen als burgundischer Beamter thätig, 1453 zu Cambrai gestorben, ist in seinen politischen und persönlichen Interessen mit denen des burgundischen Herzogs, seines obersten Gebieters, verknüpft, aber, da er erst nach dem Abschluß des französisch-burgundischen Waffenstillstandes schrieb (1444), so hat er keinen Grund, Jeanne besonders feindlich und vom Standpunkte der englischen Politik zu beurteilen. Der weitere Blick dieses in den Geschichtswerken des Altertums und Mittelalters bewanderten, durch Studium der römischen Litteratur gebildeten und neben den französischen Dingen auch die des Auslandes überschauenden Chronisten macht ihn zum Glauben an Johannas göttliche Mission und übernatürliche Gaben ungeeignet. Er stellt die Jungfrau als ein von patriotischer Be-

geisterung und religiöser Schwärmerei erfülltes Mädchen dar, das vom Anfang an mit dem Mißtrauen des Königs und seiner Umgebung zu kämpfen hat und daher hinter den Feldherrn Karls zurücktreten muß. Mit besonderer Teilnahme weilt seine Schilderung, wie natürlich, bei den Thaten seines Herzogs und Jeans von Luxemburg, seines Dienstherrn, aber von einer unwahren Parteilichkeit für das Haus Burgund ist er so frei, daß er die Unthaten Johanns des Unerschrockenen, des Vaters seines Herzogs, in rückhaltloser Weise tadelt. Sein politischer Standpunkt ist mehr der national-französische, als der partikularistisch-burgundische. Für Karls VI. Erniedrigung und Frankreichs Demütigung nach dem Tage von Azincourt zeigt er sichtliche Teilnahme und erwähnt den Hochmut der englischen Großen, den glänzenden Prunk Heinrichs V. sehr mißfällig. Von gleicher Sympathie für Karl VII., den langjährigen Feind des Herzogs von Burgund kann natürlich bei ihm keine Rede sein, ebensowenig aber neigt er zu den Engländern, „den Feinden dieses Reiches“. Seine Chronik umfaßt die Jahre 1400—1444 und schließt sich an Froissarts Chroniken an, mit denen es den ritterlichen Geist gemein hat. Auch Monstrelet war eine Zeit lang als Rittersmann thätig und machte im Jahre 1424 als Schloßkapitän des Grafen St. Pol einen Raubanfall auf die friedlichen Kaufleute von Abbeville, welche er für feindliche Scharen hielt, wofür ihm dann ein Remissionsbrief erteilt wurde.

In einem Falle berichtet er die Geschicke Jeannes als direkter Augenzeuge, denn 1430 war er im Lager von Compiègne und bei der Unterredung Philipps des Guten und der gefangenen Jungfrau zugegen, sonst schöpft er aus zuverlässigen Quellen. Einzelne Ungenauigkeiten laufen ihm, der ferner von Jeannes Wirkungskreis in Cambrai (wo er seit 1436 Stellvertreter des burgundischen Herzogs, des Kirchenvogtes [Gavenier] der Stadt und der Landschaft, seit 1444 Prévôt war), schrieb, zuweilen unter. So läßt er Johanna längere Zeit in einem Gasthofe als Viehmagd dienen, was zu den eigenen Aussagen Jeannes im ersten Prozeß und den Angaben ihrer Landsleute in dem Rehabilitationsprozeß nicht stimmt.

Der Wert seiner Chronik würde noch größer sein, wenn er mehr auf die allgemein wichtigen Dinge, als auf die besonderen Thaten und Schicksale burgundischer Großen seine Aufmerksamkeit

gelenkt und nicht so breit und weitschweifig geschrieben hätte. Hoch aber erhebt ihn über die weltlichen und geistlichen Chronikschreiber des XV. Jahrhunderts sein vom Aberglauben ungetrübter Blick, sein edles Mitgefühl für die Leiden des niedergetretenen Volkes, sein Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang der Dinge, sein sorgfältiger, auch auf das Kleinste gerichteter Sammelfleiß, seine vorsichtige Prüfung des ihm kund Gewordenen. Schon sein Grundsatz, erst ein Jahr nach den Ereignissen diese selbst aufzuzeichnen, damit die Zwischenzeit das Wahre vom Falschen scheiden könne, erweckt ein günstiges Vorurteil für seine Gewissenhaftigkeit und Parteilosigkeit. Selten hat ein mittelalterlicher Chronist den Leser so in die Werkstätte seines Schaffens eingeführt, wie Monstrelet, so die Lücken seiner Nachrichten und Erinnerungen angedeutet. Wir können daher sein Werk als das sorgfältigste und glaubwürdigste jener Zeit und sogar seine Schilderung Jeannes als im wesentlichen treu und unbefangen ansehen (vergleiche die Einleitung zur Chronique de Monstrelet von Douet d'Argy, Paris 1857). In den Jahren 1455—17 schrieb ein burgundischer Ritter, Jean de Wavrin, Herr von Forestel bei Lille, seine an Monstrelets Chronik erinnernden, zum Teil aus Froissarts Geschichtswerke geschöpften Chroniques d'Angleterre. Seit dem Tage von Azincourt hatte Jean de Wavrin den Burgundern und Engländern gedient, die Kämpfe an der Loire (1429) und den Rückzug von Patay mitgemacht. Naturgemäß ist er kein Freund Johannas, deren dämonischen Künsten er den Umschwung des Kriegsglückes zumeist zuschreibt, und urteilt über sie teils im Sinne des mittelalterlichen Köhlerglaubens, teils aber mit dem aufgeklärten Skeptizismus des Schillerschen Talbot. Die Jungfrau erscheint ihm als eine Art Scheusal, die ihr Glaubenden aber als Narren. Über die Stellung Johannas zu den französischen Rittern zum Teil wohl nur durch das Geschwätz im englisch-burgundischen Lager unterrichtet, sieht er in ihr ein gelehriges Werkzeug Baudricourts und läßt sie den Soldaten reiche Schätze versprechen, wenn sie ihr unbedingt folgen, auch die Unteroffiziere für sich bearbeiten, was schon glaublicher ist.

Ein zuverlässiger Beurteiler ist Wavrin sonach keineswegs, und da, wo er nicht als Augenzeuge schreibt, von Monstrelet abhängig. Nur für einzelne Ereignisse des Jahres 1429 kann er

als unmittelbarer und wohlunterrichteter Augenzeuge angesehen werden. (Emilie Dupont hat die gesamte Chronik in 3 Bänden, 1859—63 ediert.)

Nicht minder einseitig als er ist Lefèvre de Saint-Remi, 1393 zu Abbeville geboren, Rat des Herzogs von Burgund und Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vließe, der nach 1460 seine gewöhnlich als „Mémoires" bezeichnete Chronik der Jahre 1407—36 vollendete. Doch beurteilt er die Jungfrau nicht mit der Gehässigkeit Wavrins, sondern mit Monstrelets größerer Unbefangenheit. Bei der Kürze seiner Darstellung ist die Abhängigkeit von diesem im einzelnen schwer festzustellen, eigene, zuverlässige Nachrichten bringt er jedenfalls über den Ausfall von Compiègne, in dessen Details er wahrscheinlich vom Herzog von Burgund selbst eingeweiht wurde. Nur für Johannas Katastrophe kann sein Bericht in sorgfältigere Betrachtung gezogen werden. Die vierzehn ersten Jahre seiner Memoiren hat Buchon in seine „Collection des chroniques nationales" aufgenommen, die ganze Chronik ist von F. Morand, Paris 1876—1881 in 2 Bänden ediert. Georges Chastelain, geboren 1404 oder 1405 in der flandrischen Grafschaft Alost, der offizielle Geschichtschreiber der burgundischen Dynastie, hat neben Monstrelets Chronik auch die Memoiren Lefèvres benutzt, welche ihm vom Autor zugesandt wurden. Aber nicht nur über die letzten Schicksale Johannas weiß er mehr zu berichten als seine beiden Vorgänger, auch über die Ereignisse des Jahres 1429 hat er selbständige Angaben. Seine Auffassung der Jungfrau ist der Lefèvres, bezw. Monstrelets verwandt, sein Streben nach Unparteilichkeit läßt ihn auch die Schwächen Philipps des Guten, seines Herrn und Gönners, nicht verschweigen. Die uns erhaltenen Fragmente seines großen, bis 1467 reichenden Werkes, über 400 Kapitel, hat Kervyn de Lettenhove, Brüssel 1863 herausgegeben.

Chastelain kennt die Verhandlungen beider Prozesse sowenig wie Lefèvre, obwohl die des ersten schon seit 1450, besonders aber durch den Rehabilitationsprozeß (1456) allgemeiner bekannt wurden, die des zweiten ihm in frischer Erinnerung sein mußten, als er (1461) Johannas Thaten schilderte. Doch als ein Augenzeuge, der die Jungfrau mehrfach gesehen hat, und als vertrauter Diener Philipps von Burgund darf er zu den wohlunterrichteten Quellen-

schriftstellern gezählt werden. Gleich nach Johannas Gefangennahme schrieb ein Greffier der Brabanter Rechnungskammer einen kurzen Bericht über dieses wichtige Ereignis. Dieser französisch geschriebenen und in burgundischem Parteisinn gehaltenen Relation geht ein kurzer, lateinischer Lebensabriß Johannas voraus, der an ihre Prophezeiung, sie würde vor Orleans verwundet werden, aber nicht sterben, anknüpft und den Glauben an ihre Mission kundgiebt. Beide ziemlich wertlosen Stücke, die offenbar von zwei verschiedenen Urhebern herrühren, hat Quicherat (a. a. O. IV, 425—28) abgedruckt. Ähnlich bedeutungslos sind, mit Ausnahme einer schon obenerwähnten Schilderung, die lothringischen und normannischen Berichte über die Jungfrau, soweit sie in Quicherats Sammelwerke Aufnahme gefunden haben, trotzdem ihre Verfasser in der Nähe des Schauplatzes, auf dem Jeannes Leben und Ende sich abspielte, schrieben. Zwei Schriften eines Dechanten zu St. Theobald in Metz, Namens Chatelain de la Porte, (siehe Lanéry Darc Bibliogr. des ouvrages rélatifs à J. Darc p. 37), eine Chronik dieser Stadt bis 1443, welche schon Don Calmet in seiner Geschichte Lothringens veröffentlicht hat und ein chronologisches Verzeichnis der französischen Könige bis 1460, sind zwar vom Aber- und Legendenglauben nicht frei, aber doch maßvoll und nüchtern, soweit sie die Jungfrau erwähnen. Den geistlichen Herren ist Johanna nur eine „moult grant merveille“, aber nicht eine Gesandte Gottes, sie wird von Baudricourt und von Karls Feldherrn mit Mißtrauen und Spott behandelt. Auch von dem Glauben an die falsche Jungfrau, die 1436 in Metz und später in Orleans ihr Wesen trieb, ist der Dechant in seinem zweiten Geschichtswerke zurückgekommen. Dagegen ist eine nach Ludwigs XI. Tode erst verfaßte lothringische Chronik, die gleichfalls Don Calmet seiner Geschichte Lothringens einverleibte, von dem wirrsten Legendenkram erfüllt. Johanna thut hier alles, was die französischen Heerführer großenteils erst nach ihrem Tode gethan haben, erobert ganz Frankreich mit Ausnahme Rouens, unter dessen Mauern sie auf rätselhafte Weise entschwindet. Der Chronist giebt dem Märchen, Karls Soldaten hätten sie aus Neid getötet, Ausdruck, gesteht aber das kirchliche Interesse des Johannakultus durch die Bemerkung: „Wäre sie zum Könige gebracht, so hätte er sie in geweihter Erde begraben lassen, die Kirche hätte ihrer immer gedacht und die

Priester hätten großen Vorteil davon gehabt" (a. a. O. IV 338) offen ein.

Ebenso bedeutungslos, wie diese letzterwähnte Schilderung sind zwei Bruchstücke aus normannischen Chroniken, deren erstes, 1439 abgefaßtes von Vallet de Viriville in der „Bibl. de l'Ecole des Chartes, Ser. II, T. II", das andere nach 1461 geschriebene von Quicherat (a. a. O. IV., 345—46) ediert ist. Dieser sehr knappe Bericht wiederholt gläubig das Märchen von Johannas Verrat, ist aber sonst sachlich gehalten, die ältere, ebenfalls ganz kurze Aufzeichnung hält sich vom Legendenkram frei.

Der Zeit nach dem Rehabilitationsprozesse gehören auch das „Régistre Delphinal" des Mathieu Thomassin (herausgegeben von Buchon, Paris 1838) Guillaume Gruels „Chronique des Bretons und die Chronique des Pays-Bas, de France, d'Angleterre et de Tournay" (ediert von de Smet in: Collection des Chroniques Belges inéd. Brüssel 1856) an.

Thomassin war 1391 zu Lyon geboren, wurde 1422 Staatsprokurator des Dauphiné und begann 1456, auf Befehl des späteren Königs Ludwigs XI. sein „Rég. Delphinal", das wegen einzelner Aktenstücke auch für die Geschichte Johannas nicht ohne Bedeutung ist. Wir finden hierin vier Briefe der Jungfrau an die englischen Soldaten, beziehungsweise ihre Führer und an Herzog Bedford, die nur auseinandergelegte Teile desselben Schreibens sind und das angebliche Gutachten der Doktoren von Poitiers, welches die Richter des Rehabilitationsprozesses nicht mehr auffinden konnten oder wollten. Auch die Prophezeiung des Zauberer Merlin, die Lobpreisung der Jungfrau in Christines de Pisan Gedichten hat er gekannt. Sonst ist er ohne selbständigen Wert.

Guillaume Gruel, ein Edelmann aus der Bretagne, im Dienste des Herzogs Arthur, des Connetable von Frankreich, schrieb nach 1458 eine Lebensbeschreibung desselben, in der naturgemäß sein geschichtliches Interesse kaum über die Geschicke seines Herzogs hinausgeht, obwohl er Augenzeuge mancher Kämpfe war. Seine Auffassung Johannas ist nicht unbedingt gläubig, aber parteilos und sachlich. Die dritte Chronik, deren offenbar in der Nähe Tournays lebender Verfasser uns unbekannt ist, reicht zwar noch über das Jahr 1456 hinaus, doch ist der Bericht über Johannas Auftreten

weit früher geschrieben und bereits in Eberhard von Windecks Geschichte des Kaiser Sigismund benutzt worden [8]). Er hat manche selbständige Angaben, doch auch manche Unrichtigkeiten, die sich aus der örtlichen Entferntheit erklären, z. B. läßt er Jeanne aus Marieulle stammen und dort in einem Gasthofe dienen (nicht in Neufchâteau, wohin Monstrelet ihre Dienstzeit verlegt). Der Brief Johannas an die Engländer, das Gutachten von Poitiers, das er ähnlich wie Thomassin, umändert [9]), sind ihm bekannt, ohne daß wir an eine Abhängigkeit eines Chronisten vom andern hier denken können. Bei seiner genauen Kenntnis alles dessen, was sich auf niederländische Geschichte bezieht, weiß er über die Gefangenschaft der Jungfrau in Johanns von Luxemburg Kastellen Beaulieu und Beaurevoir Einzelheiten, die sich sonst nur in den ihm unbekannten Akten des ersten Prozesses finden. Seine Auffassung Johannas ist eine unbedingt devote und von der Legende beeinflußte, obwohl seine Darstellung eher einen Ritter, als einen Geistlichen vermuten läßt.

Neben diesen der Zeit Jeannes noch näherstehenden Aufzeichnungen haben wir eine große Anzahl Chroniken, die entweder den letzten Dezennien des XV. Jahrhunderts angehören oder zwar von Zeitgenossen herrühren, aber örtlich ferngerückt sind. Sie erstrecken sich über fast ganz Europa, überschreiten den Kanal, die Vogesen und Alpen und dringen sogar bis ins griechische Gebiet. Sachlich ohne besondern Wert, legen sie ein litterarisches Zeugnis von dem regen Interesse ab, welches alle Länder und Völker der Kulturwelt an der Wundergestallt des Heldenmädchens nahmen und lassen zugleich erkennen, wie die eifrig sich verbreitende und fortbildende Legende ihren Blütenkranz immer reicher um der Märtyrerin Haupt wand. Auch hier lassen wir Jeannes Landsleuten den Vortritt. — Im Jahre 1460 begann Gilles de Roye, Franzose von Geburt, erst Abt von Royaumont bei Paris, dann Vorsteher der Burgunder Abtei des Dunes die Fortsetzung der bis 1428 gehenden Weltchronik seines Amtsvorgängers Jean Brandon, welche er bis 1431 führte. Ohne selbständige Nachrichten, stützt er sich für die französische Geschichte auf die Jungfrauchronik und auf Jean Chartier, doch steht er zu Jeanne in einem sehr neutralen Verhältnis, wie er denn ihre Verurteilung weder billigt, noch miß-

billigt. Thomas Basin, geboren 1412 in der Normandie, seit 1449, nachdem er von der englischen Partei zu seinem rechtmäßigen Herrn zurückgekehrt war, Mitglied des französischen Staatsrates, ein gelehrter Theologe und bedeutender Kenner des kanonischen Rechtes, schrieb erst in dem zweiten Jahrzehnt der Regierung Ludwigs XI. die Geschichte Karls VII. und seines Nachfolgers (hsg. von Barante, die Johanna betreffenden Kapitel des zweiten Buches bei Quicherat IV. 351—57). Obwohl Zeitgenosse der Jungfrau und dem Schauplatze ihres Wirkens nahestehend, da er 1429 zu Paris studierte, weiß er über sie nur die Ausschmückungen der Legende zu wiederholen, daneben Monstrelets Chronik auszubeuten und den Prozeß in Rouen, über den er damals ein Gutachten abgab, auf einseitige, zum Teil irrige Weise darzustellen. Da die bewegten Jahre 1429—31 längst seiner Erinnerung entschwunden waren, als er (1471—75) mit seinem Werke begann, da er den Valois nie aufrichtig zugethan war und von Ludwig XI. Übles erfahren hatte, zudem von geringem Interesse für Einzelheiten und von lebhafter Phantasie, so kann er auf Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Parteilosigkeit keine Ansprüche machen. Wie sehr er aber Johannas Verurteilung mehr vom juristischen, als vom allgemein-menschlichen Standpunkt mißbilligt, ein gläubiger Anhänger der Jungfrau ist er nicht. Seine Kenntnis des Rehabilitationsprozesses, an dem er Anteil hatte, seine Beziehungen zu Dunois, der ihm über Johannas Beglaubigung vor dem Könige eine Mitteilung machte, geben seiner Aufzeichnung noch einigen Wert.

Wie Basin, so stellt eine nach 1500 geschriebene anonyme Chronik, der ein Auszug aus dem lateinischen Texte der Prozeßakten hinzugefügt ist, den ersten Prozeß einseitig gefärbt dar[10]). Die Geschichtsdarstellung selbst geht besonders auf Jean Chartier zurück und ist von der geschäftig dichtenden Legende außerdem stark beeinflußt. Hier tauchen drei bestimmt formulierte geheime Bitten Karls VII. auf, durch deren Enthüllung Johanna sich in Chinon beglaubigt haben soll, eine legendenhafte Fortbildung der „choses sécrètes", deren Kundgebung den König zuerst von der Jungfrau höherer Mission angeblich überzeugte. Ferner teilt er die schon 1461 in der Normandie verbreitete Sage von dem Verrate Johannas bei Compiègne in der vorsichtigen Form des Gerüchtes mit, dem er allerdings Glauben beimißt.

Ähnlich, wie dieses posthume Machwerk, giebt schon der nach 1488 verfaßte und wahrscheinlich in der Nähe von Compiègne entstandene „Mirouer des femmes vertueuses“ eine legendenhafte Darstellung der Beglaubigung Johannas und eine sehr ausgeführte Verratsgeschichte, die der Chronist von zwei alten Männern aus Compiègne, deren Bürgin die prophetische Jungfrau selbst sein soll, gehört haben will.

Eine etwas wahscheinlichere Angabe über die geheimen Mitteilungen, die Jeanne dem König gemacht habe, finden wir in den 1516 vollendeten „Hardiesses des grands rois et empereurs“ von Pierre Sala, einem Hofbeamten Ludwigs XI. und seiner beiden Nachfolger. Als Gewährsmann für diese Angabe beruft er sich auf einen Pagen Karls VII. Legendenhaft ist seine Mitteilung, man habe an dem französischen Hofe beschlossen, Jeannes Eltern vorzuladen und über ihre Tochter auszufragen.

In den ersten Dezennien des XVII. Jahrhunderts entworfen, kann Jean Rogiers „Recueil“ (herausgegeben von Varin, Archives législat. de la ville de Reims, 2me partie, Statuts T. I.) nur als Zusammenstellung der in Reims gesammelten Dokumente in Betracht kommen, und mit Hilfe dieses Materiales giebt er einige Ergänzungen der zeitgenössischen Berichte über Johanna und eine unbefangene, treue Darstellung ihres Wirkens. Von einem übernatürlichen Eingreifen Gottes in Frankreichs Geschicke ist darin natürlich keine Rede, die Umwandlungen nach dem Jahre 1429 werden auf die militärischen Erfolge der Feldherrn Karls VII. und auf das Wiedererwachen des schon erlöschenden Nationalgefühles zurückgeführt.

Von den englischen Geschichtschreibern des XV. Jahrhunderts kommen Walter Bower, der Fortsetzer des „Scotichronicon Fordun's“, (ca. 1440) und der gelehrte Buchdrucker William Caxton, dessen „Chronicles of England“ erst 1480 erschienen, in Betracht. Bower ist schon vor der Johanna-Legende beeinflußt, Caxton, ein humanistisch gebildeter, in den Weltverhältnissen erfahrener Mann, sehr kühl und sogar gehässig, wie er denn der gefangenen Jungfrau eine simulierte Schwangerschaft andichtet, um Aufschub ihres Feuertodes zu erwirken.

Auch die deutschen Chronisten sind wenig wichtig. Eberhard

von Windeck, der die Thaten Jeannes nur bis zur Fahrt nach Reims erwähnt, hat einige unerhebliche Angaben, die sich in zeitgenössischen Berichten nirgends finden, (z. B., daß der Bretagnerherzog die Jungfrau durch seinen Beichtvater prüfen läßt, daß Jeanne sich von Karl VII. bestimmte religiöse Versprechungen geben läßt, ehe sie ihr Gotteswerk beginnt), ist sonst aber, wie schon erwähnt, von der Tournayer Chronik abhängig, außerdem von der Legende beeinflußt.

Während er an Johannas göttliche Mission glaubt, sieht Johann Nider, ein eifriger Ketzerrichter und Verfasser des „Formicarium“, einer Anleitung zur Ketzeraufspürung (1439), worin auch Jeanne Darc erwähnt wird, in dieser ein Werkzeug der höllischen Mächte. Er kennt manche Aktenstücke, wie den Brief Heinrichs VI. von England an Kaiser Sigismund über Jeannes Verurteilung, ferner die verschiedenen theologischen Gutachten zu dem ersten Prozeß und hat auch von Nicolaus Lami, dem Vertreter der Pariser Universität auf dem Baseler Konzil, an dem Nider selbst teilnahm, Mitteilungen über Johannas Aussagen vor ihren Richtern empfangen.

Hermann Korner wiederholt dagegen in seiner „Chronica novella“ (1435) nur fromme Gerüchte und Legenden und sieht in den Leiden, die nach Johannas Tode über Frankreich kamen, eine Strafe Gottes.

Die kirchliche Legende treibt auch in den nach dem Rehabilitationsprozesse verfaßten italienischen Chroniken ihre üppigen Blüten. Papst Pius II. sowohl, in seinen „Commentarii rerum memorabilium, quae temporibus suis contigerunt“, Buch VI, wie der Augustinermönch Philipp von Bergamo in seiner Schrift: „De claris mulieribus“ (1497) schildern Johannas Person und Wirken im Style der katholischen Heiligenleben, trotzdem der erstere bei den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Burgund als Abgesandter des Baseler Konzils zugegen war und genauere Mitteilungen einziehen konnte. Die humanistische Bildung dieses Papstes, des als Aeneas Sylvius gefeierten Schriftstellers, tritt hier in den Dienst des kirchlichen Interesses und des religiösen Aberglaubens.

Unerheblich, aber sachlich gehalten, bis auf den Irrtum, daß der Herzog Bedford die Jungfrau zum Feuertode verurteilt habe,

sind dagegen die Angaben welche Lorenzo Buonincontro, ein toskanischer Astrologe, in seinem Werke: De ortu regum Neapolitanorum et rerum undique gestarum (s. Muratori, Script, rer. ital. XXI). über Johanna macht.

Die übrigen, im 4. Bande des Quicheratschen Sammelwerkes noch angeführten spätern Berichte können uns nicht ernstlich beschäftigen.

Der Standpunkt der zahlreichen französischen Geschichtschreiber, welche Jeannes Thaten erwähnen, ist, wie der der mittelalterlichen Historik überhaupt, ein vorwiegend lokaler. Denn bei den schwierigen Verbindungen in jener Zeit und bei den provinziellen und kommunalen Absonderungsgelüsten, welche durch die Zerrissenheit und die Parteiungen im Reiche Karls VII. noch gefördert wurden, vermochte jeder Chronist nur innerhalb eines sehr beschränkten Raumes seine Erkundigungen einzuziehen und sein Gesichtskreis ging nicht viel über den Kirchensprengel hinaus. Nur diejenigen geben ihrer Anschauung eine universalere Richtung, welche den kirchlichen Interessen dienen, oder ein bestimmtes politisches Parteiinteresse in ihre Darstellung hineintragen. Die Lücken der selbständigen Nachrichten und Ermittelungen mußte dann die Ausschöpfung anderer Chronisten, deren Gesichtskreis ebenso lokal abgegrenzt war, füllen helfen, soweit nicht die unmittelbare Augenzeugenschaft oder Urkunden oder besonders gutunterrichtete und weitblickende Gewährsmänner einen solchen Notbehelf entbehrlich machten. Nach schlechter Gewohnheit pflegte man die zeitlich und örtlich naheliegenden Chroniken auch da auszuschreiben, wo eigene Sorgfalt und Mühe zur Erlangung des erforderlichen Materials geführt haben würden und dann diese Hauptquellen der Darstellung in verstecktem Dunkel zu bergen, desto mehr aber mit gelegentlichen Nachrichten aus erster Hand zu prunken.

Der Gegensatz der national-französischen und der englischen oder doch im englischen Parteiinteresse gehaltenen französischen Historik, daneben die mehr vermittelnde burgundische Geschichtsdarstellung eines Monstrelet und Lefèvre fällt zunächst in die Augen. Weniger augenscheinlich, aber noch beachtenswerter ist für die Auffassung Johannas der Gegensatz zwischen der weltlichen und geistlichen

Geschichtschreibung. Die Ritter, welche Johanna zur Seite oder gegenüberstanden, oder doch den Gang des glänzenden Loirefeldzuges (1429) und des plötzlichen Umschwunges vor Paris durch die Berichte militärischer Augenzeugen kennen gelernt hatten, urteilen auch dann, wenn sie der Partei Karls angehören, sehr nüchtern und eher skeptisch, als gläubig. Dagegen sind die geistlichen Chronisten aller Länder ziemlich einig in dem Glauben an Johannas göttliche Mission und an die Erfindungen der Legendendichtung, nur ein starkes Korporations- oder Parteiinteresse vermag eine objektiv kühle oder sogar feindlich-gehässige Beurteilung der Jungfrau hervorzubringen.

Endlich ist eine bemerkenswerte Differenz zwischen den zu Johannas Lebzeiten schreibenden Chronisten und den spätern selbständigen oder unselbständigen Darstellern vorhanden. Die ersteren sind zwar auch zumeist von dem überwältigenden Eindruck, den Johannas Erscheinen auf ihre Landsleute machen mußte, fortgerissen worden, aber sie standen noch wenig unter dem Einflusse der zuerst von der politisch-religiösen Tendenz ziemlich freien, dann in den Dienst der Kirche tretenden Legende, darum fehlt ihrer Schilderung so manches eingehende Detail, das erst die ausschmückende Sage erfunden hat. Auch in den ungünstigen Darstellungen der beiden zeitgenössischen Tagebuchschreiber der anglisierenden Partei in Paris tritt die Gewalt des Eindruckes, den die Jungfrau und die ihr zugeschriebene Wandlung des Kriegsglückes auf eine Zeit des Aber- und Wunderglaubens machen mußte, unfreiwillig oder unbewußt hervor, aber zugleich kennen sie die Einzelheiten, welche die Katastrophe vor Paris herbeiführten, zu genau, um hier, im Sinne der Parteilegende, an den absichtlichen Verrat der französischen Heerführer oder an eine dem Verrate sich annähernde Feindschaft gegen die Jungfrau zu glauben. Nur die französischen und burgundischen Chronisten, nicht die englischen, deutschen und italienischen, auch wo sie gleichzeitig sind, kommen für eine quellenmäßige Geschichte Jeanne Darcs in Betracht. Was die Stellung dieser Geschichtschreiber zum Glauben an Johannas Mission betrifft, so bezweifelt etwa ein Drittel, das vorzugsweise der burgundischen und der anglisierenden Partei angehört, dieselbe, ein zweites Drittel ist unbedingt gläubig, die übrigen verhalten sich neutral oder skeptisch [11]).

Die Vertreter der Zweifler sind namentlich Monstrelet und der Verfasser des „Journal de Paris", der Glaube findet in Perceval de Cagny und Jean Chartier seine Hauptstreiter; als Repräsentanten der dritten Gruppe wollen wir vor allem auf le Bouvier hinweisen. Der Aberglaube der Zeit hat also den freien Sinn der Geschichtschreiber, besonders der nicht dem geistlichen Stande angehörenden keineswegs immer umnachtet, namentlich hat das Mißgeschick, welches die gottgesandte Prophetin von Paris bis Rouen verfolgte, den Zweifel an ihrer Mission vermehrt, das Urteil über sie geschärft. Dann aber schlug der von Staat und Kirche autorisierte Rehabilitationsprozeß wieder die Zweifel und Bedenken der meisten Chronikschreiber nieder und je mehr diese sich zeitlich und örtlich von Jeannes Wirkungskreis entfernten, desto mehr sanken sie in das Nebelreich der dichter und dichter die wahren Thatsachen verschleiernden Legende.

Eine völlig objektive und besonders eine psychologische Auffassung der Jungfrau finden wir bei keinem Chronisten. Der schroffe Dualismus der mittelalterlichen Weltanschauung, den erst die Humanität unserer Zeit überwunden hat, ließ Johanna als Heilige oder als Werkzeug des Teufels in den Augen der meisten erscheinen. Selbst die vorsichtige Mitte, welche die aufgeklärteren Theologen der Pariser Universität und die Rouener Richter zwischen diesen Extremen hielten, indem sie die angeklagte Prophetin mehr als Schwindlerin und Betrügerin, denn als wirkliche Ketzerin und Gotteslästerin verdammten, fand nur bei wenigen rechtes Verständnis. Die meisten stellen sich entweder auf den Standpunkt einseitiger Verdammung, der durch das Urteil des Rouener Gerichtshofes vollauf motiviert war, oder auf den Standpunkt meist urteilsloser, bisweilen aber schlau berechneter Verherrlichung der Jungfrau, also auf dasselbe Niveau, wie die Zeugen des Rehabilitationsprozesses. Das Menschliche in Jeannes Streben und Wirken von dem Idealen und in gewissem Sinne Göttlichen zu sondern, das konnte nur die Aufgabe einer Geschichtsbetrachtung sein, die mit den letzten Resten des mittelalterlichen Dualismus gebrochen hatte.

X. Jeanne Darc im Laufe der Jahrhunderte.

Wenn schon vor der glänzenden Freisprechung Johannas die wunderbaren Thaten und das entsetzliche Schicksal des Heldenmädchens die Einbildungskraft der Dichter und Dichterinnen Frankreichs beflügelt hatten, so war nach dem Rehabilitationsprozesse die Zeit der tendenziösen Darstellung und mythischen Umbildung des Geschehenen erst recht gekommen. Wir sahen, wie sehr die Geschichtschreiber der Jungfrau immer mehr der Legende huldigten, mit ihnen wetteiferten natürlich die Dichter. Seitdem 1461 Karl VII. gestorben war und sein Sohn Ludwig XI. die Verherrlichung Johannas zu einem schlau berechneten Mittel der nationalen Einigung des von Sonderinteressen und Parteibestrebungen zerrissenen Königreichs machte, wurde es auch zum persönlichen Vorteile der französischen Poeten und Chronisten, die von der Kirche und dem Königtum wieder Erhobene zu preisen. So beteiligten sich denn bis ins XVI. Jahrhundert hinein Dichter verschiedenster Art, berufene und unberufene, bekannte und unbekannte an dem Huldigungswerke. Ein wenig bekannter Dichterling pries 1516 in vier Büchern „die Thaten Johannas, der Jungfrau Frankreichs, der hervorragenden Kriegsheldin", der burgundische Hofgeschichtschreiber Georges Chastelain widmete ihr schon früher in seinen „Recollections de merveilles adventures de nostre temps" eine hervorragende Stelle [12]). François Villon, der populärste Dichter des damaligen Frankreich, sang 1461 den Ruhm des Mädchens aus dem Volke, Martial d'Auvergne pries 23 Jahre später in seinen „Vigiles du roi Charles VII.", einer Versifizierung der Chronik Chartiers, die Retterin des Königs und Landes, und im Jahre 1489 besang sie Octavien de St. Gelais im „Séjour d'honneur."

Zum Ausgangspunkte des Johannakultus wurde Orleans, das alljährlich ein Befreiungsfest mit den üblichen kirchlichen Zeremonien feierte und dem Heldenmädchen ein in der Revolutionszeit zerstörtes Denkmal errichtete. Die Geistlichkeit, welche diese Jahres-

feste leitete, vermied Jahrhunderte lang eine ausdrückliche Erwähnung Jeannes, trotz ihrer Rehabilitation, und schrieb die Befreiung der Loirestadt dem Eingreifen Gottes oder der kirchlichen Heiligen zu. Erst nach den Greueln der Revolution wurde die Jungfrau auch als Wiedererweckerin des gesunkenen Glaubens in Predigten gefeiert. Ebenso hielten sich die Sendlinge Roms sehr reserviert und sogar der Lobredner Johannas, Papst Pius II., wagte sich trotz allen Legendenkrams nicht zu dem offenen Bekenntnis von Johannas übernatürlicher Sendung und außergewöhnlichen Thaten emporzuschwingen. Der Humanist trug hier den Sieg über den Kirchenfürsten davon.

Neben Orleans wurde nach 1456 auch Rouen eine Stätte der Verehrung Johannas, weit später (1820) erinnerte sich Domremy und 1880 Compiègne, daß auch sie mit der Geschichte der Jungfrau aufs engste verbunden waren, und errichteten ihr Denkmäler. Den Rückschlag der Johannabegeisterung führten der Humanismus und der weltliche Sinn der letzten Könige aus dem Hause Valois herbei. Dem ersteren war der Aberglaube, welcher sich der Person Johannas bemächtigt hatte, natürlich tief verhaßt, besonders die von der Kirche Roms sich abwendenden oder dem Protestantismus sich zuneigenden Denker und Gelehrten konnten in der kirchlich rehabilitierten nur ein Werkzeug des mittelalterlichen Truges sehen. Zudem schämten sich Herrscher wie Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. des Bauernmädchens von Domremy, das ihnen wie ein unedles Reis in der Geschichte ihres Hauses erschien, und Monstrelets nüchterne Darstellung mußte den kritischeren Geschichtschreibern des 16. Jahrhunders mehr zusagen, als Chartiers Fabeleien. Nur die Familie de Lys erhielt durch Herausgabe von Urkunden und Erinnerungen das Andenken des berühmten Mädchens in Ehren. Die Gegensätze freier Religionsanschauung und kirchlicher Gebundenheit, die damals keineswegs mit denen des Protestantismus und Katholizismus zusammenfielen, spiegeln sich auch in der Beurteilung Jeannes wieder. Der aufgeklärte Dichter und Kritiker du Bellay, dem das klassische Altertum weit näher stand, als die katholische Kirche, schilderte sie als ein Werkzeug des politischen Interesses, großenteils mit der geschichtlichen Wahrheit zusammentreffend. Dagegen behauptete ihr ungeschickter Advokat, G. Postel, man müsse

an Johannas Thaten wie an das Evangelium glauben, wer in ihr nicht eine Botin des Himmels verehre, verdiene als Vaterlandsfeind geächtet zu werden. Am weitesten ging der Historiker du Haillan, der sogar Johannas sittliche Reinheit verdächtigte. In den Fehden der Hugenottenkriege erwachte aber das nationale Bewußtsein, ihm gab der berühmte Jurist Pasquier in seiner warmen Schilderung Jeannes Ausdruck. Als nach Heinrichs IV. Siege über die landesverräterische Ligue der Gedanke an das national-französische Interesse alle anderen beherrschte und selbst den Gegensatz der streitenden Konfessionen milderte, war der günstige Augenblick für den Johannakultus wieder gekommen und die engere Vereinigung des französischen Königtums und der römischen Kirche unter Ludwig XIII. ließ in dem Hofdichter Chapelain den Gedanken entstehen, Johanna als Prophetin und Vaterlandsretterin im Sinne der Legende des XV. Jahrhunderts zu verherrlichen.

Zu den Dichtern und Schöngeistern, welche Kardinal Richelieu, der ruhmvolle Leiter Frankreichs während zweier Jahrzehnte, als patriotischen Hofstaat um sich vereinte, gehörte auch Jean Chapelain, geboren am 4. Dezember 1595, gestorben am 22. Februar 1674. Nachdem er anfangs Medizin studiert hatte, reihte er sich jenen zahlreichen dichterischen Bettlern ein, die von der Freigebigkeit der angesungenen Großen lebten, erhielt durch des Kardinals Gunst ein Jahresgehalt von 3000 Franken (heute 12,000 bis 15,000) und entwarf dafür die Satzungen der von Richelieu geschaffenen französischen Akademie. Weniger ehrgeizig, als andere bettelhafte Streber, schlug er Ehrenstellungen, die ihm wiederholt angeboten wurden, aus und begnügte sich damit, der willfährige, gehorsame Lakai seines großen Herrn zu sein. In Richelieus politische Gedanken trat er auch ein, als er 1630 mit der Abfassung seines großen Epos: „Jeanne Darc ou la France délivrée“ begann, ob er vom Kardinal dazu aufgefordert war, ist allerdings nicht zu erweisen. Je mehr Frankreichs Interesse den großen Staatsmann zur offenen Feindschaft gegen die habsburgische Macht in Deutschland und Spanien, also gegen die Hauptstütze Roms, und selbst zum Bund mit dem ketzerischen Schwedenkönig zwang, desto mehr suchte er sich im Inneren Frankreichs als Beschützer der katholischen Bestrebungen und als Unterdrücker der hugenottischen

Sonderpolitik hinzustellen. Der Kampf gegen die letztere brachte ihn in einen Krieg mit England, der Hauptmacht der protestantischen Welt; schon um den alten Nationalhaß gegen den Erbfeind jenseits des Kanals zu beleben, mußte ihm eine Verherrlichung Jeanne Darcs, der leidenschaftlichsten Gegnerin der Britten, erwünscht sein. Der um 1625 etwa gefaßte Plan des Epos und die 1630 begonnene Ausführung desselben fallen der Zeit nach so mit Richelieus anti-englischer Politik zusammen, daß wir an ein Ungefähr des Zufalles kaum denken können; wie 12 Jahre später (1642) der engste Vertraute des Kardinals, Abbé d'Aubignac, Johanna in einer Tragödie feierte, so sollte auch Chapelains Dichtung den nationalen Plänen des französischen Staatsmannes dienen. Gewiß war es nicht in Richelieus Sinne, daß der schwerfällige, langsame Dichterling 25 Jahre an der ersten Hälfte seines Werkes arbeitete, vielmehr ließ er ihm durch d'Aubignac einen deutlichen Wink zur Beschleunigung geben, denn in jener Tragödie mußte der gehorsame Dichterlakai Chapelains sehnlichst erwartetes, aber nie erscheinendes Epos durch Johanna selbst ankündigen. Chapelain aber hatte mehr als einen Grund, mit der Veröffentlichung nicht zu eilen. Während der ganzen Arbeitszeit hatte ihm der Herzog von Longueville, ein Nachkomme des mit Jeanne zugleich gefeierten Grafen Dunois, eine jährliche Pension ausgesetzt, kein Wunder, daß ein poetischer Kostgänger, der von den Jahresgehalten der Großen lebte, die Vollendung seines Werkes nach Kräften hinauszögerte. Zudem war Chapelain nicht so urteilslos und selbstbewußt, um den Abstand zwischen seinem dichterischen Können und Wollen nicht zu empfinden und sich durch die Schmeicheleien, welche ihm die handschriftlich mitgeteilten Partien seines Epos von manchen Seiten eintrugen, täuschen zu lassen. Ein warnender Rat, der ihm 1654 von dem kompetenten d'Andilly, dem jansenistischen Gelehrten des Port-Royal zuging, scheint aber seine Dichtereitelkeit allzu empfindlich beleidigt zu haben; statt, wie jener wohlmeinende Beurteiler es wünschte, das langatmige Machwerk gründlich umzuarbeiten und zu feilen, eilte er mit dem Abschluß der ersten Hälfte, die im Dezember 1655, prachtvoll ausgestattet und mit Kupferstichen geziert, erschien. Richelieu lag seit 13 Jahren im Grabe, und mit dem Tode seines mächtigen Gönners und dem Heranwachsen einer neuen Litteraturrichtung, die zu den akademischen

Theorien der Hofpoeten des Kardinals in entschiedenen Gegensatz getreten war, hatte auch die Bedeutung Chapelains und die Rücksicht, welche seine Zunftgenossen auf ihn nehmen mußten, starke Einbuße erlitten. So erlebten denn die ersten zwölf Gesänge zwar in etwa 1½ Jahr sechs Auflagen, wurden nachgedruckt und zweimal ins Lateinische übertragen, aber erregten den wohlangebrachten Spott aller urteilsfähigen Kritiker. Wohl wäre die nationale Tendenz des Werkes damals, nach den Wirren der sogenannten Frondekriege, sehr am Platze gewesen, aber der Geschmack der Zeit war durch Dichter und Kritiker, wie Corneille und St. Evremond, zu sehr geläutert und verfeinert worden, um an Chapelains langweiliger Breite, formaler Unvollkommenheit und rhetorischer Übertreibung Gefallen finden zu können. Nachdem zwei weniger bedeutende Kritiker das Zeichen zum vernichtenden Angriff gegeben, auch akademische Kollegen des Dichters sich wacker beteiligt hatten, begann 1663 der neu auftauchende Boileau, der Hauptvorkämpfer der jungen, an Molière und Racine sich lehnenden Geschmacksrichtung seine satirischen Ausfälle gegen den fast schutzlos dastehenden Epiker. Chapelain selbst hatte dadurch, daß er polizeiliche Hilfe gegen den ersten seiner Gegner, einen Chevalier de Linière in Anspruch nahm, nur der Sache seiner Feinde genützt, und die wenigen Verteidiger, welche er fand, konnten ihm nichts helfen. Als Trost blieben ihm die Verdoppelung seiner Pension durch des Herzogs von Longueville Gnade und gelegentliche Huldigungen junger, protektionsbedürftiger Dichter, zu denen selbst Jean Racine zählte. Aber in anerkennenswerter Selbstbescheidung ließ er die letzten zwölf Gesänge im Pulte, sie sind erst 1882 von einem gläubigen Anhänger des gut katholischen Dichters, von René Kerviler, herausgegeben worden. Die schlimmste Strafe für Chapelain lag darin, daß er seine Niederlage noch 18 Jahre lang überlebte und bis in die Tage seines Greisenalters hinein vor Boileaus Spott nicht zur Ruhe kam. In engen, abgeschlossenen Kreisen, für die ein Molière, Racine und Boileau umsonst gewirkt hatten, pries man noch den Dichterruhm des abgelebten Mannes und nutzte dessen vornehme Verbindungen für eigensüchtige Zwecke aus, sonst war er von Boileau in derselben Weise geächtet worden, wie Abbé Cotin von Molière. Mögen in beiden Richterakten persönliche Motive neben den sachlichen von Ein-

fluß gewesen sein, das Urteil selbst ist von der unbefangenen Nachwelt bestätigt worden. Denn es will nicht viel sagen, daß ein französischer Blaustrumpf, Pauline de Meulon, später die Gattin des pseudoliberalen Staatsmannes und Geschichtschreibers Guizot, sich in weiblichem Mitgefühle des modernen Marsyas annahm, daß Kerviler im Interesse seines Verlegers und der frommen Partei die Apologeten Chapelains spielte und selbst Saint-Marc Giardins teilweises Lob kann das Urteil von zwei Jahrhunderten nicht umstoßen, da der bekannte Litterarhistoriker nur allzu oft die Eigenheit zeigt, aus Prinzip anders zu urteilen, als die übrige Welt. Neuerdings haben sich zwar ein gewisser Julien Duchesne und H. Semmig, ein aus Frankreich (1870) vertriebener, deutscher Schriftsteller, sehr warm des Verherrlichers der Jungfrau angenommen, aber wir glauben nicht, daß ihr Urteil schwer in die kritische Wagschale zu gunsten Chapelains fallen wird. Der Vorwurf, den H. Semmig gegen Chapelains Tadler erhebt, daß sie nur nachsprächen, was Boileaus und Voltaires Spott Übles geredet, mag vielfach berechtigt sein; Verfasser dieses, der so manche Chapelains der französischen und deutschen Litteratur lesen mußte, hat die Mühe eigner Durchforschung nicht gescheut und das hergebrachte Urteil dadurch nur bestätigt gefunden.

Mag man auch zugeben, daß Chapelains zum Teil warme Begeisterung für die im 16. Jahrhundert allzusehr herabgesetzte Jungfrau Anerkennung verdient, daß er in einzelnen Stellen sich bis an den äußersten Rand des Parnasses erhoben hat, um dann desto tiefer in den Abgrund gähnender Langweiligkeit zu versinken, daß der Bann einer altfränkischen Geschmacksrichtung, in dem er sein Leben lang stand, vieles milder beurteilen läßt, so dürfen die persönlichen Motive seines patriotischen Werkes nicht verschwiegen werden. Neben dem gefälligen Dienste, welchen er seinem Gönner Richelieu erweisen wollte, schrieb er auch zur Verherrlichung des Grafen Dunois, des Ahnen seines gut zahlenden Beschützers Longueville, und er arbeitete nicht aus lauterem Eifer, sondern auf Bestellung und Bezahlung. Daß er dem Kardinal Kapital und Zinsen schuldig blieb und trotz unzweideutiger Mahnung nichts von seinem Werke zu Richelieus Lebzeiten in die Öffentlichkeit brachte, daß er Longuevilles Freigebigkeit jahrzehntelang ausnutzte, läßt

sein patriotisch-religiöses Unternehmen nur noch in zweifelhafterem Lichte erscheinen. Die Zeit des dichterischen Schmarotzer- und Bettlertums müßte natürlich das Gefühl der persönlichen Würde und des einfachsten Anstandes sehr abstumpfen und der Hinblick auf so viele Genossen unwürdigen Parasitentums mag Chapelains eigennützige Handlungsweise etwas entschuldigen. Nur preise man die bezahlte Verherrlichung Johannas keineswegs um ihrer selbst, sondern um eines Kardinals und eines Herzogs willen, nicht als eine Großthat des edelsten Nationalgefühles und täusche sich über die frostige Kälte und erkünstelten Huldigungen mancher Partien des Epos nicht hinweg. Der Mammon ist einmal der schlimmste Feind aller edlen Antriebe, er vergiftet ihre Blüten, auch wo sie aus reiner Wurzel hervorsprießen.

In dem Epos schließt sich der Dichter natürlich an die abergläubische und legendenhafte Vorstellung des XV. Jahrhunderts an, wie sie in Chartiers Schilderung der Jungfrau Ausdruck gefunden hatte. Wie eine Selbstironie klingt es, wenn er Johannas Thaten gegen den Vorwurf, sie seien erdichtet, verteidigen muß, in der That mochte die von der Kritik noch nicht gelichtete Mythenbildung manchen an der Realität des wirklich Geschehenen zweifeln lassen. Wie bei Chartier und Perceval de Cagny, weiß, rät und thut Johanna auch hier alles; wer ihr widerstrebt, wie Karls VII. Günstling Amaury, ist ein böser Verräter. Sie scheitert vor Paris nur durch den Verrat, der hier das Werk eines höllischen Dämons ist und gerät erst in englische Gefangenschaft, als sie von den Heiligen sich nicht mehr beschirmt glaubt. Karl ist ein undankbarer Schwächling, den Johanna nur mit Aufbietung aller Energie den Buhlernetzen einer Agnes Sorelle entreißen kann und der schließlich seine Retterin verbannt und in die Einsamkeit des Waldes von Compiègne stößt. Wir wollen aus dieser legendenhaften Darstellung der Mission Jeannes dem Dichter so wenig einen Vorwurf machen, wie aus seinen willkürlichen Anachronismen und seiner oft ungeschickten Ausbeutung Vergils und Homers. Die geschichtliche Johanna hätte sich zur Heldin eines nationalen Epos nur wenig geeignet, zudem lag die historische Kritik damals noch im dämmernden Tagesgrauen und das Prunken mit antiken Reminiszenzen entsprach dem Sinne der Zeit. Aber seine Hinneigung zum Geschmack der Preziösen,

in deren Salons Chapelain verkehrte, hat alles verdorben. Bleibt auch Johanna selbst von der galanten Liebelei frei, so wird sie doch durch ihren Einfluß auf Dunois und Karl zur gefährlichen Rivalin einer Marie von Burgund, der Auserwählten Dunois, und einer Agnes Sorelle und wir hören inmitten des heroischen Pathos und der kriegerischen Rodomontaden wieder Liebesseufzer und süße Schönrednerei, wie in den Tragödien und Romanen jener Zeitepoche. Nicht absichtslos spekuliert Chapelain schon in der Vorrede auf den Beifall der schöngeistigen Salondamen, in deren Händen der Dichterlorbeer zur Verteilung bereit lag. Ohne diese Abschweifungen und diese Entstellungen eines großen Sujet würde Chapelain Mühe gehabt haben, nur zwölf Gesänge zu füllen, denn trotz aller Episoden und ungehörigen Einschiebsel ist die Handlung dürftig genug und die langweilende Eintönigkeit übergroß. Schlimmer steht es noch mit den letzten zwölf Gesängen, in denen der Dichter völlig mit frei schaffender Phantasie schalten mußte, um die Lücken der geschichtlichen Überlieferung einigermaßen zu ergänzen. Historisch in dem zweiten Teile des Epos sind nur der Tod Jeannes, die Einnahme von Paris und die Versöhnung Karls mit Burgund, drei Ereignisse, die aber Chapelain ganz aus ihrem wahren Zusammenhang reißt, ohne sie poetischer zu gestalten. Der Angelpunkt der Handlung ist eine höchst unwahrscheinliche Intrigue des jungen Eduard Bedford, der sich für Jeannes Bruder ausgiebt und den König in seiner schlaffen Unthätigkeit bestärkt. Die Nemesis bricht über die Hauptgegnerin der patriotischen Jungfrau, über Agnes Sorelle, in einer rohen, unvermittelten und unverdienten Weise herein, mit der Bekenntnis ihrer Schuld muß sie an Gift sterben, das für König Karl bestimmt war. Den Urheber alles Mißgeschickes der Jungfrau, Karl VII. selbst, durch den göttlichen Zorn richten zu lassen, dazu konnte aber die servile Seele des Hofdichters sich nicht erheben, vielmehr muß Gott selbst, in offener Verhöhnung aller moralischen und poetischen Gerechtigkeit, den Martertod der Jungfrau als Sühne für den Schuldigen annehmen und diesem sein Königreich wiederschenken.

Neben der ermüdenden Breite und dem schwerfälligen Versbau ist die frostige Allegorie der Todeskeim des Machwerkes. Alle natürlichen und übernatürlichen Personen, die in den 24 Gesängen

den Leser zu Tode langweilen, sind nach des Dichters ausdrücklicher Versicherung nur Personifikationen guter und schlechter Eigenschaften, selbst Frankreich muß zum Abbilde der Menschenseele werden, die mit sich selbst im Kampfe liegt. Der verkehrte Zeitgeschmack kann uns auch diese Versündigung an dem Geiste der Poesie entschuldigen lassen, aber welcher poetische und ästhetische Wert bleibt einem Gedichte, daß neben allen Verwirrungen einer litterarischen Übergangszeit noch die dichterische Unfähigkeit seines Verfassers wiederspiegelt? Die elementarste Anforderung, welche man an einen französischen Dichter stellen muß, die, seine formvollendete Muttersprache zu beherrschen und den strengen Zwang des Metrums zu lindern, hat Chapelain in gröblichster Weise unbeachtet gelassen. Gegen seine Verse und seine Sprache richtete sich daher in erster Linie der Spott seiner Kritiker, und Boileau verhöhnte nicht mit Unrecht die Redeweise der Jungfrau Chapelains als „bas breton ou allemand“. In naiver Selbsterkenntnis gestand auch der Dichter ein, daß es ihm auf Sprache und Verse recht wenig angekommen sei, daß er ebensogern in Prosa geschrieben hätte. Man sehe aber in solchen Bekenntnissen nichts weiter, als eine erkünstelte Bescheidenheit, denn anmaßend genug bemerkt Chapelain anderseits, daß er seine Verse der „fureur de la nation grammairienne“ überlasse und sich durch deren Beifall so wenig, wie durch ihre „Schnabelschläge“ berührt fühle, und ebenso selbstlobend stellt er sich als den vielleicht unvollkommenen Bahnbrecher berufener Dichter hin.

Der Plan, eine Ilias oder nur eine Aeneis nach Homer und Vergil schaffen zu wollen, richtet sich selbst, und die poetischen Pfauenfedern, welche der unwürdige Nachfolger den hehren Vorbildern der klassischen Dichtung entriß, lassen die harten Gänsekiele seines Versbaues und seiner Sprache nur noch unerträglicher werden. Das schlimmste Verhängnis für die Heldin des Epos war es, daß ihr poetisches Zerrbild zur willkommenen Zielscheibe des skeptischen Zweifels und des böswilligen Spottes wurde, die sich der Person Jeannes seit einem Jahrhundert bemächtigt hatten und die nur der wohlberechtigte Rückschlag echt gallischen Witzes und moderner Bildung gegen pfäffische Beschränktheit und römischen Legendentrug waren.

Als Chapelains Epos im Vaterlande Jeanne Darcs einen so entschiedenen Mißerfolg hatte, wußten die litterarisch gebildeten Kreise Frankreichs nicht, daß jenseits des Kanals, mehr als sechs Jahrzehnte früher, ein Dichter ersten Ranges die Jungfrau als Hexe und Zauberin auf die Bühne gebracht hatte. Denn so groß war die Wirkung der Johannalegende, daß im Laufe von zwei Jahrhunderten drei bedeutende Dichter, von denen jeder seinem Zeitalter in vieler Hinsicht das Gepräge gegeben hat, Shakespeare, Voltaire und Schiller sich des dankbaren Stoffes bemächtigten. Shakespeare machte sich zum Dolmetscher des englischen Protestantismus und Nationalgefühles, Voltaires Auffassung spiegelt die Tendenzen der Aufklärungszeit wieder, Schiller will seine Heldin zur Wiedererweckerin des gesunkenen Nationalgefühles seines eigenen Volkes erheben. Bei Shakespeare ist Johanna Nebenfigur in einem nur teilweise von ihm geschaffenen Drama (Heinrich VI., Th. I), in Voltaires „Pucelle“ muß sie dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, den die französische Aufklärung über den katholischen Aberglauben verhängte, Schiller allein faßt sie als wahrer Dichter auf.

Die Frage, wie weit die Trilogie Heinrich VI. ein Werk Shakespeares sei, wie weit namentlich der erste Teil derselben von ihm herrühre, möge uns nur nebenbei beschäftigen. Mit den Zeugnissen für die Echtheit steht es hier so schlecht, daß kaum ein einziger Shakespeare-Kritiker ihn ohne Einschränkung der dichterischen Hinterlassenschaft des großen Dramatikers einzureihen gewagt hat. Die Aufnahme des Stückes in die Folioausgabe der Werke Shakespeares beweist so gut wie nichts, da die Herausgeber derselben, zwei schauspielerische Kollegen des Dichters, auch andere Dichtungen eingeschmuggelt haben, die Shakespeare für sein Theater nur bearbeitet und redigiert hat. Ebensowenig geht aus der Erwähnung dieses ersten Teiles in einer 1592 erschienenen Schrift hervor, daß Shakespeare für den Verfasser gegolten habe und nicht einmal die habsüchtigen Raubdrucker jener Zeit hatten sich des Stückes bemächtigt und Shakespeares Namen zu mißbrauchen gesucht. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß wenigstens der erste Teil der Trilogie von den Zeitgenossen für ein Nicht-Shakespearesches Werk angesehen wurde. Bei aufmerksamerer Prüfung wird man auch Szenen und Züge finden, welche der hochstrebende Genius des jugendlichen

Dichters einem älteren Stücke hinzufügte, das nur ein wenig vollendete Dramatisierung der Überlieferung in Halls und Holinsheds Chroniken war. Die Episode Talbots und der Gräfin von Auvergne zum Beispiel, die den beiden Chroniken so fremd ist, wie sie in den Zusammenhang des älteren Stückes nicht paßt, scheint eine selbständige Zuthat Shakespeares zu sein; sein Dichtersinn hat wahrscheinlich auch die herabgewürdigte Gestalt Johannas dadurch etwas zu heben gesucht, daß er den Ölzweig der Friedensstiftung zwischen den hadernden Vettern von Burgund und Frankreich ihr ins Haupt flocht. Schon die Mängel der Form, welche die älteren, chronikartigen Gebilde des Dramas bekunden, sollten uns davon abhalten, in Shakespeare, der wenige Jahre später einen Richard III. schuf, den Verfasser zu sehen. Die Fehler und Schwächen seiner dramatischen Vorlage durchgehends zu verbessern, das war bei einer eiligen, für Repertoirezwecke unternommenen Bearbeitung auch einem Shakespeare, zumal dem technisch noch weniger geschulten Anhänger nicht möglich, aber die Wahrzeichen seines Genius konnte er den frei erfundenen oder umgearbeiteten Szenen einprägen und den umgeschaffenen ersten Teil in einheitliche Verbindung mit dem zweiten und dritten, deren Autorschaft für Shakespeare schon besser beglaubigt und begründet ist, setzen. Als Bearbeiter, vielleicht sogar als Theater-Regisseur haben wir uns wahrscheinlich den großen Dramatiker gegenüber dem ersten Teile Heinrichs VI. vorzustellen.

Aber für die Frage, wie Shakespeare Jeanne beurteilt hat, ist dieses Verhältnis fast belanglos. Denn mag er selbst oder einer seiner dramatischen Vorgänger die gehässige Schilderung der zuchtlosen Dirne und gottlosen Hexe Joan la Pucelle fast wortgetreu Holinsheds parteiischem und sekundärem Berichte entnommen haben, seine eigene Auffassung hätte er ja auch durch die unveränderte Beibehaltung jener Charakterzeichnung hinreichend bekundet. Und wie hätte ein protestantischer und patriotischer Dichter im Zeitalter Elisabeths der mit dem Katholizismus und dem französischen Nationalbewußtsein eng verflochtenen Prophetin gerecht werden können? Ein national gerichteter, durch die Vaterlandsliebe mehr noch, als durch den Glaubenshaß gestärkter Protestantismus war die Triebfeder von Englands emporstrebender Macht, die Bekämpfung aller römischen Überlieferung mit dem Schwerte nicht minder, wie mit den Waffen

des Geistes wurde zu einer Existenzfrage. Der nationale Gegensatz zu Frankreich war allerdings zurückgetreten, seitdem die Wege der Rom und Spanien bekämpfenden Staatskunst der Minister Elisabeths sich mit der verwandten Politik der letzten Valois und des ersten Bourbonen (Heinrichs IV.) mannigfach kreuzten, aber hätte der patriotisch erregte Sinn eines Dichters die Kriege Englands mit Frankreich, die Niederlage seines Volkes, welche die Überlieferung nationaler Geschichtschreibung der dämonischen Zaubergewalt Johannas zuschrieb, anders beurteilen können, als es Shakespeare gethan hat? Sein tiefer Blick für die großen Wandlungen der Geschichte hielt ihn wenigstens von der kindlichen Überschätzung eines Heldenmädchens zurück, wie sie dem Wunder- und Aberglauben des XV. Jahrhunderts eigen war; nicht Johannas bösen Geistern und Zauberkünsten, sondern den inneren Zwistigkeiten Englands schreibt er den unglücklichen Ausgang des 100jährigen Kampfes zu. Aber der scharfe Dualismus der mittelalterlichen Weltanschauung, der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, lag auch dem protestantischen Bewußtsein jener Zeit nicht fern, nur als Heilige oder als Hexe vermochte dieses sich eine Jeanne Darc vorzustellen. Als Dichter zum mindesten hatte Shakespeare sich dieser Vorstellung anzupassen, wenn auch sein freier Geist sie als Denker überwunden hatte. Im Macbeth sowohl, wie in Heinrich VI. war der Hexen- und Zauberapparat schon wegen der unausbleiblichen Wirkung auf die philosophisch ungeschulte, aber poetisch empfängliche Zuschauermehrheit erforderlich.

Die durch die englischen Chronisten angebahnte, durch Shakespeare erst zur Nationalsache gewordene Auffassung Johannas blieb in England auch dann herrschend, als das Zeitalter des Puritanismus sich von dem großen Dichter abwandte. Erst die religiöse Aufklärung der englischen Deisten und Rationalisten brach mit dieser Überlieferung zweier Jahrhunderte, durch Hume namentlich wurde die Auffassung Johannas als eines politischen Werkzeuges und eines Opfers des mittelalterlichen Aberglaubens auch in dem Inselreiche die herrschende. Erst in neuester Zeit ist eine ritterlichere und edlere Vorstellung von Johannas Person und Wirken dort eingebürgert worden und in der Begeisterung für Johanna eiferten dann Englands Dichter und Geschichtschreiber mit den französischen.

Eine direkte Beziehung zu Chapelains früher geschildertem Epos hat Voltaires scherzhaftes Heldengedicht „la Pucelle d'Orléans“, das, um 1730 begonnen, erst 1762 vollendet und dann vom Dichter selbst herausgegeben wurde. In der Zwischenzeit seit Chapelains unglücklicher Dichtung hatte Jeanne Darc ein ähnliches Schicksal wie im 16. Jahrhundert gehabt, nachdem die Legende ihre üppigsten Blüten hervorgetrieben hatte. Am Hofe Ludwigs XIV. und XV. fand man wenig Neigung, sich für eine Bauerndirne zu begeistern und diese als Erretterin Frankreichs zu preisen, nur im Volke und in den Kreisen der kirchlich Gesinnten lebte das Andenken des Heldenmädchens fort. Um ihretwillen nahm man sich auch ihres Ritters Chapelain an und lehnte sich gegen Boileaus und Voltaires spöttische Kritik auf. So entstanden dem Vielverspotteten Verteidiger in einzelnen Kirchenmännern und in den Schriftstellern, die von der aus England importierten Aufklärung nichts wissen wollten. Bischof Huet von Avranches, ein sehr gelehrter, aber weder besonders kritischer, noch poesieverständiger Herr, der Pater Oudin, später Abbé Prévost, der aufklärungsfeindliche Herausgeber einer Zeitung „le Pour et le Contre“, nahmen mit größerer oder geringerer Entschiedenheit die Verteidigung des Chapelainschen Epos auf, Marivaux, Voltaires neidischer Gegner und Anhänger der kirchlichen Überlieferung, schloß sich in einem Artikel des „Mercure français“ (Januar 1755) diesen an. Auch Frérons „Anné littéraire“, das Hauptorgan der gegen die Aufklärung gerichteten Bestrebungen, brachte 1756 eine vorsichtig gehaltene Schutzrede für Chapelain und kündigte eine verbesserte Ausgabe des Epos an, die aber nie erschien. Der Gedanke, dieses Machwerk der „Henriade“ Voltaires gegenüberzustellen, mußte Frérons besonderen Beifall haben, schon um den bittergehaßten „Patriarchen der Aufklärung“ zu ärgern. Eine panegyrische Geschichte Jeannes gab Lenglet Dufresnoy 1753 bis 1784, also fast zu derselben Zeit heraus, wo Voltaire in seinem „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“ der Heldin nicht ohne Anerkennung, aber doch mit der Skepsis des Aufklärers gedachte. Diese Angriffe direkter und indirekter Art konnten Voltaire nur in dem oft unterbrochenen Plane seines satirischen Epos bestärken, so sehr er auch die Veröffentlichung aus Rücksicht auf die kirchlich gesinnten Kreise scheute. Die Zeitanschauung hatte sich seit

Chapelains Tode gänzlich geändert. England, so lange der Brennpunkt des entschiedensten, romfeindlichen Protestantismus, war seit den letzten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts zu dem Lande geworden, welches die Aufklärung des XVIII. vorbereitete und die Gegensätze des Katholizismus und Protestantismus durch ein konfessionsloses Humanitätsideal zu überwinden suchte. Der hervorragendste Schüler der englischen Philosophen und Theologen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, Voltaire, wurde dann im katholischen Frankreich zum Vorkämpfer der kirchlichen und politischen Aufklärung. Die Toleranz und Humanität, die Angelpunkte seines Denkens und Wirkens, machten ihn zum warmen Fürsprecher jedes von der mittelalterlichen Kirche hingemordeten Opfers und seinem Mitgefühle für die zu Rouen verbrannte Prophetin hat er auch in seiner obenerwähnten Weltgeschichte entschiedenen Ausdruck gegeben. Aber alles menschliche Gefühl für den einzelnen trat in ihm zurück, wenn es den Vernichtungskampf gegen Aberglauben und Fanatismus und gegen die „infame" Kirche Roms galt. Dem Aber- und Wunderglauben des Katholizismus, den er mit den Waffen der Geistesschärfe und wissenschaftlichen Forschung seit dem Beginne seiner litterarischen Thätigkeit so oft getroffen hatte, wollte er ein unvertilgbares Denkmal der Lächerlichkeit errichten, als sein nie versiegender Witz und vernichtender Spott die katholische Legende von der „Jungfrau Johanna" zum Mittelpunkte eines komischen Epos erwählte. Wollten wir seinem klatschsüchtigen, lakaienhaften Biographen Longchamp glauben, so hätte er allerdings den Plan dieses Werkes bei einem üppigen Diner aus Gefälligkeit gegen eine Laune seines unwürdigen Gönners Richelieu ersonnen und nur zu seiner und der frivolen Hofleute Belustigung ausgeführt. Aber mit dieser Annahme vereinige man es, daß der vielbeschäftigte Schriftsteller mehr als 30 Jahre seiner kostbaren Zeit, mit vielen Unterbrechungen freilich, aber nicht bloß die flüchtigen Augenblicke seiner Muße an einen solchen unnützen Zeitvertreib verschwendet hat? Nicht um Johannas Person oder um die Parodierung Chapelains oder gar um eine Rechtfertigung Boileaus, gegen den Voltaire von Jugend an eine später offen kundgegebene Abneigung empfand, handelte es sich dabei in erster Linie, sondern um jenes „Ecrasez l'infame", den Wahlspruch seiner aufklärerischen Thätigkeit. Chapelain und die Johannalegende allein

hätten ebensowenig eine „Pucelle“ hervorgerufen, wie das von Voltaire gezeichnete Zerrbild Johannas allein den Gedanken einer „Jungfrau von Orleans“ unserm großen Dichter eingegeben hätte. Jeannes Person und Wirken an sich waren für Voltaire keine Gegenstände des Spottes und Witzes; war sie ihm auch keine Heilige, so widmete er ihr doch dasselbe Mitgefühl, welches er andern Opfern des Glaubenshasses, den Calas, Sirren, Labarre, Etallonde u. s. w., später so ruhmvoll bewiesen hat. Aber der katholische Aber- und Legendenglaube, der die auf den Scheiterhaufen geführte Prophetin nachträglich zur fleckenlosen Heiligen erheben wollte, war mit Johannas Person unzertrennlich verbunden, der eine konnte nicht ohne die andere den sichertreffenden Pfeilen des Vorkämpfers der Aufklärung preisgegeben werden. Diese für den Dichter sehr gefährliche Tendenz seines Werkes macht es erklärlich, warum Voltaire die Veröffentlichung durch den Druck scheute, warum jede Abschrift des noch unvollendeten Gedichtes, die er an vertraute Freunde und Freundinnen sandte, ein Gegenstand der schlimmsten Befürchtungen wurde, warum er bei der Nachricht von öffentlichen Vorlesungen der „Pucelle“ bangte, sein Epos mehr als einmal verleugnete und herabsetzte und warum er, nachdem zwei formell nachlässige, aber inhaltlich nur allzutreue Raubausgaben (1755—56) erschienen waren, selbst eine offizielle, von den schlimmsten Auswüchsen frivoler Laune und sarkastischen Spottes gereinigte Ausgabe (1762) nachfolgen ließ. Um so größere Vorsicht war für Voltaire geboten, als er neben den Schattenseiten der römischen Kirche, ihrem Heiligenkultus und Legendenglauben, ihren Inquisitionsgerichten und Ketzerverfolgungen, der Unsittlichkeit des klösterlichen Lebens, dem Mißbrauche der Beichte und anderen Dingen, auch die sittlichen Schäden des bigotten Hofes von Versailles und sogar in der Person Karls VII. und der Sorelle den König und seine geliebte Marquise von Pompadour bloßgestellt hatte. Voltaire kannte die Wahrheit des „Le ridicule tue“ und wußte auch, daß bei den äußerlich kirchlichen, sittlich aber entarteten Höflingen und Salonhelden die schalkhafte Ironie mehr wirke, als bitterer Spott. Um daher den belustigenden Eindruck seines Zeit- und Sittengemäldes nicht zu stören, brach er mit der Eroberung Orleans' ab, trotzdem gerade die späteren Schicksale Jeannes ihm die besten und vernichtend-

sten Waffen gegen die Kirche und den Hof in die Hand gegeben hätten.

Johanna selbst erscheint in dem Epos als eine derbe, naturwüchsige Bauerndirne, deren einziger Schatz ihre unbefleckte, selbst in den gefährlichsten Lebenslagen, dank ihrer kräftigen Faust und glücklicher Zufälle, bewahrte Jungfräulichkeit ist. Um diesen teuern Schatz, der erst auf dem Siegesdenkmal Orleans' geopfert werden soll, dreht sich die Haupthandlung des Gedichtes. Seinem ursprünglichen Plane zuwider hat zwar Voltaire selbst, nicht bloß die Herausgeber jener zwei Raubdrücke, seine Gegner la Beaumelle und Maubert, später Johannas Jungfrauschaft zur Beute eines liebessüchtigen Esels werden lassen und so den engen Bund zwischen der Jungfrau der kirchlichen Legende und der unter dem Bilde des Vierfüßlers verspotteten Kirche drastisch geschildert, aber nach dem anfänglichen Entwurfe sollte der mittelalterliche Glaube, der nur in einer reinen Jungfrau Gottes Werkzeug zu erblicken wagte, ganz besonders dem Spott preisgegeben werden. Mit der nationalen Überlieferung wagte aber Voltaire nicht in gleicher Weise zu brechen, wie mit der kirchlichen. Die Engländer seiner Dichtung stehen den Franzosen wie absichtliche Zerrbilder gegenüber. Selbst Talbot gefährdet Orleans einer unlauteren Neigung zu Liebe, gegen die unweibliche Roheit einer englischen Mätresse zeichnet sich Jeannes Derbheit noch vorteilhaft aus und auch Karl VII. und seine Agnes versöhnen uns durch ihre liebenswürdige Anmut mit ihren Schwächen. Denn wie wenig auch Voltaire Ursache hat, die zeitlich näherliegenden Seitenstücke dieser beiden, Ludwig XV. und die Pompadour günstig zu schildern, als er an die abschließende Vollendung seines Werkes ging, er vergaß als Hofmann nicht, was er dem Herrscher Frankreichs schuldete, als Aufklärer nicht die gelegentlichen Dienste, welche die königliche Mätresse ihm und der Sache der „Philosophen" geleistet hatte.

Wir brauchen nicht hervorzuheben, wie sehr Voltaires satirische Schilderung die Vorzüge und geschichtliche Bedeutung Jeannes verkennt, wie wenig das Zeitbild, welches durch die Beziehungen auf die unmittelbare Gegenwart und durch die Reflexe des Versailler Hoflebens entstellt wird, ein treues sein kann. Aber urteilslos genug hat man von jeher über die Unsittlichkeit und Gemeinheit der „Pucelle" den Stab gebrochen, ohne nur mit einem Worte klar zu

machen, wie Voltaire, der so viel Hohes, Ernstes und Edles geschaffen hat, Verfasser eines solchen Werkes sein konnte. Sein Epos hat ein ebensowenig beneidenswertes Schicksal gehabt, wie das Chapelains, nur daß eine wohlfeile und stets dankbringende moralische Entrüstung, die weder Denken, noch Wissen erfordert, hier die Stelle des wohlberechtigten Spottes einnahm. Vereinzelte Anwälte der „Pucelle", denen Urteil und Sachkenntnis nicht abzusprechen ist, sind in Frankreich ebensowenig zur Geltung gekommen, wie die frommen, wenig überzeugenden Schutzredner Chapelains. Es wäre auch weder politisch klug, noch ästhetisch oder moralisch berechtigt, eine Apologie jenes Epos zu schreiben, aber den Triumph, welchen hier echt französischer Witz über katholischen Aberglauben und Legendentrug feiert, darf man nicht verkennen. So sehr die ästhetischen Fehler und moralischen Bedenken der „Pucelle" auf der Hand liegen, so entschuldigt die sittliche und künstlerisch-flache Richtung derer, für welche das Werk in erster Linie bestimmt war, manche Ausartungen des Voltaireschen Witzes. Der ernsteste Lebenszweck des großen Schriftstellers, der Kampf gegen kirchlichen Aberglauben, verschmähte einmal kein Mittel, so unwürdig es auch sein mochte. In dem Staube der Bibliotheken und in dem Kote der Gasse, in der Schellenkappe des Hofnarren und der Kapuze des Frömmlings, als ernster Forscher und Denker, wie als witzig unterhaltender Litterat, überall fand er Waffen und Mittel für sein „Ecrasez l'infame". Die „Pucelle" wurde gerade ihrer Schwächen und Übertreibungen wegen von der äußerlich devoten Salon- und Hofwelt eifriger gelesen, als alle Erbauungs- und Gebetbücher und schadete dem kirchlichen Interesse dort mehr als die durch Geistesschärfe und Gelehrsamkeit jene Kreise abschreckenden philosophischen Schriften Voltaires. Aber Haß oder Gleichgültigkeit wurden mit der Zeit auch ihr Los und nicht so schnell, wie Chapelains Epos, doch viel früher, als Voltaires sonstiges dichterisches Schaffen, ist sie in weiteren Kreisen vergessen worden. So hat das grelle Gegenstück zu dem Hohenliede Johannas nicht schuldlos das Schicksal des vielangegriffenen Epos Chapelains geteilt, mit dem es sonst nur die anti-englische Richtung und einige entlehnte oder nachgebildete Strophen gemein hat.

Voltaire hielt an seiner einseitigen und ungerechten Auffassung Jeannes später auch als Philosoph fest, weil sein Gegensatz zum

Katholizismus das bedingte, und in seinem philosophischen Wörterbuch sieht er in ihr nur ein blindes Werkzeug mönchischer Intrigue. Desto eifriger nahmen sich einzelne Landsleute des großen Aufklärers, schon aus Abneigung gegen diesen, des tief herabgewürdigten Mädchens an. Wieder kam Chapelain diese neuerwachende Begeisterung für Jeanne Darc zu gute. Ein Chevalier de Cubières verherrlichte das verunglückte Epos in allen Tonarten des Entzückens, gab aber dadurch den Anlaß zu der schneidigen Kritik des Litterarhistorikers Laharpe, der damals noch ganz in den Ideen Voltaires und der Aufklärung lebte. Besonders aber machte de l'Averdy die Geschichte Johannas und der beiden Prozesse zum Gegenstande eingehender, auf handschriftliche Studien gestützter Forschungen und blieb für spätere Historiker maßgebend, bis in neuester Zeit Quicherat und Beaurepaire seine Darstellung des Kondemnations- und Rehabilitationsprozesses in wesentlichen Punkten widerlegt haben. Es fehlt dem gelehrten Werke des Ministers Ludwigs XVI. an einer genauen Kenntnis der Rechtssatzungen und Rechtsanschauungen jener Tage und an einer scharfen Quellenkritik, die das Sekundäre von dem Ursprünglichen, die Legende von der Geschichte genügend scheidet. Mit einem Fuße steht er in dem Rationalismus der Aufklärungszeit, mit dem andern noch im Kirchen- und Legendenglauben früherer Tage, daher seine Auffassung Johannas eine schwankende und unsichere bleibt. So kommt es, daß sowohl kritiklose Bewunderer, wie kritische Erforscher der Thaten Johannas sich auf l'Averdy berufen konnten, und daß unser Schiller für seine idealisierende Schilderung der Jungfrau das Hauptmaterial in den Forschungen dieses Gelehrten fand. Hat l'Averdys Kritik die Fehler der aufklärerischen Geschichtschreibung und Geschichtforschung und verträgt sie den Maßstab der jetzt herrschenden Rankeschen Prinzipien nicht, ist zudem seine Darstellung eine breite, unübersichtliche, bisweilen ungeordnete, so hat seine Arbeit doch späteren formell und sachlich überlegenen Geschichtswerken in mancher Hinsicht die Wege geebnet. Er wies treffend nach, wie das Bild, welches die Akten des ersten Prozesses ergeben, ganz verschieden von dem ist, welches wir aus dem Rehabilitationsprozesse gewinnen, streifte auch hie und da das Legendenhafte der Johannatradition und wurde zuerst Karl VII. gerecht. Sein Werk erschien zu einer Zeit, die für eine objektive

Beurteilung Johanna Darcs wenig geschaffen war, denn mit den Erinnerungen an Thron und Altar suchten die immer heftiger wallenden Wogen der großen Revolution auch die Spuren des Johannakultus hinwegzuschwemmen. Das Denkmal der Jungfrau in Orleans wurde zerstört, die jährlichen Gedenkfeste fielen seit 1793, also mit dem Beginn der Jakobinerherrschaft, fort, für Johannas religiöse und loyale Begeisterung war in den Anschauungen der Jünger Rousseaus kein Verständnis und in den Orgien der Atheisten und Kommunisten vom Schlage Marats, Héberts u. s. w. kein Raum. Der Märtyrerin von Rouen und der Feindin Englands würde der Kirchen- und Brittenhaß der Jakobiner Weihrauch gestreut haben, für die kirchlich Rehabilitierte war so wenig Neigung vorhanden, wie für die Erretterin des französischen Königtums. In England erstand ihr damals (1795) ein warmer Verteidiger in dem Dichter Southey, den die Abneigung gegen das revolutionäre Frankreich ebenso sehr beherrschte, wie der Gegensatz zur Voltaireschen Aufklärung; in einem Epos verherrlichte er die von Voltaire Herabgewürdigte in schöner, tiefempfundener Weise. Er kannte die „Pucelle“ nur aus Exzerpten eines französischen Kritikers, der von übertriebener Begeisterung dieses „poème charmant“ durchdrungen war, eine Übertreibung rief auch hier, wie gewöhnlich, die andere hervor. So konnte Southey Voltaires „Pucelle“ noch unter Blumauers Travestie von Vergils Aeneis stellen und dem Dichter aus seinem Werke geradezu den Vorwurf des Vaterlandsverrates machen.

In mancher Hinsicht erinnert Southeys Stellung zu Voltaires „Pucelle“ an die Schillers, der auch seine anfängliche Sympathie für die französische Revolution in bitteren Haß und heftigen Abscheu verwandelt hatte, als die Jakobiner die blutigsten, gewaltthätigsten Konsequenzen aus den Ideen Rousseaus und den doktrinären Beschlüssen der konstituierenden Nationalversammlung zogen und der von früh an Voltaire als den bösen Geist der Aufklärungszeit betrachtete. Der Einfluß, den Voltaires „Pucelle“ auch in der französisch gebildeten Welt der deutschen Residenzen und besonders am Weimarer Hof übte, mußte den ideal angelegten Dichter und Menschen auf den Gedanken führen, das Zerrbild der Jungfrau durch ein poetisch verklärtes Lichtbild zu verdunkeln. Die Lektüre

der Schrift l'Averdys, die er in der Weimarer Bibliothek fand, hatte ihn mit tiefer Hingebung für Johannas Person erfüllt, die Greuel der staats- und kirchenfeindlichen französischen Revolution ließen ihn die religiös und patriotisch begeisterte Heldin um so anziehender erscheinen. Daß er aber nur als Dichter, nicht als Historiker seinem Süjet gegenüberstand, daß er ein ideales Lichtbild Jeannes, nicht ihr geschichtlich treues Porträt zeichnete, dessen war er sich von vornherein völlig bewußt. Deßhalb verschmähte er zeitraubende, für seinen dichterischen Zweck entbehrliche und in jener Zeit äußerst schwierige Quellenstudien und hielt sich zumeist an l'Averdy. Eine Persönlichkeit, wie sie die Akten des ersten Prozesses und manche Chroniken uns zeichnen, wäre nimmermehr zur Heldin einer Tragödie geeignet gewesen, nur die Johanna des Rehabilitationsprozesses konnte von ihm zu dieser Stellung erhoben werden. Aber auch da, wo Schiller in den Bahnen der katholischen Legende wandelt, wie hier und in seiner „Maria Stuart", zeigt er den genialen, vorschauenden Blick des berufenen Historikers, der ohne die Hilfe mühsamer Archiv- und Bibliotheksstudien das vieldeutige Wallensteinproblem so löste, daß die Forschung unserer Zeit die Richtigkeit seiner Lösung in wesentlichen Punkten bestätigen mußte. Der Sieg des hartbedrängten Frankreich wird in seiner Tragödie, nicht, wie in der Legende, durch ein göttliches Wunder, sondern durch die patriotische Hingabe eines treuen Volkes, die Einigung des Königs und seiner Vasallen und die mächtige Wirkung, die Johannas Heldengestalt auf Freund und Feind ausübte, herbeigeführt. Der Widerspruch der göttlichen Mission und der menschlichen Schwäche, an dem die geschichtliche Johanna scheiterte, wird auch hier der Grund ihres tragischen Schicksales. Ist also die „Jungfrau von Orleans" eine „romantische" Tragödie, weil sie in dem vom eigentlichen Klassizismus gemiedenen oder zeitgemäß modernisierten Mittelalter voll und ganz sich bewegt, so ist sie darum kein im katholischen Sinne gedichtetes Werk. Auch der Verherrlicher der Prophetin von Domremy blieb, trotz seiner Abneigung gegen Voltaire und die französische Umwälzung der Jahre 1793 u. f., ein treuer, eifriger Anhänger der religiösen und politischen Aufklärung seiner Zeit. Nicht gegen die kirchenfeindliche Tendenz der „Pucelle" richtet sich seine Dichtung, sie ist nur eine Ehrenrettung

von Johannas Person, ein ritterlicher Kampf für die schutzlos in den Staub getretene Heldin. Voltaire, so schreibt Schiller selbst, habe die Gestalt der Jungfrau zu tief herabgesetzt, sein eigener Fehler sei es vielleicht, sie allzusehr erhoben zu haben. Und sein Gegensatz zu der historischen Forschung jener Zeit, die in l'Averdys Werke ihren ersten Triumph feierte, ist der des Dichterbewußtseins zur Kritik, welche alles poetische Beiwerk zerstören muß, wie der Wurm die schön prangende Blüte. Die Prozeßakten Jeannes, so schreibt er gleichfalls, seien bereits revidiert, nun wolle er an die Revision ihrer poetischen Akten gehen. Die Mängel, welche eine übereifrige Schillerkritik in ihrem wenig nationalen Streben, den einen der beiden größten Dichter Deutschlands auf dem Ruhmesaltare des anderen hinzuopfern, gefunden hat oder zu haben glaubt, können wir in einer Biographie Jeanne Darcs übergehen. Desto entschiedener aber sei auf die patriotische Richtung der Tragödie hingewiesen, da manche Schillerkritiker gern den Patrioten Schiller zu gunsten des kosmopolitischen Freiheitssängers totschweigen. Zur Wiedererweckung des ersterbenden Nationalsinnes seines Volkes hätte der Dichter, außer in der unmittelbaren Gegenwart, kein geeigneteres Mittel finden können, als es die dichterische Belebung der patriotisch-religiösen Johannalegende war. Wie zu Jeannes Zeit in Frankreich, so war damals in Deuschland ein fremdländischer Eroberer eingedrungen, deutsche Fürsten hatten ihm gehuldigt und die Zwietracht der Häuser Brandenburg und Habsburg vor allem hatte ihn zum Herren der Geschicke des deutschen Reiches gemacht. Nur patriotische Hingabe und unerschüttertes Gottvertrauen konnten das zerrissene Reich retten, wie sie vier Jahrhunderte früher die Herrschaft der Valois errettet hatten und in erster Linie war die Verbrüderung der zwei mächtigsten Fürsten Deutschlands zum Heile des Ganzen erforderlich. Wenn darum Schiller, der Geschichte entgegen, den Frieden zwischen Burgund und Frankreich in die Zeit Johannas verlegt und zum Werke der Jungfrau macht, so ist das eine patriotische Mahnung an Preußen und Österreich. Die Hoffnung, daß das niedergeworfene Deutschland über den menschenverachtenden, ehrgeizigen Eroberer Bonaparte durch Vaterlandsliebe und Einigkeit siegen werde, wie Frankreich den (mit unverkennbarem Hinblick auf den Korsen gezeichneten) Kriegsherrn Talbot überwältigt hatte, tönt

auch aus diesem Werke eines echt patriotisch fühlenden Dichters wieder. Können wir also in Johannas Idealbilde hier nur geringe historische Treue entdecken, so werden wir die Heldin einer vom warmen Nationalgefühle, wie vom echten Dichtergeiste durchdrungenen Tragödie stets als das schönere Gegenstück der geschichtlichen Jeanne Darc preisen.

Wie Schillers Dichtung zunächst am Weimarer Hofe, dann in Deutschland die mit Voltaires Blicken betrachtete und von Karl August als Bauerndirne belächelte Johanna rehabilitiert hatte, so war inzwischen in Frankreich selbst eine Wandlung in der Auffassung Jeannes vorgegangen. Darum zündete das deutsche Dichterwerk auch jenseits der Vogesen und wurde bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen ins Französische übersetzt (1802). Zur Politik des fast allmächtigen ersten Konsuls Bonaparte gehörte es von Anfang an, die nationalen Erinnerungen Frankreichs zu pflegen, den Haß gegen England unablässig zu schüren und in der katholischen Kirche wie in dem religiösen Aberglauben des französischen Volkes Bundesgenossen seiner ehrgeizigen Pläne zu werben. Seit 1803, als der Krieg gegen England von neuem begann, wurde das Fest in Orleans wieder gefeiert und auf Bonapartes Anregung dort eine Johannastatue errichtet, in der die heldenmütige Jungfrau als Siegerin über die Briten dargestellt war (1804). Im Jahre 1808 verband man die Jahresfeier mit einer Apotheose des Kaisers Napoleon, die gehorsamen Behörden und der servile Bischof von Orleans gaben sich zu Mitwirkern bei dieser politischen Komödie her. Jeannes Person war dem menschenverachtenden Politiker, der seine Abneigung vor allem gegen die idealsten und sebstlosesten Bestrebungen richtete, mindestens gleichgültig, der patriotische Gedanke des Johannakultus fand ebensowenig einen Wiederhall in dem Herzen des Mannes, welcher in seiner Jugend Frankreich als Zwingherren seines korsischen Vaterlandes bitter gehaßt und dann zum blutgetränkten Piedestale seines Ruhmes und Ehrgeizes gemacht hatte, aber als zweckentsprechendes Werkzeug war die patriotische Jungfrau, wie so viele andere, ihm erwünscht. Wie oft war Johanna in ähnlicher Weise als Werkzeug der Selbstsucht gemißbraucht worden! Dem Ehrgeize Alençons und Dunois, dem Fanatismus frommer Abenteurer und Abenteurerinnen, der Rachsucht Cauchons gegen

König Karl und der Berechnung Bedfords, den kirchlichen Plänen der Päpste und den weltlichen Bestrebungen Ludwigs XI., dem Zwiste der Konfessionen und dem nationalen Gedanken in Frankreich, der Politik Richelieus, dem persönlichen Interesse des poetischen Schmarotzers Chapelain, der Feindschaft Voltaires gegen die römische Kirche und anderthalb Jahrhunderte früher dem patriotischen Streben Shakespeares, der Wut des Jakobinertums und endlich der Staatskunst Bonapartes hat sie als Opfer dienen müssen, wie selten hat sie ein Geschichtschreiber, Staatsmann oder Dichter um ihrer selbst willen gefeiert oder angefeindet. Und das Schicksal, fremden Interessen ein Opferlamm zu werden, sollte sie auch haben, als nach Bonapartes Sturze die Bourbonen und mit ihnen die alten kirchlich-staatlichen Interessen zur Herrschaft über Frankreich gelangten. Nun verband sich naturgemäß die Feier der religiösen Reaktion mit den Jahresfesten in Orleans und namentlich 1817 verstieg sich Abbé Vernet zu einer Art Blasphemie, indem er die Rückkehr der legitimen Dynastie als eine Wirkung der Bitten Jeannes bei Gott bezeichnete. Eine gerechte Vergeltung war es, daß Napoleons Porträt, dessen feierliche Enthüllung im Jahre 1808 sich an eine Johannafeier angeschlossen hatte, etwa 8 Jahre später von den Behörden Orleans' den Flammen übergeben wurde. Jetzt war der geeignete Augenblick auch für die französische Geschichtschreibung gekommen, die Jungfrau, oft auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, zu feiern. Le Brun de Charmettes machte mit einem fünfbändigen, heute längst vergessenen Werke, das trotz aller Gelehrsamkeit ein Hohn auf die freie Forschung und strenge Kritik war, den Anfang, ihm haben sich von verschiedenen Standpunkten aus eine Reihe Historiker ersten und zweiten Ranges angeschlossen, die meist bewußt oder unbewußt dem römischen Interesse dienten. Wir nennen darunter nur Barante, Martin, Michelet, zuletzt Wallon (1867), und verzichten auf eine Charakteristik dieser Arbeiten, da sie seit Quicherats und andrer Forscher Leistungen keine maßgebende Bedeutung mehr beanspruchen können, zudem großenteils einer bestimmten Tendenz huldigen. Auch von deutscher Seite war im Jahre 1815 Jeannes Geburtshaus zum Gegenstand eines begeisterten Kultus, der Folge von Schillers Verherrlichung, gemacht worden. Ein österreichischer Erzherzog nahm, nach Art der reisenden Engländer, Splitter von dem Balken dieses

Häuschens mit, ein preußischer Offizier bot dem damaligen Besitzer, einem armen Invaliden, 6000 Franken, weil die Skulpturen über der Hausthür ihn anlockten, was der patriotische Soldat ablehnte. Dagegen verkaufte dieser das ganze Haus für die verhältnismäßig geringe Summe von 2500 Franken an die Verwaltung des Departement und wurde deshalb von König Ludwig XVIII. durch eine kleine Jahrespension und das Kreuz der Ehrenlegion belohnt. Ein Jahr später (1819) wurde das Geburtshaus Jeannes von Eypierre gemalt, sein Bild kam 1825 ins Museum von Orleans, 1820 schon war das Haus selbst restauriert und in Domremy eine Statue Jeannes errichtet worden [13]).

Wie die letzten Bourbonen, so huldigte auch der Bürgerkönig Ludwig Philipp dem Johannakultus. Nahm er auch dabei auf das alliierte England die kleinlichen Rücksichten, in denen er groß war, wie denn 1840 das Jahresfest in Orleans ohne die übliche Jeanne Darc-Rede gefeiert wurde, um in London nicht anzustoßen, so ließ er doch seine Tochter, Prinzessin Marie, eine Marmorstatue Johannas modellieren und schenkte dem Museum von Orleans einen Bronzeabguß derselben. Die bourbonisch gesinnte Geistlichkeit hielt sich acht Jahre lang von der Teilnahme an den Feiern in Orleans fern, erst, als der schlaue und oft charakterlose Ludwig Philipp den kirchlichen Interessen die Hand bot und sein Minister Guizot sogar die Jesuiten sich einschleichen ließ, gab sie dem Johannakultus wieder die kirchliche Weihe.

Die neubelebte Begeisterung für die Jungfrau hatte auch die Kreise der deutschen Römlinge ergriffen. Nach Fr. Schlegels Vorgang feierte 1834 G. Görres, der aus einem deutschen Patrioten nicht nur zum Anhänger Roms, sondern auch zum Freunde der französischen Bourbonen geworden war, die zu einer Art Heiligen Erhobene in einer panegyrischen Schrift.

Es kam dann mit dem Jahre 1852 die Zeit, in der Napoleon III., halb ein schlau berechnender Politiker, halb ein wagehalsiger Abenteurer, von Paris aus der europäischen Politik den Ton gab. In allem der getreue Nachahmer des großen Oheims, suchte der unebenbürtige Neffe auch der Huldigung Johannas im nationalfranzösischen Interesse seinen Tribut zu entrichten. Einen kirchlichen Bundesgenossen fand er dabei in dem Bischof von Orleans, Dupan-

loup, der zuerst auf die Heiligsprechung Johannas mit aller Leidenschaft seines heißblütigen Temperaments hinwirkte. Wieder gab ein Denkmal, die schöne Reiterstatue Jeannes, die noch heute die Place du Martroi in Orleans schmückt, diesem Kultus augenfälligen Ausdruck. Am 8. Mai 1855 wurde dieses vollendete Werk festlich enthüllt, Bischof von Dupanloup hielt eine feierliche Weihrede, das alte, auf Napoleons I. Befehl errichtete Standbild wurde damals am Ende der einen Loirebrücke aufgestellt. Seitdem ist Jeanne die Lieblingsheldin aller französischen Ultramontanen geworden, ein Bischof Freppel, Abbé Mouret, Desourny und andere haben sich mit dem ausgesprochenen Zwecke der Kanonisation der Jungfrau an diesem Huldigungswerk beteiligt. Mit den Ultramontanen wetteifern im Johannakultus die Vertreter der Revanchepartei und der patriotischen Liga, selbst der scharfe Blick Gambettas wurde durch die gefühlsselige Begeisterung für Jeanne Darc geblendet. In seinem Sinne schrieb J. Fabre das von uns mehrfach erwähnte Werk über „die Befreierin Frankreichs" und der Jeanne Darc-Kultus nahm eine entschieden deutschfeindliche Richtung, wie er früher dem Hasse gegen England gedient hatte. Seitdem ist auch die Zahl der urteilslosen oder von politischer Berechnung eingegebenen Lobreden und Lobschriften auf Johanna Legion und verwirrt den Überblick der Jeanne Darc-Litteratur, die in unerreichter Vollständigkeit sich auf der Bibliothèque nationale zu Paris gesammelt und katalogisiert vorfindet. Nachdem aber Frankreich wieder zum Freistaate geworden war und dem Bunde mit Rom, von gelegentlichen Schwenkungen abgesehen, entsagt hat, steht Voltaire der von ihm verspotteten Jungfrau hindernd entgegen und die Kluft zwischen den römischen Ultramontanen und den französischen Radikalen scheidet auch den gemeinsamen Johannakultus. Als 1878 ganz Frankreich sich zur Centenarfeier des Philosophen von Ferney rüstete, stellten die katholischen Geistlichen diesem Feste die Jahresfeier der Befreiung Orlean's entgegen und begingen sie mit besonderem Glanze und gehässigen Reden gegen die religiöse und politische Freiheit. Die Centenarfeier wurde auch der Anlaß, Voltaire ein würdiges Denkmal in seiner Geburtsstadt zu errichten. Mit nicht geringerem Jubel, als 30 Jahre früher die Reiterstatue Johannas, wurde dieses bescheidenere Monument am 14. Juli 1885 in Paris eingeweiht.

Mögen sich also Voltaire und die auf ihn Schwörenden damit beruhigen, daß der „Patriarch" auch erreicht hat, was dem einfachen Landmädchen zu teil wurde, ein Denkmal, welches die Franzosen begeistern und Fremde herbeilocken kann. Der eine, wie die andere sind dabei nur Werkzeuge von Bestrebungen geworden, die ihnen fern lagen. Der vielerfahrene Welt- und Menschenkenner, der an eine Aufklärung und Geistesfreiheit der „populace" nicht glauben wollte, ist von den radikalen Volksmännern aus Überzeugung oder Berechnung gepriesen worden, die begeisterte Vorkämpferin für die Lilien der Valois hat die aufrichtigen oder unaufrichtigen Huldigungen derer erdulden müssen, welche den Thron Frankreichs umgestürzt haben und den Thronen Europas gern ein gleiches Schicksal bereiten möchten. Vor dem Weihrauch der Ultramontanen wird den Vorkämpfer der Toleranz und Humanität auf ewig sein „Ecrasez l'infame" behüten, die exaltierte Prophetin von Domremy wäre von derselben Kirche, deren Diener sie den Flammen preisgaben, beinahe in den Heiligenkalender gesetzt worden. Die Interessen sind eben mächtiger als die Prinzipien und der schön kleidende Phrasenschmuck, der manchem Urteilslosen für Prinzipien treu gelten mag, muß allzuoft die selbstsüchtige Nacktheit des Interesses verhüllen.

Doch neben der Panegyrik hat auch glücklicherweise die Jeanne Darc-Forschung ihre Triumphe gefeiert. Der erste Rang gebührt hier Jules Quicherat, dem hochgelehrten, vorurteilsfreien Direktor der Ecole des Chartes. Sein großes Quellenwerk über die beiden Prozesse Johannas, welche zugleich eine Sammlung der geschichtlichen Berichte und vieler Urkunden über Jeannes Leben ist, kann als die Grundlage der objektiven Geschichtsforschung noch heute angesehen werden. Als er dieses fünfbändige Werk (1841—49) veröffentlichte, stand seine Auffassung Johannas noch etwas im Banne der Zeitanschauung und der nationalen Rücksichten, daher seine Beurteilung der burgundischen und johannafeindlichen Chronisten nicht immer eine überzeugende ist. Nie aber hat der bedeutende und scharfblickende Mann sich zum Wunder- und Legendenglauben bekannt und die Frage nach Jeannes göttlicher Mission hat er offen gelassen. Von den Einseitigkeiten des nationalen Standpunktes ist seine kleine Schrift „Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne

d'Arc" durchaus frei, sie giebt eine sachliche, im wesentlichen unanfechtbare Beurteilung der beiden Prozesse und einen kurzen, aber scharf treffenden Überblick von Johannas Geschichte. Mehr als 40 Jahre ist Quicherat auf dem Gebiete der Jeanne Darc-Forschung als Sammler und Kritiker unablässig thätig gewesen, noch 1882 gab er in der „Revue historique" eine wertvolle Nachlese des bisher Erforschten.

Neben ihm gebührt auch Herrn Vallet de Viriville ein Ehrenplatz. Mag seine geschichtliche Auffassung Jeannes in der 1863 veröffentlichten „Histoire de Charles VII" nicht immer den kritischen Forscher befriedigen und seine Neigung zu zweifelhaften Hypothesen einiges Bedenken erregen, so hat sein Sammelfleiß uns neue Quellen eröffnet, die alten zugänglicher und bekannter gemacht. Zu dem von Quicherat begonnenen Werke hat er viele wichtige Bausteine herbeigetragen und sein Fleiß, wie seine Gelehrsamkeit verdienen entschiedenen Beifall. Wir verzichten hier und im folgenden auf eine erschöpfende Aufzählung aller Jeanne Darc-Forscher, wie auf ermüdende bibliographische Übersicht und verweisen die wissenschaftliche Neugierde auf Lanéry Darcs Bibliographie, die Kataloge der Pariser Nationalbibliothek und die von uns in den Anmerkungen gegebenen Citate. Doch müssen wir außer diesen beiden Hauptvertretern der Jeanne Darc-Forschung noch einer Reihe von gediegenen Gelehrten anerkennend gedenken. Nach J. Quicherat und Vallet de Viriville hat Beaurepaire (1869) den ersten Prozeß zu Rouen noch einmal zum Gegenstande sorgfältiger Forschung gemacht, dabei auch manche Blicke auf die politisch-religiösen Motive desselben geworfen. Die Vorgänge, welche sich um Orleans 1428 und 1429 abspielten, hellte J. Loiseleur, Bibliothekar zu Orleans, als Geschichtsforscher und Litterarhistoriker gleich verdienstvoll, in einer 1869 veröffentlichten Schrift auf (siehe Anmerkungen). Für die Gründe, aus denen Reims ohne Widerstand dem angestammten König die Thore öffnete, finden wir bei H. Jadart (Jeanne Darc à Reims, ebds. 1887) manche Aufklärung und Belehrung, auch der verunglückte Ansturm auf Paris ist von französischen Forschern mehrfach und in verschiedener Weise beleuchtet worden. Die Frage über Ziel und Umfang von Jeannes Mission haben de Carné (Les Fondateurs de l'unité française) und Dufresne de Beaucourt (Revue des questions historiques,

1867, 4. Quartal) in entgegengesetzter Weise entschieden, von manchen anderen, die über diesen fraglichen Punkt sich panegyrisch oder kritisch geäußert haben, zu schweigen. Johannas Familienverhältnisse sind von E. Bouteiller und G. de Braux besonders eingehend und authentisch behandelt worden, auch Siméon Luce verdient in diesem Zusammenhange rühmend genannt zu werden (siehe auch hier die Anmerkungen unserer Schrift). Über die örtlichen Verhältnisse Domremys handelt A. Sorels kleinere Schrift (la Maison de Jeanne Darc à Domremy, Orleans 1886) und Boucher de Molandon hat über die späteren Schicksale des Geburtshauses Johannas an dem schon erwähnten Orte Interessantes mitgeteilt. Über die etwaigen Beziehungen Jeannes zu Franziskanern und Dominikanern, sowie zu religiösen Genossenschaften sprach sich Siméon Luce mehrfach aus und rief eine Verteidigungsschrift des bei Johannas Prozesse beteiligten Dominikanerordens in Chapotins von kirchlichen Rücksichten beeinflußter, aber kenntnisreicher Abhandlung (Jeanne Darc et les Dominicains) hervor. In der großen Biographie Karls VII. von Dufresne de Beaucourt ist im zweiten Bande auch Jeanne Darc eingehend geschildert worden, mehr mit bedächtiger Vorsicht, als mit scharf einschneidender Kritik, doch hat Beaucourts Zweifel an Jeannes göttlicher Mission und die unparteiischere Schilderung Karls VII. den Zorn eifriger Katholiken hervorgerufen. Eine neue Auffassung des französischen Königs haben wir in dem Werke trotz alles gelehrten Details und der gut orientierenden Gesichtspunkte nicht finden können, denn in herkömmlicher Weise wird Karl VII. nur als ein Werkzeug seiner Ratgeber hingestellt. Was zur Verteidigung seines Verhaltens gegen die Jungfrau gesagt wird, schließt sich im wesentlichen an l'Averdy an, und läßt überdies den vielgeschmähten Minister la Tremouille, den Beaucourt sehr eingehend, aber nicht immer vorurteilsfrei schildert, als Sündenbock erscheinen. Mit Beaucourts Art, Kritik zu üben, wird sich der deutsche Forscher nicht durchgehends einverstanden erklären, desto mehr aber den nie ermüdenden Sammelfleiß und die fesselnde Darstellungsweise rühmen können.

Oft ist Jeanne Darc in französischen Zeitschriften behandelt worden, alljährlich erweitert sich so die sehr zerstreute, nur mit Hilfe der Pariser Bibliothekskataloge ganz zu übersehende Litteratur. Wichtiges und Unwichtiges wird von dem national-französischen Interesse

nicht immer scharf geschieden, die üppige Schlingpflanze der Legende nicht mit den Wurzeln ausgerottet. Auch neue Ausgaben und Untersuchungen der Quellenberichte geben zuweilen erwünschte Bereicherung unseres Wissens und fördernde Gesichtspunkte der Kritik, daß aber das Quellen- und Urkundenmaterial seit Quicherat und V. de Viriville eine besonders umfangreiche und wichtige Vermehrung erfahren habe, läßt sich nicht behaupten. Anerkennenswert ist namentlich der neutrale religiöse Standpunkt der meisten Forscher und Sammler, trotzdem sie doch alle in katholischen Anschauungen erwachsen sind.

Gegen die französische Forschung und Darstellung tritt die deutsche auf dem Gebiete der Jeanne Darc-Litteratur sehr zurück, uns liegt ja auch das Mädchen von Domremy trotz Schiller ein ganz Teil ferner und berührt nicht unsere religiösen oder nationalen Sympathien. Doch hat der internationale Zug des deutschen Wesens auch die Französin oft zum Gegenstande der Untersuchung und Schilderung gemacht. Ältere, jetzt vergessene Schriften übergehend, wenden wir uns gleich K. Hases Abhandlung über Jeanne Darc in den „Neuen Propheten" zu. Auf eingehende Quellenstudien gestützt, hat der geistvolle und gelehrte Kirchenhistoriker die katholische und katholisierende Auffassung der Jungfrau in mancher Hinsicht erschüttert, aber nach unserer Ansicht noch dem Herkommen und der Legende zu vieles zugestanden. Die Eigentümlichkeit dieses vorsichtig abwägenden Schriftstellers, einzelnes mehr zwischen den Zeilen lesen zu lassen, als deutlich auszusprechen, tritt auch in seiner Erörterung über Johannas Berufung und Mission hervor. Immerhin wird die nach Wahrheit strebende, nicht gedankenlos nachbetende Darstellung Jeanne Darcs in vielen Punkten sich der tiefdurchdachten, sorgfältigen und anziehenden Schilderung K. Hases anschließen können. Eine Biographie Johannas schrieb 1864 G. Fr. Eyssel in sachlicher, maßvoller und vorurteilsfreier Weise. A. Pauly, der bekannte Verfasser der Geschichte Englands, hat in seinen „Bildern aus Altengland" auch Jeanne Darc eine Abhandlung gewidmet, in welcher er den Gegensatz des Mädchens aus dem Volke zu den hochgestellten Ministern und Feldherrn Karls VII. mit zu greller Einseitigkeit und Parteilichkeit hervortreten läßt. Die Kritik der Geschichtschreiber Johannas ist dagegen durch P. Beckmanns ein-

gehende Forschungen gefördert und Quicherats Urteil mannigfach ergänzt worden.

Der so vielseitig litterarisch thätige Johannes Scherr hat Jeanne Darc von seinem demokratischen Standpunkte aus geschildert und sie als lauterste Vertreterin des treuen, hingebenden Volkes den ränkesüchtigen Edelleuten am Hofe und im Heere Karls VII. gegenübergestellt. Seine Quellenbenutzung ist hier, wie häufig, eine willkürliche und ungenügende, seine Beurteilung von Menschen und Dingen leidenschaftlich übertreibend. H. Semmig endlich veröffentlichte vor fünf Jahren eine populär gehaltene, von Enthusiasmus und stellenweis von Phrase durchdrungene Schrift über „die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen", die zumeist auf Studien anderer ruht. Der Titel entspricht dem Werke wenig, denn außer einigen Exkursen, die mit Johannas Geschichte in keinem oder sehr losem Zusammenhange stehen, ist von Jeannes Zeit oder Zeitgenossen darin nur soweit die Rede, wie die Verherrlichung der Heldin das unumgänglich fordert.

Allzustolz dürfen wir im ganzen nicht auf das sein, was unsere Historiker für Jeanne Darc gethan haben, doch können wir uns mit andern Ländern trösten, deren wissenschaftlichem Interesse die Prophetin von Domremy noch mehr entschwunden zu sein scheint.

Bemerkungen zu Kapitel 1 bis 8.

[1]) Über Johannas Familie siehe E. de Bouteiller et G. de Braux: Nouv. Recherches sur la famille de Jeanne Darc, Paris 1879, und Siméon Luce: Jeanne Darc à Domremy, Paris 1886, ch. II.

[2]) Jeanne Darc est-elle Lorraine? 3 Abhandlungen Nancy 1852, 1855 und 1856. Vor ihm hatte Guerrier de Dumast schon 1850 in einem zu Nancy gehaltenen Vortrage für Jeannes lothringische Abstammung plädiert. Gegen Lepage schrieb Athanase Renard, der 1851 in einem Drama: Jeanne Darc ou la fille du peuple und in den „Souvenirs du Bassigny Champenois, Jeanne Darc et Domremy" (Mem. de la Société hist. et archéol. de Langres) für die französische Herkunft aufgetreten war, drei Entgegnungen. Die lothringische Abstammung hatte Don Calmet, der gelehrte, aber nicht immer kritische Benediktiner in seiner Histoire de la Lorraine verfochten, seitdem erst ist sie zu einer eifrig umstrittenen Frage geworden. In den glaubwürdigen Quellen und Dokumenten findet sie aber keine Stütze.

[3]) 1883 verherrlichte sie Paul Déroulède in einem Festgedichte als „Jeanne la Lorraine (la Patronne des envahis", d. h. der deutschen Elsässer und Lothringer), wie das schon 1461 der französische Dichter Villon in seiner Ballade:

„Les dames du temps jadis“ gethan hatte. Von chauvinistischen Faseleien ist auch J. Fabre: Jeanne Darc, la libératrice de la France, Paris 1883, p. 320 angekränkelt. Chapelliers Schrift führt den Titel Etude sur la véritable nationalité de Jeanne Darc, Nancy, 1886, 15 pp. Die Zeitgenossen, welche sie aus Vaucouleurs oder Greux stammen lassen, haben doch ein richtiges Bewußtsein von ihrer französischen Angehörigkeit und Johannas eigene Aussagen vor den Rouener Richtern, wie die ihrer Landsleute im Rehabilitationsprozesse lassen auch auf die nationale französische Herkunft schließen.

[4]) Procès de Condamnation de Jeanne Darc, Paris 1867 p. 267—270.

[5] u. [6]) Daß wir kein authentisches Bild von ihr haben, giebt auch J. Fabre: Jeanne Darc, la libératrice de la France p. 260 zu. Nach einem alten Porträt, das K. Hase (Neue Propheten, Leipzig 1851 Seite 20) beschreibt, sei sie eine hohe und feingeformte Erscheinung gewesen, doch habe ich in französischen Galerien mehr als ein Bild von ihr gesehen, auf dem ihre Figur den Eindruck des Gedrungenen und eher Plumpen, als Ebenmäßigen macht. Manche Rehabilitationszeugen suchen auch ihre äußere Erscheinung zu rehabilitieren, das hat dann auf die verschönernden bildlichen Darstellungen Einfluß gehabt. Namentlich sind die Angaben über ihr Haar abweichend, indem dieses als dunkel oder schwarz, aber auch als rötlich bezeichnet wird. Daß sie nicht klein gewesen ist, scheint sicher, was sonst von ihrer Schönheit und Ebenmäßigkeit erzählt wird, ist mehr oder minder vorsichtig aufzunehmen.

[7]) Nach ihm haben die Hähne durch ein Freudengeschrei die Geburt Jeannes verkündet; als sie die Herde gehütet, hätten die Wölfe diese verschont, die Vögel aus ihrem Schoße Brod gepickt.

[8]) siehe dessen Abhandlung les collaborateurs de Jeanne Darc in der Nouv. Revue XXX, 225—253. — Siehe auch Jeanne Darc et le Culte de Saint-Michel p. Siméon Luce, Revue des deux mondes, Bd. 54 p. 636—56, wiederholt in dessen „Jeanne Darc à Domremy.“

[9]) Dies ist S. Luces Ansicht in der eben angeführten Schrift, gegen die sich Chapotin (Jeanne Darc et les Dominicains, Evreux 1888) ebenso, wie gegen Luces Meinung von dem Hasse der Dominikaner wider Johanna ausspricht.

[10]) de l'Averdy (Notices et extraits, T. III), der mit einem Fuße in der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts, mit dem andern im Supranaturalismus steht, hält es für nötig, diese Art von natürlicher Erklärung des Übernatürlichen eingehend zu erörtern (a. a. O. 534—41) und schließt mit dem seltsamen Urteile „La solution de cette question ne peut qu'être renvoyée au jugement de Dieu.“

[11]) In ihren Prozeßaussagen will Johanna nicht kundgeben, wer ihr zur Anschaffung der von den Richtern verpönten Männertracht geraten, sie macht verschiedene Angaben (pluries variavit). Wir folgen in unserer Angabe l'Averdy (a. a. O. 302). Sonst findet sich auch die Darstellung, daß die Rüstung auf Kosten ihrer gläubigen Anhänger in Vaucouleurs, das Pferd von ihrem Oheim und einem Freunde Johannas beschafft sei. Wichtig ist die ganze Frage nicht.

[12]) siehe Kapitel 9.

[13]) ebendaselbst.

[14]) Schon Vallet de Viriville (Histoire de Charles VII., II. 41. Anm.) glaubt nicht mehr an dieses Märchen, trotzdem er sonst die Johannalegende mehr als zweckmäßig und nötig wäre, aufrecht zu halten sucht.

[15]) siehe Kapitel 9.

[16]) Über diese Frage, de Carné: Jeanne Darc et sa mission (Revue des deux mondes, 15. Januar 1856), Dufresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII., II. 228.

[17]) So versichert der abergläubische Greffier des Stadthauses von la Rochelle (siehe Quicherat: Rél. inéd. sur Jeanne Darc, extr. du Livre noir de la Rochelle, Orleans 1879 p. 22.

[18]) So in der ebenangeführten Relation, dann bei Perceval de Cagny, der sie vor Jargeau eine andere Fahne tragen läßt, als bei ihrem ersten Auszuge und in der Chronik von Tournay.

[19]) J. Loiseleur, Comptes des dépenses faites p. Charles VII. pour secourir Orléans en 1428, Orleans 1869 p. 140.

[20]) „Et manda le duc d'Alanchon gens de toutes pars pour venir au service du roy plus pour accompaignier ycelle Jeanne la Pucelle que aultrement en espérance que venist de par Dieu plus que pour gaige ne aultres profist qu'elle eust du roy" (bei Quicherat, Prozeß IV, 64).

[21]) Vergleiche die genauen Angaben im Journal du siège d'Orléans (ebendaselbst IV) und Loiseleur a. a. O. 131 ff.

[22]) ebendaselbst 151.

[23]) Die gleichzeitigen Kopien dieses merkwürdigen Schreibens, deren eine den Rouener Richtern bekannt war, sind verloren, wir besitzen nur Abschriften aus dem XVIII. Jahrhundert. Außer Thomassin teilen noch die Verfasser des „Journal du siège d'Orléans et du voyage de Reims" (nach 1466) und der „Chronique de la Pucelle" (nach 1456) dasselbe mit.

[24]) Nicht bloß Leute wie Déroulède haben das fertig gebracht, sondern auch der verständigere J. Fabre a. a. O. p. 320.

[25]) Urkunde wird von Quicherat (Revue historique XIX, 79—80) mitgeteilt. An demselben Tage schloß Philipp den bisher geheimen Vertrag mit Karl VII. offiziell ab; ebendaselbst 76 ff.

[26]) Daß martin weder den heiligen Martin, noch die Streitaxt (marteau) sondern einen Stock bedeutet, den die Feldherrn in der Hand trugen, wenn sie das Schwert nicht führten, geht daraus hervor, daß mon martin nimmermehr für Saint-Martin gesagt werden kann, daß damals Hammer (marteau) oder Streitaxt keine üblichen Kriegswaffen waren, daß man martel statt marteau schrieb und daß martin-bâton noch im Französischen des XVII. Jahrhunderts, z. B. bei Lafontaine, einen Treiberstock bedeutet. Der Schwur Johannas „par mon martin" wird durch Perceval de Cagny und durch den Rehabilitationszeugen Séguin, also durch zwei Anhänger der Jungfrau, bezeugt, nach letzterem hat sie Lahire zu einer gleichen Beteuerungsformel bestimmt.

[27]) Monstrelet, Chronique, bei Quicherat IV, 370.

[28]) Die ersteren werden von Monstrelet a. a. O. ausdrücklich bezeugt, die anderen ergeben sich aus Rogiers Dokumenten und sind an sich natürlich.

[29]) Am 4. und 11. Juli hatte Karl 2 Briefe an die Bewohner von Reims gesandt (siehe Jadart Jeanne Darc à Reims Doc. II und III).

[30]) Die beiden ersteren siehe bei Quicherat a. a. O. V, außerdem noch einen gleichzeitigen Bericht, den derselbe Forscher in der Revue historique XIX 60 ff. mitteilt, und eine bisher unbekannte Relation, welche in den Mémoires de la Société de l'agricult., du commerce, des sciences et arts du départem. de Marne 1878—79 p. 257 ff. veröffentlicht ist.

[31]) siehe H. Jadart: Jeanne Darc à Reims, Reims 1887, Doc. IV und XVIII eine Schrift, welche die urkundlichen Angaben des im 17. Jahrhundert schreibenden Reimser Jean Rogier (bei Quicherat a. a. O. IV) mannigfach durch neue Nachforschungen erweitert.

[32]) siehe Perceval de Cagnys Chronik (Quicherat a. a. O. IV 28.)

[33]) Über den Kampf vor Paris siehe die Pläne in Rigauds Ausgabe der Chronique de la Pucelle, Bergerac 1886, ferner G. Lefèvre Portalis Bibl. de l'Ecole des Chartes XXXXVI p. 5—12. Auch der von Johanna befürwortete Sturm von der Ile St. Denis aus bot keine besseren Aussichten.

[34]) siehe den sogenannten Bourgeois de Paris bei Quicherat IV, 466.

[35]) ebendaselbst V., p. 162—67.

[36]) Der lateinische Text dieses Briefes wurde 1860 im Wiener Archive von Sickel aufgefunden, eine deutsche Übersetzung publizierte schon Hormayr 1834 im Archiv für vaterländische Geschichte (vergleiche Sickel in Sybels historischer Zeitschrift IV, Fabre a. a. O. p. 206).

[37]) So Eberhard von Windeck in seiner Geschichte des Kaiser Sigismund (siehe Quicherat a. a. O. IV, 495).

[38]) siehe Mémoire pour G. Flavy aus der Zeit Heinrichs II., aber auf älteren Aufzeichnungen ruhend, ebendaselbst V. p. 174 ff. und Kapitel 9.

[39]) Den Bericht und die beiden Schreiben siehe Quicherat a. a. O. IV., 427 und 428, V., 166 ff.

[40]) Diese Gründe sind schon von l'Averdy a. a. O. III, 157 ff, geltend gemacht worden, ihm schließt sich der jüngste Biograph Karls VII., Dufresne de Beaucourt, a. a. O. II. 255 an, indem er jedoch Einflüsterungen der Minister hinter Karls passiver Handlungsweise erblickt. Die religiösen Bedenken, welche Karl von einem energischen Vorgehen abhielten, hebt auch Beaurepaire (Recherches sur le procès de condamnation de Jeanne Darc, Rouen 1869, 94—95), hervor.

[41]) Hierauf macht Quicherat (Aperçus nouveaux sur l'hist. de Jeanne Darc p. 112) aufmerksam.

[42]) Chapotin in der oben angeführten Schrift, 128—165, weist darauf hin, daß Lemaître sich im Prozesse ziemlich passiv verhalten und andere Dominikaner, wie Ysambert, Ladvenu, Raoul le Sauvage, Bréhal, Séguin, sich schon 1431 oder doch im Rehabilitationsprozesse der Jungfrau angenommen hätten, aber damit ist das feindliche Verhalten der Pariser Universität, die doch zum Teil aus Dominikanern bestand, nicht beseitigt und die Teilnahme für Johanna im Rehabilitationsprozesse beweist nichts für die Stimmung ihr gegenüber im Verdammungsprozeß. Damals suchten sich die schuldigen Teilnehmer an dem letzteren die königliche und päpstliche Gunst zu erwerben, indem sie den toten Cauchon zum Sündenbock machten.

[43]) Causae expositio et praeparatoria. (Quicherat a. a. O. I. p. 3) „sua (Joannae) praesumptio in hoc usque evasisse ferebatur, ut praeter et contra fidem catholicam, in laesionem articulorum ejusdem orthodoxae fidei plurima peragere, dicere et disseminare auderet.

[44]) So glaubt Quicherat (Aperçus nouveaux sur l'hist. de Jeanne Darc p. 124), der gewiß nicht als gehässiger Beurteiler Johannas angesehen werden kann.

[45]) Nicolas Faquel sagt im Rehabilitationsprozeß aus, Jeanne habe auf schwierige Fragen sehr verständig geantwortet und einige Beisitzer ihr zugerufen: Vos bene dicitis Joanna (Quicherat, Prozeß II, 318).

[46]) siehe Beaurepaire, Recherches sur la condamnation de Jeanne Darc, Rouen 1869, p. 109.

[47]) Quicherat, Aperçus nouveaux p, 131.

[48]) siehe Quicherat, Aperçus nouveaux, p. 119, Beaurepaire a. a. O. 109 und 115.

[49]) siehe hierüber die Einleitung zum „Procès de Condamnation de Jeanne Darc" p. Vallet de Viriville (Paris 1867), welcher die lateinische Übersetzung Courcelles' großenteils in modernes Französisch zurückübersetzt, die französischen Notaraufzeichnungen mit aufgenommen hat. Das Manuskript der letzteren ging aus dem Besitz der Familie Urfée in die Nationalbibliothek zu Paris über, wo es l'Averdy auffand.

[50]) Wir stimmen der Ausführung Quicherats (Aperçus nouveaux, 135 bis 137) bei.

[51]) vergleiche die eingehende Ausführung l'Averdys a. a. O. 409 ff., die uns weiterer Erörterung enthebt.

[52]) Viel glaubwürdiger dagegen, daß Cauchon den Ingrimm der empörten Engländer durch die Worte: „Faictes bonne chière, c'en est faict" beruhigt habe, wenngleich auch diese Angabe nur späterer Zeugenaussage angehört.

[53]) vergleiche Clément de Fauquemberques Angabe bei Quicherat, Procès de Condamnation etc. IV 460.

[54]) Diese Briefe ebendaselbst 485 ff.

[55]) Das ist schon von Goldast erwiesen und daher von dem Editor der Werke Gersons, du Pin, dieses Gutachten nur als „etiam Gersono perperam adscriptum" aufgenommen.

[56]) Unsere Darstellung ruht selbstverständlich auf ihm und auf dem einschlägigen Aktenmaterial des Rehabilitationsprozesses, nebenbei haben wir besonders Quicherats „Aperçus nouveaux" und Beaurepaires „Recherches" berücksichtigt, die beide zuerst eine parteilose Auffassung des Prozeßganges anstrebten. Für alle einzelnen Aussagen und Vorfälle auf die Stellen bei Quicherat (Procès I—III) zu verweisen, schien uns überflüssig.

[57]) siehe die vier zuerst angeführten Dichtungen bei Quicherat (Prozeß V, 22 und 23, 44 ff., 80—82, 25 ff.) und das modern-französische Volkslied bei W. Scheffler, französische Volksdichtung und Sage II, 90—93. Die Zeit des „Mystère du siège d'Orléans" ist unbestimmt, vielleicht fällt sie erst nach den Rehabilitationsprozeß, die „Chanson de Jeanne Darc" ist jedenfalls vor 1456 entstanden, da sonst die glänzende Freisprechung der Heldin erwähnt wäre, aber keineswegs zu Lebzeiten Johannas (Scheffler a. a. O. 90) da ja der Tod derselben als „horrible injustice" und „honte éternelle" bezeichnet wird. Die Schlußverse lassen vielmehr voraussetzen, daß das Lied nach der Wiedereroberung Nordfrankreichs, also etwa 1450, gedichtet wurde, namentlich deuten darauf die Worte: Car nous n'aurions plus sans elle Le nom de Français; Et bannis de cette terre, Loin de nos foyers, Nous serions en Angleterre Pauvres prisonniers. Zum mindesten liegt in den zwei letzten Versen eine Beziehung auf den 1441 aus England heimkehrenden Karl von Orleans.

Bemerkungen zu Kapitel 9 und 10.

[1]) Chronique de la Pucelle ou Chronique de Cousinot, p. M. Vallet de Viriville, Paris 1859, p. 105—204. Die handschriftliche Grundlage der Gestes ist ebendaselbst p. 87—103 besprochen.

[2]) ebendaselbst Seite 33—65. Die von Le Féron citierte „Chronik von Cousinot" würde eine Bearbeitung und Fortführung der Gestes wie der Chronique sein, da sie bis 1495 gereicht haben muß und nicht von dem jüngeren Cousinot herrühren können, der bald nach 1484 starb (ebendaselbst p. 32, 67).

[3]) Das Verhältnis der drei Chroniken ist von Vallet de Viriville a. a. O. 57—60, 62—63, und von Beckmann „Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans", Paderborn 1872, Seite 28—32, erörtert worden. Die Abfassung der Chronique de la Pucelle soll nach Vallet de Viriville schon längere Zeit vor dem Rehabilitationsprozeß abgeschlossen worden sein und die Zeugen desselben manches aus der Chronik entnommen haben, eine unbewiesene und unwahrscheinliche Annahme (a. a. O. 54 und 55, 60—62).

[4]) Die ungefähre Kenntnis geht aus der Bemerkung, Cauchon und Genossen hätten von vornherein auf Johannas Verurteilung hingearbeitet und die Verhandlungen nicht ordnungsmäßig geführt, was mit den Aussagen der im Rehabilitationsprozeß zeugenden Beisitzer des ersten Prozesses ganz übereinstimmt, hervor.

[5]) Als Verfasser sucht A. Tutey (Le Journal d'un bourgeois de Paris, d'après les mss. de Rome et de Paris, Paris 1883, Einleitung IX—XVI, XVIII ff.) den hervorragenden Pariser Theologen Jean Chuffart, einen Nach-

folger des berühmten Gerson zu erweisen und bringt ansprechende, aber nicht völlig überzeugende Gründe vor. Dagegen hat Tutey die früher von Godefroy, la Barre, Quicherat u. A. vorgebrachten Annahmen wohl gänzlich entkräftet, namentlich ist der angebliche „Bourgeois de Paris“ ins Reich des Mythus von ihm verwiesen worden.

[6]) In seiner Ausgabe der Chronique de la Pucelle ou Chronique de Cousinot, (a a. O. p. 363—468), hat Vallet de Viriville diese Notizen und weitere Bruchstücke der Chronik abgedruckt. Zugleich giebt er eine Lebensbeschreibung des dem Priesterstande angehörenden, auf der Universität von Paris gebildeten, in Rouen als Geistlicher wirkenden, aber bei dem Prozesse gegen Johanna unbeteiligten Verfassers (ebendaselbst 341—43, 349—54), aus der die von Vallet angenommene geheime Sympathie für die Jungfrau sowenig hervorgeht wie aus der Chronik selbst. Die gesamte Chronik ist von Beaurepaire, Rouen 1870, publiziert worden.

[7]) Eine von Vallet de Viriville seiner Ausgabe der Chronik Jean Chartiers angereihte normannische Chronik der Jahre 1429—31, die der Herausgeber einem wenig bekannten Jean Raoulet zuschreibt (sie beginnt mit 1403), ist zwar neutral aber völlig bedeutungslos. Das letztere gilt von zwei lateinischen Reden, die Bischof Jean Germain von Chalons und Bischof Jean Jouffroy gegen Jeanne losließen (siehe Coll. des chroniques belges, 1870) und von einer Relation eines Picarden über die Jahre 1422—29, die sich ziemlich objektiv betreffs Jeannes äußert (ediert von Quicherat, Revue hist. XIX, 72 ff). Endlich teilt Simeon Luce (Jeanne Darc à Domremy, Paris 1886 p. 376 ff.) auch einen Bericht über Jeanne nach einer Handschrift der Nationalbibliothek mit, der, ohne neues zu bringen, die bekannten Dinge vom englisch-burgundischen Parteistandpunkt darstellt.

[8]) vergleiche Beckmann a. a. O. 54. Daß E. v. Windeck nicht aus unmittelbaren Angaben Kaiser Sigismunds oder aus Staatsdokumenten seine Mitteilungen über Johanna schöpfte, ist nach Lorenz' Urteile über die Quellengrundlage seiner Chronik (Deutschlands Geschichtsquellen etc. 2 Aufl. II. 272 ff.) sehr wahrscheinlich.

[9]) nämlich die Worte: Non obstant, que ces promesses soyent seules oeuvres humaines in „supz-super pardessus oeuvres humaines“, weil die „oeuvres humaines“ einen Zweifel an Johannas göttlicher Mission kundgaben.

[10]) Quicherat hat aus dem auf der Bibliothek in Orleans befindlichen Manuskripte nur 53½ Seiten (von 279) abgedruckt (Bd. IV seines Procès) und weist die Wertlosigkeit des Prozeßauszuges im V. Bande des erwähnten Werkes nach. Dem Manuskripte ist auf Seite 280—307 noch eine „Complainte de Mme. Helène d'Albret, comtesse de Nevers de se trouver femme“, die aus den Jahren 1505—1515 stammt, angefügt. Ich habe das Manuskript jüngst eingesehen.

[11]) siehe Beckmann a. a. O. 96.

[12]) Fragmente aus den „de gestis Joannae, virginis Franciae, egregiae bellatricis“, sowie von den „Recollections de merveilles adventures de nostre temps“ teilt Quicherat, der von der historischen Wertlosigkeit beider Werke überzeugt ist, a. a. O. V. mit. Die erste Dichtung ist vollständig von E. Prarond (Paris 1889) ediert und kommentiert worden. Über ihren Verfasser Valerandus Varanius, (der französische Name ist unbekannt), weiß man, daß er zu Abbeville geboren wurde, dann Dr. theol. der Pariser Universität ward und seit 1501 mehrere Gedichte veröffentlichte, die ihm den Beifall hervorragender Gelehrten und Dichter verschafft zu haben scheinen.

[13]) siehe Boucher de Molandon: la Maison de Jeanne Darc à Domremy im Bulletin de la Soc. hist. de l'Orléanais, VIII p. 95 ff.

Nachtrag.

Während des Druckes dieser Schrift ist mir erst die jüngste Leistung der kritischen Jeanne Darc-Forschung, nämlich La fin d'une légende, Vie de Jeanne Darc p. Ernest Lesigne, Paris 1889 zugegangen. Lesigne sieht in der falschen Jungfrau, deren wir im Verlauf der Arbeit öfter gedacht haben, die wirkliche Jeanne Darc, welche überhaupt nicht verbrannt sei. Auch sonst zeugt seine Beurteilung der Jungfrau, neben manchem Anerkennenswerten, doch von einer Hyperkritik, die zur ärgsten Kritiklosigkeit wird (siehe die treffende Abschätzung des Wertes dieser Schrift in der Revue critique d'hist. et de litt. 10. März 1890, p. 191 und 192). Bezeichnend für die Urteilsreife und Sachkenntnis gewisser deutscher Journalisten ist es, daß Lesignes Elukubrationen in größeren Zeitungen wohlgefällig angepriesen werden konnten.

Im Gaulois ist neuerdings eine Zusammenstellung der Urteile der „40 Unsterblichen" über Johanna gegeben worden. Leider sind sie so widersprechend und entbehren so sehr der genauen Begründung, daß der Jeanne Darc-Forscher mit ihnen nicht viel anfangen kann.

Ein Standbild der Jungfrau, das Werk E. Fremiets ist neuerdings der Stadt Nancy von Mr. Osiris zum Geschenk gemacht worden, der auch für die Weltausstellung einen 100,000 Franken-Preis gestiftet hatte.

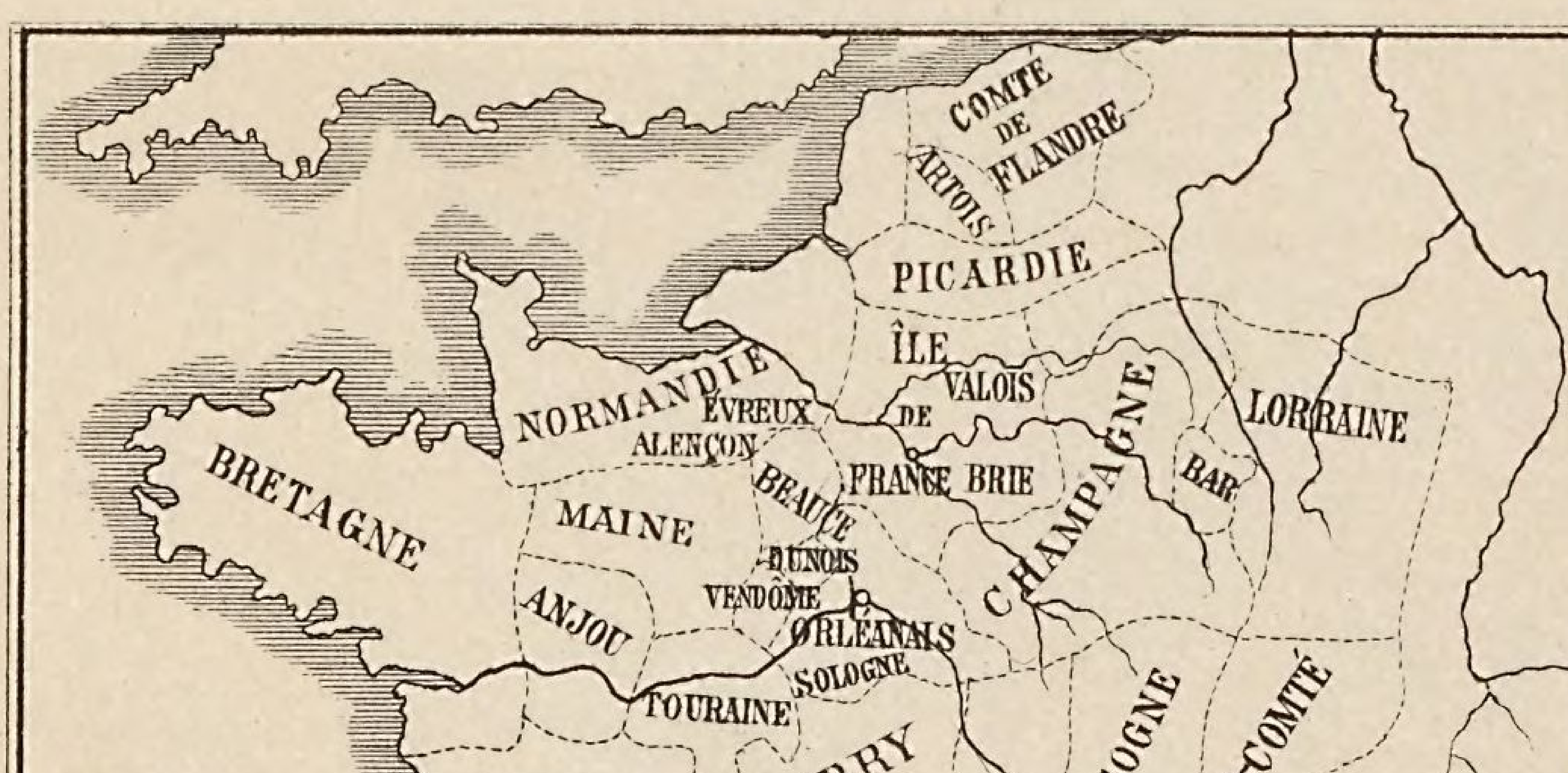
Berichtigung.

Seite 26 Zeile 23 ist [8]) zu tilgen.

Inhalt.



Karte zu den Zügen der Jungfrau von Orléans. — 1429 – 1430.



Die Provinzen Frankreichs z. Zt. der Jungfrau v. Orléans.

Mahrenholtz, Richard,

Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung Auf Grund neuerer Forschung dargest. Mit 1 Kärtchen

Leipzig 1890